

14./15.12.19

Die taz wird ermöglicht durch 19.483 GenossInnen. Infos unter geno@taz.de oder 030 | 25 90 22 13. Abo-service: 030 | 25 90 25 90, fax 030 | 25 90 26 80, abomail@taz.de. Anzeigen: 030 | 25 90 2 -130 /-325, anzeigen@taz.de. Kleinanzeigen: 030 | 25 90 22 22, kleinanzeig@taz.de. taz Shop: 030 | 25 90 21 38. Redaktion: 030 | 25 90 22 0, wochenende@taz.de, taz Postfach 610729, 10923 Berlin. taz im Internet: twitter.com/tazgerwitscher

www.taz.de
Ausgabe West, Nr. 12112
€ 3,50 Ausland, € 3,20 Deutschland

4 190254 803208
6 0150

kalle

eine linke geschichte

Ernüchtert in Madrid
Auf der Klimakonferenz: Eine Reportage über wütende junge AktivistInnen
3

Betrunken in Brixton
Nach den UK-Wahlen: Ein Kneipenbesuch bei enttäuschten Labour-WählerInnen
5



Geschäftsführer Karl-Heinz Ruch hat die taz geprägt wie kein anderer. Nun, nach 41 Jahren, verlässt er die Zeitung und zieht aufs Land. Zum Abschied eine Sonderausgabe

Karl-Heinz Ruch („Kalle“) an seinem ersten taz-Schreibtisch in der Berliner Wattstraße, 80er Jahre
Foto: Hans-Peter Stiebing

Tagewerk

Viel gesprochen hat Karl-Heinz Ruch in seinem Berufsleben nicht. Er hat immer einfach gemacht. Porträt eines Aufbauers
10–11

Feierabend

Da wo Herr Ribbeck von Ribbeck ist, im Havelland nämlich, da lässt es sich gut aushalten. Ein Besuch in Strodehne
35–36

KONTEXT: WOCHENZEITUNG

Will Thyssenkrupp ausgerechnet seine hochprofitable Aufzug-Sparte verkaufen? Die Mitarbeiter vor Ort sind nervös

Editorial

Von Georg Löwisch

Ob es die taz noch gibt, weil Karl-Heinz Ruch ihr Geschäftsführer ist? Oder obwohl? Die Häufigkeit der Frage ebte in der taz-Belegschaft erst am Schluss ab. Im letzten Viertel der vier Jahrzehnte seit ihrem Bestehen. Das „Obwohl“ zählte zu den Negativströmen, die auszuhalten Karl-Heinz Ruch zur Natur geworden ist. Sonst hätte er seinen Job nicht machen können, nicht so lange.

Der Geschäftsführer der taz geht nach 41 Jahren in Rente. Das ist beachtlich. Aber dahinter steckt auch eine linke Geschichte, die es sich zu erzählen lohnt. Von Kalle Ruch kann man viel lernen. Wie man die Arbeitswelt besonders gestalten kann; wie man ihr durch

das Leben im Umland etwas entgegen setzt; auch über Architektur in Berlin; schließlich über das deutsche Verlagswesen. In diese vier Kapitel ist diese Ausgabe gegliedert. Dazu Aktuelles auf den vorderen Seiten, von den UK-Wahlen bis zur Klima-Konferenz in Madrid.

Diese Sonderausgabe bedeutet nicht den Abschied von einem alternativen Patriarchen. Autoritäre Vaterfiguren hatten andere Verlage. Kalle Ruch aber ist ein leiser Gegenpol zu ihnen. Während deren Imperien schrumpften, vollzog sich der Aufstieg seines demokratischen Modells der Genossenschaft.

Aber auch der Typus ist ein anderer. Während Augstein, Burda oder Springer sich zeigefreudig in ihren Machtgeesten gefielen, schnodderte der taz-Geschäftsführer höchstens ein biss-

chen über den Journalismus an sich. Wenn Verleger anderswo Redakteure zum Rapport riefen, piesackte uns Kalle, indem er nach dem Mittagessen im taz-Café genüsslich den Finanzteil der FAZ ausbreitete. Ansonsten schwie er. Zu jenen Großverlegern, die sich auch gern mal als Großjournalisten ihres Hauses groß inszenieren, ist er ein historischer Gegenentwurf: ein Protagonist des Machenlassens.

Das bedeutete aber nie Verantwortungslosigkeit, denn die ist die Pest jedes Projekts. Selbst die größte Kreativität braucht einen Rahmen, wenn man von ihr leben will. Gehört die Zeitung auch noch Journalistinnen und Journalisten, die sich dazu für die kreativsten halten, dann ist dieser Rahmen immer zu eng. Es werden immer mehr Mittel gebraucht und dann noch mehr.

Kalle Ruch hatte nicht nur die Aufgabe, Nein zu sagen. Es ging darum zu erkennen, welches Projekt eine Chance ist. Auch das hat er leise gemacht. Eher durch zustimmendes oder ablehnendes Schweigen definierte er den Rahmen. Motto: kreativ, aber nicht blöd. Politisch gestartet, professionell geworden, aber immer mit dem Gefühl für die Idee des taz-Journalismus verteilte oder verknappte er die Mittel. Nach ökonomischen Kriterien. Nicht nach ideologischen. Schon gar nicht nach tagespolitischen.

Und dann hat er kurz noch mit einem Millionen-Hausprojekt den Leuten vom unteren Ende der Rudi-Dutschke-Straße, Ecke Axel-Springer-Straße, gezeigt, wie Marktwirtschaft geht.

Das Modell, nach dem man unter klaren Prämissen Fehler vermei-

den und Innovationen ermöglichen musste, ist leider vorbei. Die Menschen lesen, hören und sehen Medien anders zu anderen Zeiten mit anderen Prioritäten und neuer Technik. Erst verschmähen die Leute Podcasts, dann hören sie sie doch. Dann ändert jemand einen Algorithmus. Und während gestern noch viel zu viele in den Journalismus wollten, können es morgen schon viel zu wenige sein. Die Prämissen sind ständig in Bewegung.

Die taz hat Kalle nichts geschenkt. Jetzt bekommt er das, was uns am kostbarsten ist. Unsere Zeitung. Eine Ausgabe, in der sich die taz umbenennet. Heute drucken wir Kalle. Und der Mann, der immer den Rahmen gesetzt hat, ist diesmal selbst das Bild. Es ist nicht nur unsere Art, jemandem Danke zu sagen. Aber auch.

inhalt

Druck machen

Axel, Rudolf, Hubert: Für Zeitungen waren im Nachkriegsdeutschland meist Männer verantwortlich. Kalle war einer von ihnen
verleger 12, 13

Kasse machen

Das mit dem Geld und der taz, schwierig war's. Aber wie war es wirklich? Steuerberater Bernhard Brugger packt aus
verleger 14

Kurve kriegen

Was wäre Kalle ohne seinen Sidekick Andi Bull gewesen? Zum Abschied gibt es eine Bull-Analyse, natürlich mit steil nach oben zeigender Kalle-Kurve
verleger 16



verleger

Foto: Anja Weber



Foto: Anja Weber

Osterweiterung

Es hätte eine Liebesgeschichte werden können: Im Jahr 1991 wollte Kalle die ehemalige FDJ-Zeitung „junge Welt“ kaufen
arbeitswelt 18

Damenverschiebung

Elke, Georgia, Bascha: An der Spitze der taz standen meist charismatische Frauen. Doch im Hintergrund war immer der König, der die Figuren auf dem Schachbrett bewegte
arbeitswelt 20–21

Festwiesenausdehnung

Die Anzeigen-Wiese gehört zur taz wie die Polder zu Holland. Nun wird sie geflutet – mit warmen Worten
arbeitswelt 24–27

Manifest

Der taz Neubau verändert die südliche Friedrichstadt im Zentrum Berlins. Kritiker sagen: Nicht nur zum Guten. Ist die taz ein Gentrifizierer?
architektur 30–31

Richtfest

Schon immer haben große Unternehmer kleine Wohnungen für ihre Mitarbeiter gebaut. Bekommen die tazler Werkwohnungen?
architektur 32

Standfest

Der taz-„Hauspimmel“ von Peter Lenk hat von Anfang an polarisiert. Dank Kalles Konsequenz hängt er noch dort
architektur 33



Foto: Elke Seeger



Foto: Stephanie Steinhilber/stkreuz

Dorf in Brandenburg

Fontane mag mal vorbeigekommen sein, Kalle hat sich lieber gleich dort niedergelassen. Denn nirgends sind die Backsteine schöner als in Strodehne im Havelland
umland 35–36

See in Brandenburg

Wer fischt, spricht nicht. Das gilt auch für Wolfgang Schröder, wenn er über den Gülper See schippert. Außer natürlich mit der taz
umland 37

Stadt in Brandenburg

Als die taz noch in Westberlin stand, gab es weder Teltower Rübchen noch Zander aus dem Stechlin. Es gab nur Döner
umland 38

kolumne macht

Es entscheidet, wer Verantwortung trägt

Wenn es der Sache dient, darf man sogar in der taz autoritär sein. Zum Abschied von Karl-Heinz Ruch



Foto: Anja Weber

Bettina Gaus ist politische Korrespondentin der taz

Manches wird genau deshalb geglaubt, weil es sich nicht beweisen lässt. So gibt es gar nicht so wenige Leute, die überzeugt sind, dass die Pyramiden von Außerirdischen gebaut wurden. Zu denen gehöre ich nicht. Aber es gibt anderes, das nicht weniger schwer nachzuweisen ist. Und dennoch real zu sein scheint. So bin ich ziemlich sicher, dass Karl-Heinz Ruch immer dann ein leicht maliziöses Lächeln aufsetzte, wenn der Slogan „Keine Macht für niemand!“ fiel. Und dass er dann zu sich selbst – und nur zu sich selbst – sagte: „Außer für mich!“

Keine Macht für niemand: Der berühmte Titel der Band „Ton Steine Scherben“ spiegelte ein Lebensgefühl wider, das auch Pate bei der Gründung der taz 1978 stand. Kalle Ruch war dabei, damals. Und doch auch nicht dabei: Der Einzige unter all den Gründerinnen und Gründern von damals, der sich mehr für wirt-

schaftliche Zusammenhänge als für Inhalte interessierte. Der dabei blieb. Und ohne den es – vermutlich – die taz heute nicht mehr geben würde.

Kalle konnte und kann einen rasend machen. Worüber auch immer die Redaktion gerade stritt: Es war ihm stets vollständig gleichgültig – oder schien es jedenfalls zu sein. Er machte „sein Ding“. Schweigend, undurchschaubar. Als der taz das Wasser bis zum Hals stand, mindestens, da wünschten sich viele im Haus einen „guten“ Verleger. Der uns allen akzeptable Gehälter – endlich! – und halbwegs gute Bedingungen für Recherche garantieren würde. Ich wollte das auch.

Und was tat Kalle? Er ebnete den Weg für die Genossenschaft, die es noch heute gibt. Und die der taz das Überleben sicherte, ohne Verleger, ohne Autorität von außen. Danke, auch dafür.

Keine Macht für niemand? Mag ja sein – nein, ist so! –, dass Kalle sich nicht sonder-

lich für Feinheiten des Streits innerhalb der Linken interessierte und interessiert. Wohl aber für die Frage, wie ein Medium überleben kann, innerhalb dessen diese Frage ausgegessen werden darf.

Karl-Heinz Ruch hat sehr früh dafür Sorge getragen, dass die taz als Marke für mehr stand als für die gedruckte Zeitung. Kongresse, Sonderausgaben, fair gehandelter Kaffee. Diversifizierung.

Keine Macht für niemand – außer für ihn selbst? Nein, das wäre Unfug. Grober Unfug sogar. Denn es ging ihm ja niemals um sich selbst, schon gar nicht um die eigene Karriere – sondern, so altmodisch das klingt: um die Sache. Um die Sache taz, der er sich sein Leben lang verschrieben hat. Also: dafür zu kämpfen, dass es eine kleine, unabhängige Zeitung gibt, ohne Verleger und Verlegerinnen. Demokratisch organisiert. Deren Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter schreiben dürfen und können, was sie wollen. Ohne Angst

vor einer Kündigung, weil sie die „falsche“ Meinung vertreten. Das hat (fast) immer funktioniert.

Aber bevor uns jetzt allen Tränen der Rührung in die Augen steigen: Natürlich kann Kalle unerträglich sein. „Wer Verantwortung trägt, entscheidet“, ist, wie aus dem Vorstand zu hören ist, ein von ihm gern benutzter Satz im Gremium. Wie autoritär darf man sein in einem Medium wie der taz? Offenbar fast grenzenlos autoritär. Wenn es denn der Sache dient.

Und dieser Sache hat Karl-Heinz Ruch gedient. Ach, Kalle. Ja: Der Übergang scheint gesichert zu sein. Aber wir müssen jetzt eben ohne dich und deine unfassbar selbstsicher erscheinende Urteilsfähigkeit auskommen. Nein, ich zweifle nicht an der Kompetenz deiner Nachfolger. Aber möchtest du nicht trotzdem noch ein wenig bleiben? So ein, zwei, 120 Jahre? Das wäre nett. Und ich würde sehr gerne unentwegt weiter mit dir streiten.

Emotion gegen Emission

Auf der Klimakonferenz COP25 in Madrid prallt die Wut der Jugend auf die Welt der Diplomatie

Aus Madrid **Bernhard Pötter**

Am Mittwoch dieser Woche klingt António Guterres plötzlich wie Greta Thunberg. Auf der Klimakonferenz COP25 in Madrid sagt der UN-Generalsekretär: „Wir müssen 2020 liefern, was die Wissenschaft als Muss festgeschrieben hat, oder wir und alle folgenden Generationen werden einen unerträglichen Preis zahlen.“ Im Publikum gibt es höflichen Applaus. Vor dem Saal wird es laut: „Klimagerechtigkeit jetzt!“, skandieren einige Hundert BesucherInnen, vor allem aus Jugend- und Umweltgruppen.

Die Demonstration ist laut und chaotisch und nicht angemeldet, die UN-Security reagiert nervös. Auf teilweise rabiate Art drängen Polizisten und Wachleute die DemonstrantInnen ins Freie, kesseln sie ein, eskortieren sie vom Gelände. Erst nach einer nächtlichen Krisensitzung entscheidet die UNO: Alle dürfen wieder rein, wenn sie sich an die Regeln halten.

Doch die Jugend hält sich nicht an die Regeln der Klimadiplomatie, weder an die geschriebenen noch die ungeschriebenen. Schon lange ist keine COP mehr – vor und hinter den Kulissen – so stark von formell ohnmächtigen „Observers“ geprägt worden wie Madrid durch die „Youth for Future“: ein paar Hundert junge Leute, die für Millionen in aller Welt auftreten, die laut sind, direkt sprechen und mit Vorwürfen nicht sparen. Dabei geht es auf den COPs doch um Vorsicht, Allianzen und Kompromisse. Verhandler hassen Überraschungen. Nur eines hassen sie noch mehr: an ihre eigenen Beschlüsse, ihr eigenes schlechtes Gewissen und den Titel der Konferenz erinnert zu werden: „Tiempo de Actuar“ – Es ist Zeit, zu handeln.

Vanessa Nakate sitzt erschöpft auf dem grauen Teppichboden in Halle 8. Ihre Erfahrung klingt bitter: „Wir haben mit Delegierten geredet, aber sie geben gar keine richtige Antwort. Und alle Fragen gehen immer nur an Greta.“ Nakate kommt aus der Hauptstadt Ugandas, Kampala. Die 23-jährige arbeitet zu Hause bei einer Solarfirma, sie wurde von Greenpeace eingeladen, weil sie Klimastreiks organisiert – aber in ganz kleinem Rahmen. „Wenn mehr als drei oder vier Leute demonstrieren, kommt die Polizei mit Tränengas“, sagt sie.

Der Klimawandel ist für sie Alltag: „Bei uns regnet es jetzt seit drei Monaten wie verrückt, Menschen sterben, Kinder er-

trinken.“ Die Konferenz? „Alle tun hier so, als seien sie auf unserer Seite“, sagt Nakate. „Ob das stimmt, werden wir ja an den Entscheidungen sehen.“ Für viele seien sie „nur eine Gruppe von Teenagern, für die niemand fossile Brennstoffe aufgibt“. Am Schluss der Konferenz wehrt sich eine Gruppe von Fridays for Future gegen die Vereinnahmung durch die UN: „Wir sind nicht zu eurem Vergnügen hier!“ Luisa Neubauer von FFF, die auf der Konferenz mit Greta Thunberg auftrat, zieht ein ähnlich bitteres Fazit: „Wir hatten die Erwartung, dass sich nach diesem Jahr mit so vielen Demonstrationen etwas ändert. Aber wir sehen eher Rückschritte, etwa bei den Menschenrechten, nicht mal Stagnation. Es gibt hier weder Hoffnungsträger noch Führung. Wir haben nicht noch einmal 25 COPs, um endlich Fortschritte zu machen.“

Damit legen die „Fridays“ den Finger in die Wunde. Seit einer Generation gibt es COPs mit Zehntausenden TeilnehmerInnen. Die Wissenschaft liefert ein Horrorszenario nach dem nächsten. Es gibt ausgefeilte völkerrechtliche Verträge. Und immer mehr CO₂-Emissionen.

Die Jugend sieht sich machtlos. Die Verhandler sehen das anders. „Die Stimmung in den Sitzungen hat sich verändert, die Leute hören mehr zu“, sagt einer. Jochen Flasbarth, Staatssekretär im Umweltministerium, spricht vom Druck der Demonstranten, warnt aber vor Illusionen, dass es auf dieser COP große Entscheidungen geben könne. Die jungen Leute müssten aufpassen, sich nicht in „Frustschleifen“ zu verlieren.

„Wir sind auch oft enttäuscht“, sagt Franz Perrez. Der Umweltbotschafter der Schweiz ist schon lange dabei und für seine offene Sprache bei den Verhandlungen bekannt. „Der Druck der Jugendlichen bewirkt am meisten in den Heimatländern, wenn dort das Verhandlungsmandat bestimmt wird.“ Auf der UN-Ebene aber wirken andere Kräfte. Und obschon sie mit den Ergebnissen oft unzufrieden seien, so Perrez, sei die UNO „das einzige Forum, um dieses globale Problem global zu behandeln.“

Auch die Umweltgruppen, die den Prozess seit Jahrzehnten begleiten, sind hin- und hergerissen. „Wir reden immer wieder darüber, wie sehr wir uns von dem Prozess vereinnahmen lassen“, sagt eine Expertin. Jennifer Morgan, Chefin von Greenpeace International, meint: „NGOs haben massiven Einfluss, ohne uns wäre dieser Prozess noch viel



Am Mittwoch in Madrid: Die Demonstration ist laut und chaotisch und nicht angemeldet Foto: Celestino Arce Lavín/ZUMA Press/Imago

langsamer.“ Die jungen Leute machten etwa in Deutschland den bitter nötigen Druck, so Morgan. Und die UN-Regeln seien nicht vom Himmel gefallen, erinnert die Veteranin aller COPs: „1992 hat Saudi-Arabien verhindert, dass hier mit Mehr-

heit abgestimmt wird.“ Seitdem herrscht der Zwang zum Konsens. Und deshalb oft Stillstand.

Für manche Organisatoren haben sich die Umweltgruppen radikalisiert. Die Konflikte wegen des Rauswurfs der DemonstrantInnen bei der Guterres-Rede

oder einen Streit über eine Preisverleihung der Klimagruppe CAN hätten sie bewusst eskalieren lassen, heißt es in der UNO. „Die Regeln waren klar, sie wussten, dass sie dagegen verstoßen.“

Diesen Widerspruch hat der Protest der Jugend in Madrid

deutlich gemacht: Die Klimadiplomatie pocht auf ihre Regeln, die einen langsamen Prozess und minimalen Klimaschutz bringen. Aber sie einzuhalten hat die Welt dahin gebracht, wo sie UN-Chef Guterres verortet: in den „Klimanotstand“.

Anzeige

Privatsphäre ist Einstellungs-sache.

Google Konto

Privatsphärecheck

- ✔ Aktivitätseinstellungen überprüft
- ✔ Einstellungen für Werbung überprüft

Wählen Sie in wenigen Schritten wichtige Einstellungen:

g.co/privatsphaerecheck



Boris Johnson verhalf seiner Partei zum größten Wahlsieg seit 1987
Foto: Andrew Parsons/Polaris/laif

Der Brexit-Wahlsieg

Das Scheitern der Labour Party und der Triumph von Boris Johnson zeigen eindrücklich: Es gibt massive Umwälzungen in der politischen Landschaft Großbritanniens

Aus London **Dominic Johnson**

Die Regenwolken gaben irgendwann den Blick auf den Vollmond am Nachthimmel frei, Wind und Stürme machten den Briten landesweit zu schaffenden. Nicht nur meteorologisch war der 12. Dezember in Großbritannien ein denkwürdiger Tag. Boris Johnson hat seine Konservativen bei den Parlamentswahlen zu einem historischen Wahlsieg geführt. Aus 317 Sitzen nach den Wahlen 2017 sind 365 geworden, eine absolute Mehrheit von 80 Sitzen im 650 Abgeordnete zählenden Unterhaus. Das ist der größte konservative Wahlsieg seit 1987 unter Margaret Thatcher.

Dreieinhalb Jahre nachdem die Briten mehrheitlich für den Austritt aus der EU stimmten, haben sie dem wichtigsten Anführer der damaligen Brexit-Kampagne eine komfortable Mehrheit beschert und damit das Referendumsergebnis in der Regierung verankert. Labour hat dagegen die schwerste Wahlniederlage seiner Geschichte erlitten. Die Zahl der Sitze für die linke Oppositionskraft sinkt auf 203 – das schlechteste Ergebnis seit 1935.

Die Konservativen waren zuvor keineswegs siegessicher. Auf dem politischen Weihnachtsempfang der Wochenzeitschrift *Spectator* – früherer Chefredakteur: Boris Johnson – am Vorabend der Wahl, einem Stelldichein des konservativen Establishments, dominierte die Angst vor einer Niederlage. Kaum jemand unter den rund 1.000 Gästen hob die Hand, als Chefredakteur Fraser Nelson um ein Meinungsbild bat und nach den Aussichten für eine große Tory-Mehrheit fragte. Eine unveröffentlichte Umfrage machte die Runde, wonach Johnsons Partei nur noch einen Punkt vor Labour liege.

24 Stunden später war das alles Geschichte. Johnson triumphierte. Die konservative Strategie, alte Labour-Milieus mit der Parole „Get Brexit Done“ zu überzeugen, ging voll auf. Die berühmte „rote Mauer“ aus sicheren Labour-Sitzen vom Nordosten Wales quer durch den Norden Englands bis in die

nordostenglische Region Newcastle wurde erfolgreich gestürmt. Manche Wahlkreise haben ihren ersten konservativen Abgeordneten seit hundert Jahren, sogar dort, wo der Hass auf Thatcher zur politischen Folklore gehört. Im Laufe der Wahlnacht fielen historische Labour-Sitze wie Dominosteine – sogar Tony Blairs alter Wahlkreis Sedgfield im Bergbaurevier um Durham.

Hinter diesen Erschütterungen steht eine gigantische Umwälzung der Wählerlandschaft. Bei der *Spectator* Party in London analysierte das der bekannte Reporter und Kolumnist Rod Liddle, der nicht an einen Tory-Wahlsieg glaubte, anhand seines Heimatwahlkreises Stockton South in Nordostengland: Arbeiterviertel, die immer Labour wählten, schwenken zu den Tories – das Villenviertel, in dem die reichen Fußballprofis wohnen, wird Labour-Hochburg. Stockton South fiel tatsächlich an die Konservativen. Laut *Financial Times* ist der Schwenk zu den Konservativen umso stärker, je größer der Anteil der gering qualifizierten Arbeitnehmer.

Die politische Landschaft Großbritanniens passt sich verspätet dem Ergebnis des Brexit-Referendums von 2016 an, mit damaligen Leave-Hoch-

burgen als neuen Tory-Eroberungen. Das gilt auch für das Remain-Lager, das den Brexit ablehnt und sich vor allem bei Liberaldemokraten, Grünen und schottischen Nationalisten sammelte und zumindest einzelne Labour-Abgeordnete umfasst. Seine Vertreter haben in wohlhabenden englischen Hochburgen der Brexit-Gegner von 2016 gut abgeschnitten, dazu in Teilen Schottlands.

Bemerkenswert an dieser Wahl ist, dass die Parteien, deren Haltung zum Brexit am eindeutigsten ist, am stärksten zulegten – allerdings nur in Stimmen gezählt, nicht in Sitzen: die Brexit Party mit 2 Prozentpunkten aus dem Stand, die Liberaldemokraten mit über 4 Prozentpunkten Zuwachs. Die Konservativen haben nur etwas mehr als 1 Prozentpunkt an Stimmen gewonnen, aber in Sitzen massiv zugelegt – weil Labour, das offiziell gar keine eigene Haltung zum Brexit hatte, um 8 Prozentpunkte einbrach. Viele Labour-Stimmen gingen nicht an die Tories, sondern an die Brexit Party, die zwar nirgends einen Sitz ergatterte, aber Labour genug Wähler nahm, um so manchem Konservativen zum Sieg zu verhelfen.

Labour-Chef Jeremy Corbyn kündigte noch in der Wahlnacht seinen

Rücktritt an – allerdings keinen sofortigen. Die Partei brauche einen „Prozess der Reflexion“ und so lange werde er sie weiter führen, sagte Corbyn. Der linke Flügel führt die Wahlniederlage allein auf den Brexit zurück, den man als Hauptthema nicht habe verdrängen können. Corbyn sagte am Freitag, sein Wahlprogramm habe großen Zuspruch erhalten, aber der Brexit habe alles verdrängt. Schattenjustizminister

Die Ergebnisse sind eine verspätete Anpassung an das Brexit-Referendum von 2016

Richard Burgon meinte, nächstes Mal werde alles besser: „Dies war eine Brexit-Wahl. Die nächste Wahl wird keine Brexit-Wahl mehr.“

Zahlreiche geschlagene Labour-Abgeordnete erklärten diese Analyse allerdings öffentlich für Blödsinn: Starke Vorbehalte gegen Jeremy Corbyn hätten die Partei unwählbar gemacht. Labour habe wegen einer „toxischen Mischung von Brexit und Corbyn“ verloren, sagte der gescheiterte Parlamentarier Gareth Snell und geißelte zugleich Pro-EU-Kräfte bei Labour: „Manche Zentristen fanden es wichtiger, den Brexit zu stoppen als die Tories.“ Die besiegte Labour-Abgeordnete Ruth Smeeth kommentierte das Wahlergebnis so: „Das ist das Ende. Die Frage muss gestellt werden, ob Labour überhaupt noch eine Existenzberechtigung hat.“ Hinter den Kulissen soll darüber gestritten werden, ob Labour nicht schon für die Eröffnung des neu gewählten Parlaments kommende Woche ein frisches Gesicht braucht.

Als Hauptopposition zu Boris Johnson positioniert sich nun die schottische Nationalpartei SNP. So wie die Konservativen jetzt England politisch dominieren, tut die SNP das in Schott-

land. In England holten die Konservativen 47,2 Prozent und 344 der 533 Wahlkreise. In Schottland holte die SNP 45 Prozent und 48 der 59 Wahlkreise.

Schottlands SNP-Regionalpremierministerin Nicola Sturgeon warf Premierminister Boris Johnson am Freitag offen den Fehdehandschuh hin und verlangte das Recht, auch ohne die derzeit rechtlich nötige Zustimmung Londons ein neues Unabhängigkeitsreferendum für Schottland einzuleiten: „Nicht Westminster, sondern dem schottischen Parlament obliegt die Entscheidung, ob und wann es ein Referendum gibt“, erklärte sie in Edinburgh. Boris Johnson habe ein Mandat für den Brexit in England, „aber er hat nicht das geringste Mandat, Schottland aus der EU zu führen.“

Die Liberaldemokratin Jo Swinson, die ihren schottischen Wahlkreis an die SNP verlor, sagte, nun würden manche „die Welle des Nationalismus auf beiden Seiten der (englisch-schottischen) Grenze feiern“ und das Gesamtergebnis bedeute „Furcht und Niedergeschlagenheit für Millionen“.

Aber mit Brexit-Phantom Schmerzen wird nicht lange Politik zu machen sein. Denn Boris Johnson steht am Gipfel seiner wechselhaften politischen Karriere, und er gedenkt, seinem Land und seiner Partei seinen Stempel aufzudrücken. „Die Leute wollen Veränderung. Wir können und dürfen sie nicht enttäuschen. Um Veränderung zu erreichen, müssen auch wir uns verändern“, redete er am Freitagmorgen seiner Partei ins Gewissen. In einer Ansprache am Nachmittag wiederholte er die Parole vom „One-Nation-Konservatismus“ – also kein Klassenkampf von oben, wie es Labour ihm unterstellt, sondern ein sozialer Konservatismus für alle.

Die britischen Konservativen als eine Art englische CSU – so in etwa sieht Johnsons Weg aus, nachdem er Großbritannien Ende Januar 2020 aus der EU geführt hat. „Zwanzig Jahre Tory-Herrschaft“ prophezeite ein niedergeschlagener Labour-Politiker in der Wahlnacht. Kein Konservativer würde ihm derzeit widersprechen.

Die Ergebnisse in Zahlen

Wahlergebnis 2019 (in Klammern die Veränderungen gegenüber 2017):

Konservative	365 (+48) Sitze,	43,6 % (+1,2)
Labour	203 (-59) Sitze,	32,2 % (-7,8)
SNP	48 (+13) Sitze,	3,9 % (+0,8)
Liberaldemokraten	11 (-2) Sitze,	11,5 % (+4,2)
Grüne	1 Sitz,	2,7 % (+1,1)
Brexit Party	0 Sitze	2,0 % (+2,0)

Ergebnisse der Schauplätze der taz-Wahlkampfserie:

Dudley North: war Labour, jetzt Tory mit 63 % – Ashfield: war Labour, jetzt Tory mit 39 % – Hartlepool: bleibt Labour mit 38 % – Doncaster North: bleibt Labour mit 39 % – Bolsover: war Labour, jetzt Tory mit 47 % – Bristol West: bleibt Labour mit 62 % – Finchley & Golders Green: bleibt Tory mit 44 % – Berwickshire: bleibt Tory mit 48 % – Richmond Park: war Tory, jetzt liberal mit 53 %

Alle Ergebnisse:

<https://www.bbc.co.uk/news/election/2019/results>

Doch keine Drinks for free

Selbst die, die Labour gewählt haben, wollten nicht auf den Sieg der Partei wetten. In der Kneipe Beast of Brixton trinken Linke aus Frust, im wohlhabenden Kensington sorgte der Wahlabend für eine Überraschung

Aus London **Daniel Zylbersztajn** (Text und Foto)

James Duke-Evans war schon immer links. Also hat er, der Kneipenwirt, am Wahlabend bekannte Gegner der konservativen Tories in sein Pub im multikulturellen Südlondoner Stadtteil Brixton eingeladen. Das Beast of Brixton ist voll von weißen, trendy Mittelklasse-Briten, obwohl Brixton historisch das schwarze Viertel Londons ist. Bevor die Wahllokale schließen, dürfen sie wetten – um ein edles Tröpfchen umsonst. Alle wetten auf eine konservative Mehrheit von 15 bis 50 Sitzen. Niemand glaubt an die sozialdemokratische Labour-Partei.

Punkt 22 Uhr läuft die gemeinsame Wahlprognose aller Fernsehsender: ein Riesensieg für Boris Johnson, eine Mehrheit von 86 Sitzen. Das Publikum hat sich verschätzt. Statt dass es sich wie geplant mit Wodka und Whisky betrinkt, bricht Verzweiflung aus.

James Duke-Evans sagt, er könne jetzt aus Frust trinken, bis er tot umfalle. „Wir Briten sind ein Dildo mit Stacheldraht geworden“, schimpft der Wirt und meint, dass das Land sich und anderen nur Schaden zufüge.

„Ich bin verzweifelt“, ergänzt ein Bargast. Eine junge Frau sagt, jetzt komme der Ausverkauf Großbritanniens und seines Gesundheitssystems an die USA. Beide haben Labour gewählt.

„Wir Briten sind ein Dildo mit Stacheldraht geworden“

James Duke-Evans, Kneipenwirt

Richard Rice aus Camberwell ist seit dem Brexit-Referendum Liberaldemokrat und war im Wahlkampf aktiv. „Wir haben Fehler gemacht, am Anfang und am Ende der Kampagne.“ Zum Beispiel die Ansage, man werde im Fall des Wahlsiegs den Brexit-Antrag einfach widerrufen, ohne neues Referendum.

Alle im Beast of Brixton sind sich einig: Jetzt braucht Labour eine neue Führung. Und wen? Keir Starmer wird genannt, Labours Brexit-Schattenminister, ehemaliger britischer Generalstaatsanwalt und Abgeordneter in Nordlondon. Der hätte das Zeug, klar und effektiv überzukommen, glauben sie. Er behält später sogar seinen Wahlkreis.

Im Obergeschoss der Kneipe feiern zufällig die AutorInnen der South London Writers Group ihre Weihnachtsfeier. Auch unter ihnen gibt es keinen einzigen Konservativen, dafür eine Tiefenanalyse dieser Wahl. „Das Wohl vieler Briten hängt zu sehr an Privatinvestitionen, und das macht viele bezüglich

Labour nervös“, sagt ein 50-jähriger Liberaldemokrat. Ein jüngerer Labour-Wähler ist von Corbyn enttäuscht: „Unter meinen linken Freunden konnte ich beobachten, wie sie sich schwertäten mit Corbyn, obwohl sie Labour eigentlich unterstützen. Es geht um seine Unterstützung der IRA, der Hamas und des Iran, und darum, dass er Palästinenser Juden vorzieht. All das geht vollkommen gegen den nationalen Konsens, der immer noch recht patriotisch geprägt ist, mit den Briten als Bollwerk gegen Hitler.“

Ab etwa ein Uhr morgens herrscht Weltuntergangsstimmung in der Kneipe. Der konservative Wahlsieg wird immer deutlicher.

In einem anderen Stadtteil Londons geht es gerade erst los. Im Rathaus des Bezirks Kensington and Chelsea wird eifrig gezählt. Während Brixton zumindest früher der Inbegriff einer armen Einwanderergegend war, ist dieser Westlondoner Bezirk einer der reichsten des Landes, voller Millionäre – und mit einigen Sozialsiedlungen, darunter der mit dem berühmten Grenfell Tower, der wenige Tage nach der Wahl 2017 ausgebrannt war.

Damals gewann die Labour-Politikerin Emma Dent Coad überraschend den traditionell konservativen Wahlkreis Kensington mit 20 Stimmen Vorsprung. Wie geht es diesmal aus?

Alex Machett, 28, er trägt ein rotes T-Shirt der Corbyn-unterstützenden Bewegung Momentum, ist guter Dinge. Er sagt, Labour habe sich verändert. „Der Schwerpunkt der Partei hat sich auf die urbanen Gegenden verlagert, wo junge Unterstützer hinter uns stehen.“ Aber auch er kennt das landesweite Ergebnis. Corbyn werde wohl gehen müssen, gesteht er, obwohl Leute wie er nur wegen Corbyn zu Labour stießen.

Im Raum neben der Auszählung sitzt Yvette Williams von der Kampagne Justice for Grenfell, zusammen mit einigen Überlebenden des Hochhausbrands, in dem 72 Menschen umkamen. Einige der Überlebenden sagen, dass sie den Konservativen nicht trauen wegen der Art und Weise, wie sie auf den Brand reagiert haben. Williams trägt sogar einen Labour-Anstecker an diesem Abend. Was Kensington betreffe, sei sie zuversichtlich.

Gegen drei Uhr in der Früh kommt Bewegung in die Auszählung. Der Wahlleiter erklärt, der Abstand zwischen den zwei Parteien betrage nur 150 Stimmen. Man werde zur Sicherheit noch mal zählen. Eine Stunde später ist es dann so weit. Als alle KandidatInnen zur Ergebnisverkündung auf der Bühne stehen, fehlt die Labour-Kandidatin Emma Dent Coad. Etwa fünf Minuten später erscheint sie, spontaner Applaus. Dent Coad hebt ihre Arme – kennt sie das Ergebnis schon?

Dann aber liest der Wahlleiter die Zahlen vor. Felicity Buchan, Konservative: 16.768 Stimmen. Emma Dent Coad, Labour: 16.618 Stimmen.

„Ich danke meinem hervorragenden Team und allen, die an mich geglaubt haben“, beginnt Buchan. Die konservative Siegerin betont, sie sei für alle in Kensington da, um sie zusammenzubringen.

Auch die unterlegene Dent Coad kommt zu Wort. „Lasst uns hoffen, dass Anständigkeit und Ehrlichkeit weiter im



Weiße, trendy Mittelklasse-Briten im Beast of Brixton

Amt bleiben.“ Als die Medien endlich Zugang zu den Politikerinnen bekommen, läuft Dent Coad schnell weg. Ein Labour-Mitglied faucht die hinterherlaufenden Journalist*innen, die vier Stunden auf ein Interview gewartet haben, an: „Emma ist krank und kann jetzt kein Interview geben.“

Sogar Yvette Williams von der Grenfell-Kampagne ist nicht mehr sehr gesprächsbereit, als sie das Rathaus verlässt. „Wir haben heute einige sehr gute Leute verloren und müssen jetzt eini-

ges neu erwägen“, erklärt sie vollkommen verduzt und betroffen mit einer Zigarette im Mund. Auch sie ist der Meinung, dass der Wahlkampf der Liberaldemokraten Labour den Sieg genommen habe.

„Den Leuten war die Abwehr von Corbyn wichtiger als ihre Remain-Stimme“, sagt der konservative Gemeinderat Greg Hammond.

Die neue Abgeordnete Felicity Buchan nennt im Interview mit der taz ihre Prioritäten: Ein Freihandelsabkommen mit der

EU, mehr Wohnungen, Investitionen in das Gesundheitssystem und in die Polizei, die Senkung der Kriminalität, den Kampf gegen Luftverschmutzung und die Regeneration der Einkaufsstraße. Und: Konsequenzen aus den Ergebnissen der Grenfell-Untersuchung.

Am Samstag wird es in Kensington wieder einen der allmonatlichen Schweigemärsche zu Ehren der 72 Todesopfer geben. Es ist die erste Möglichkeit für Buchan, zu zeigen, dass sie es ernst meint.

Anzeige



Sie können einstellen, ob und wie lange Ihre Suchanfragen gespeichert werden:
g.co/privatsphaeretools



3,5

Prozent könnten die ortsüblichen Vergleichsmieten in Deutschland im Schnitt auch 2020 zulegen, glaubt Mieterbund-Präsident Lukas Siebenkotten. Er forderte, einen bundesweiten Mietendeckel einzuführen: „Hilfreich wäre es, wenn der Bund gesetzlich den Anstieg der Mieten über fünf Jahre auf die Inflationsrate begrenzen würde.“

Quelle: dpa

Verschärftes Waffenrecht

Waffenkäufer werden vom Verfassungsschutz überprüft. Länder können Verbotszonen einrichten

Von Jonas Julino

Das Waffenrecht wird verschärft. Wer künftig eine Waffe erwerben möchte, muss sich einer Prüfung durch den Verfassungsschutz unterziehen. Mitglieder von verfassungsfeindlichen Organisationen können als „unzuverlässig“ eingestuft und entwapnet werden. Der Bundestag verabschiedete am Freitag den entsprechenden Gesetzesentwurf. Innenminister Horst Seehofer (CSU) freute sich, „die Sicherheit in unserem Land weiter erhöhen“ zu können.

Das Gesetz dient zunächst zur Umsetzung der im Jahr 2017 geänderten EU-Feuerwaffenrichtlinie. Durch diese Richtlinie soll die illegale Beschaffung und Nutzung von Schusswaffen für terroristische und kriminelle Zwecke erschwert werden.

Neben der Prüfung durch den Verfassungsschutz prüfen Behörden zudem alle fünf Jahre, ob weiterhin ein Bedürfnis für den Besitz von Waffen vorliegt. Nach erheblicher Kritik aus den Reihen von Schützenverbänden wird diese Prüfung weniger streng ausfallen. Sportschützen müssen nach zehn Jahren nicht mehr nachweisen, dass sie eine Waffe brauchen. Es genügt der Nachweis, dass der Schütze Mitglied in einem Schießsportverein ist.

Walter Wolpert, Vizepräsident des Deutschen Schützenbundes, begrüßt das Entgegenkommen: „Die Sportschützen können zufrieden sein. Der Bedürfnisnachweis ist praktikabel und umsetzbar.“

Um der EU-Richtlinie für Schusswaffen gerecht zu wer-

den, wird zudem das nationale Waffenregister ausgebaut. Künftig soll der gesamte Lebenszyklus einer Waffe, von der Herstellung bis zur Vernichtung, behördlich nachverfolgbar sein. Damit wird die Rückverfolgung von Waffen zu ihrem Besitzer erleichtert.

Eine weitere Verschärfung betrifft die Größe der Magazine. Dem Gesetzestext zufolge sollen künftig „bestimmte große Magazine“ verboten werden. Die Koalitionsparteien wollen so die Nutzung großer Magazine bei Terroranschlägen verhindern.

Wolpert vom Schützenbund moniert Unklarheiten: „Dem Schützen fällt es schwer, die Magazine entsprechend zuzuordnen. Auch Experten können kaum einschätzen, welche Magazine nun verboten sind und welche nicht“, so Wolpert zur taz.

Mit dem neuen Gesetz werden die Bundesländer ebenfalls ermächtigt, an belebten öffentlichen Orten sowie in Bildungseinrichtungen Waffen- und Messerverbotzonen einzurichten – ein Kann, kein Muss. Die AfD-Fraktion sieht hier dennoch die Freiheit der Bürger eingeschränkt und votierte gegen den Gesetzentwurf.

Auch die FDP stimmte dagegen. „Wer sich in rechtsextremen Vereinen engagiert, der darf keinen Zugang zu Schusswaffen haben“, stimmt der FDP-Innenpolitiker Konstantin Kühle der Bundesregierung zu. Es gebe aber nun einen Generalverdacht gegen legalen Waffenbesitz. Kühle bezweifelte außerdem die Wirksamkeit von Waffenverbotszonen. Linke und Grüne enthielten sich im Plenum.

was macht die bewegung?



Sonntag, 15. Dezember
Frankfurt am Main | Aktionskonferenz
gegen die Air Base in Ramstein

In Kaiserslautern und Umgebung hat man sich längst an den Militärflugplatz der United State Air Force gewöhnt. Die Tausende amerikanische Soldat:innen gehören zum Stadtbild und sind kein unerheblicher wirtschaftlicher Faktor für die Region um Ramstein-Miesenbach. Doch abgefunden hat man sich nicht mit der Tatsache, dass die Air Base das größte Munitionslager auf europäischen Boden ist, dass Signale für Drohnenangriffe im Jemen oder in Afghanistan von hier aus weitergeleitet werden, und dass die Bundesregierung das alles toleriert.

Es sind diese Gründe, die die Kampagne „Stopp Ramstein: Kein Drohnenkrieg!“ seit Jahren veranlasst, Protestaktionen gegen den Militärflugplatz zu organisieren. Mittlerweile haben sich bundesweit Initiativen der Kampagne gegründet. So konnten zur letzten Aktionswoche in Ramstein rund 5.000 Menschen mobilisiert werden, um gegen den Militärflugplatz zu protestieren. Eine solche Aktionswoche ist wieder für den Juli 2020 geplant. Welche Lehren aus den letzten Protestaktionen gezogen werden können, wie die zukünftige Aktionswoche gestaltet werden soll und wie noch mehr Menschen nach Ramstein mobilisiert werden können, wird am dritten Advent auf der Aktionskonferenz im SAALBAU Gutleut erörtert. 11.30 Uhr, Rottweiler Straße 32

Es wird um Anmeldung gebeten: info@ramstein-kampagne.eu

Bremen | Wagen- und FreiraumDemo

Der Wagenplatz Ölhafen ist seit fast einem Jahr im Hagenweg (Bremen Walle) auf einem städtischen Gelände angesiedelt. Im November entschied der Stadtbeirat Walle, den Wagenplatz bis zum Frühjahr 2020 zu dulden, weiterer Verbleib ungewiss. Daher wird am Sonntag für eine Stadtentwicklung von unten demonstriert, denn auch in Bremen haben es linke Projekte nicht immer einfach.

13 Uhr, Doventorsteinweg

Weitere Termine finden Sie unter: www.taz.de/bewegung



Ein Bild aus der Vergangenheit: Identäre vor dem Hausprojekt in Halle
Foto: Christian Ditsch

Identitäre ohne Zentrum

In Halle kündigt die Identäre Bewegung ihre Räume. Sie scheiterten auch am Druck aus der Gesellschaft

Von Andreas Speit

Aus und vorbei. In Halle an der Saale ist die Identitäre Bewegung (IB) mit ihrem Hausprojekt „Flamberg“ gescheitert. Die Rechtsextremen um Mario Müller betreiben in dem vierstöckigen Haus in der Adam-Kuckhoff-Straße keine Bar mehr. Die Büroräume in dem Gebäude hat die IB ebenfalls schon geräumt. Auf dem neurechten Webportal „sezeession.net“ bestätigt der Portalbetreiber Götz Kubitschek am Donnerstag das Ende des Wohnprojektes. Mehr noch: Er spekuliert über das Aus der IB.

Im April 2016 hatte der Leiter des Instituts für Staatspolitik (IfS) und hessische AfD-Landtagsabgeordnete, Andreas Lichert, das Haus mit einer Grundfläche von 338 Quadratmetern für 330.000 Euro erworben. Knapp ein Jahr später, im Frühjahr 2017, zog die regionale Gruppe der IB in das Gebäude gleich gegenüber der Universität ein.

Auch andere neurechte Projekte nutzten die Räume. In einem Spendenaufruf für das Objekt legte Kubitschek, der das IfS gründete und den Antaios-Verlag betreibt, dar, dass das rechte Milieu für die Verstärkung der politischen Arbeit mehr feste Orte mit „Strahlkraft“ bräuchte. Im ersten Jahr fanden auch Salons, Partys, Konzerte und Vortragsabende statt.

Die Veranstaltungen der IB waren aber immer wieder von Protesten begleitet. Auf ihrer bundesweiten Website räumt die IB ein, dass dieser Druck ein Grund dafür gewesen sei, dass das „Leuchtturmprojekt AK 16 den ersten echten Rückschlag“ erlitt. Das Mietverhältnis sei seit Oktober aufgelöst, im November hätten sie endgültig die Räume geräumt.

In diesem Jahr waren die Aktivitäten der IB in der Adam-Kuckhoff-Straße 16 auch schon zurückgegangen. „Die Idee eines Zentrums hier in Halle ist gescheitert“, sagt Torsten Hahnel, Rechtsextremismusexperte von „Miteinander e. V.“: Den anhaltenden Protest gegen die Nutzer des Hauses nennt auch Hahnel als wichtigen Grund dafür, dass „das Leuchtturmprojekt nicht mehr leuchtet“. Gegen diesen Druck von Anwohner*innen, der Universität und der Stadt Halle hätte die IB kein Konzept gehabt. Mit ihrem Versuch, am 20. Juli

einen Aufmarsch auszurichten, scheiterte sie zuletzt an breitem Protest.

Hahnel denkt aber auch, dass „die Lebenslüge der IB, gewaltfrei zu sein“, längst entlarvt sei. IB-Anhänger*innen griffen aus dem Haus heraus unter anderem zwei Zivilbeamte an. Erst am Abend des 29. November durchsuchte die Polizei das Gebäude. Der Grund: Identitäre hatten Gäste einer Geburtstagsfeier in der Nähe angegriffen. Vier Menschen mussten medizinisch versorgt werden.

In seinem Statement zur IB auf „sezeession.net“ schreibt Kubitschek die Mär von der gewaltfreien Gruppe fort und sieht sie als Opfer politischer Verhältnisse. „Es ist dem Staat samt seinen gewalttätigen Helfern aus Antifa-Kreisen gelungen, einen jungen, patriotischen Ansatz zu kriminalisieren und letztlich zu marginalisieren“, schreibt Kubitschek.

Ohne die Unterstützung Kubitscheks wäre die IB schon 2013 gescheitert. Seit 2012 ist der eingetragene Verein mit rund 500 Anhängern in Deutschland aktiv. Bundesweit bekannt wurden die Identitären 2016 mit der Besetzung des Brandenburger Tors. Immer wieder versuchen sie durch Aktionen vor dem „großen Austausch der eigenen Bevölkerung“ und der „Islamisierung des Landes“ zu warnen.

Die moderne Präsenz in den sozialen Medien brachte ihnen viel Resonanz. Aber auch, dass sie Klischeevorstellungen zum Rechtsextremismus unterliefen. Die Anhänger*innen machten eher auf Jute und Bio denn auf Glatze und Bomberjacke. In der Auseinandersetzung legten Rechtsextremismusforscher*innen und Journalist*innen die Blut-und-Boden-Ideologie der IB jedoch bloß. Verfassungsschutzstellen stuften den Verein als rechtsextremistisch ein und Facebook sperrte seine Seiten. Eine Geldspende des neuseeländischen Christchurch-Attentäters an die IB führte zu Ermittlungen.

In einzelnen Regionen ist die IB weiterhin aktiv. Aber nicht mehr in Sachsen-Anhalt. „Die Jungs müssen jedenfalls neu nachdenken, sich neu erfinden“, schreibt Kubitschek und weiter: „Das wird aber nicht mehr im Haus in Halle stattfinden, denn über dieses Haus müssen nun auch wir neu nachdenken.“

die drei fragezeichen

„Eine Million Ladestellen sind viel zu viel“

1 taz: Herr Müller-Görnert, die Bundesregierung will den Ausbau des Ladenetzes für E-Autos stärker fördern. Am Freitag gab es dazu ein Treffen mit den Verbänden. Bis 2030 sollen eine Million Stationen stehen. Genug, um mehr Elektrofahrzeuge auf die Straßen zu bringen?

Michael Müller-Görnert: Das ist viel zu viel. Schon jetzt haben Elektroautos viel höhere Reichweiten als noch vor ein paar Jahren. 2030 werden Akkus wahrscheinlich noch leistungsfähiger sein. Und dann besteht die Gefahr, dass wir Tausende Ladesäulen in der Landschaft stehen haben, die niemand braucht. Um mehr E-Autos auf die Straße zu bringen, müssen wir die E-Infrastruktur völlig anders denken.

2 Inwiefern? Wir fordern statt Quantität einen bedarfsgerechten Ausbau. Stationen müssen dort sein, wo die Menschen laden. Aktuell ist das bei 85 Prozent aller Nutzer*innen bei sich zu Hause. In Mietwohnungen ist das private Aufladen oft problematisch, weil der Vermieter den Einbau einer Ladestation untersagen kann oder Altbauten nicht erweitert werden können. Besonders in den Städten brauchen wir neue Konzepte zum Laden.

3 Welche denn? In Berlin gibt es aktuell ein Projekt, bei dem Nutzer*innen ihre Fahrzeuge an Laternen laden können. Das wäre ein platzsparender Ansatz. Dazu sind Parkplätze in Entwicklung, bei denen durch Induktion geladen wird.

Interview: Denis Gießler

Michael Müller-Görnert ist verkehrspolitischer Sprecher des Verkehrsclubs Deutschland, Team Mobilität.



Foto: Kalta Taubert

Neuer Fahrplan Bahnpreise auf dem Boden

Zum Fahrplanwechsel am Sonntag fällt für Bahnkunden im Fernverkehr die übliche Fahrpreiserhöhung dieses Jahr aus. Dafür gibt es mehr Züge im Stundentakt auf den ICE-Strecken Berlin-Erfurt-München und Berlin-Braunschweig-Frankfurt/Main. Auch auf den Strecken von Hamburg nach Ruhr, Rhein und München wird das Angebot erhöht. Neu im Programm: die IC-Strecke Dresden-Rostock. Im Nahverkehr steigen die Preise an diesem Sonntag dagegen im Schnitt um 1,7 Prozent. Tickets für Fernzüge könnten ab Januar 10 Prozent billiger werden – zuerst müssen Bundestag und Bundesrat die Mehrwertsteuer senken. (dpa)

länderkunde

Algerien



In Algerien ist der frühere Regierungschef Abdelmadjid Tebboune zum Präsidenten gewählt worden. Laut Nationaler Wahlbehörde ANIE erreichte er bereits im ersten Wahlgang die absolute Mehrheit mit 58 Prozent der Stimmen. Kurz nach der Bekanntgabe gingen in Algier Tausende Menschen auf die Straße. Die Wahl im flächenmäßig größten afrikanischen Land war hochumstritten. (dpa)

zeitpunkt

Dienstag, 10. Dezember 2019

Die 34 Jahre alte Sozialdemokratin Sanna Marin wird neue Ministerpräsidentin Finnlands. Und damit jüngste Regierungschefin der Erde. Die vier anderen Koalitionsparteien werden von Frauen angeführt, drei davon sind Anfang 30.

Erst Erleichterung, dann neue Sorgen

Nach dem Wahlsieg des britischen Premiers Johnson stellt sich die EU endgültig auf den Brexit ein. Bereits im Februar sollen Verhandlungen über ein neues Handelsabkommen beginnen – doch der Druck ist enorm

Aus Brüssel **Eric Bonse**

Just als die Nachricht von Boris Johnsons Wahlsieg den EU-Gipfel in Brüssel erreichte. Auch die Erleichterung über das nun absehbare Ende der Hängepartie beim Brexit hielt nicht lange vor. Die Staats- und Regierungschefs der verbleibenden 27 EU-Staaten machen sich vielmehr Sorgen über die Folgen des britischen Austritts für Europa – und über das, was danach kommt.

Wenn der Brexit wie vereinbart am 31. Januar 2020 vollzogen wird, beginnt für die EU eine

neue Ära. Sie verliert über Nacht eine der größten Industrienationen – was angesichts des Liebeswettbewerbs von US-Präsident Donald Trump um Johnson schnell zum Problem werden kann. „Wir werden jetzt einen Wettbewerber vor der Haustür haben“, warnte Bundeskanzlerin Angela Merkel in Brüssel.

Zudem steht die EU unter Zeitdruck. Denn die im Brexit-Vertrag vereinbarte Übergangsfrist läuft Ende des kommenden Jahres aus. Bis dahin will Johnson ein Handelsabkommen mit Brüssel aushandeln. Wenn dies nicht rechtzeitig gelingt, droht Chaos. Für Brüssel ist das ein Schreckensszenario, manche

sprechen schon wieder von einem „harten Brexit“.

Die EU-Staaten drücken aufs Tempo. „Unser größter Knackpunkt wird sein, dass wir diese Verhandlungen sehr schnell machen müssen“, sagte Merkel. „Wir werden so schnell wie möglich an die Arbeit gehen“, versprach EU-Kommissionspräsidentin Ursula von der Leyen.

Mit den Gesprächen, die bereits im Februar beginnen sollen, wurde Michel Barnier beauftragt. Der Franzose hatte für die EU auch schon den Brexit-Vertrag ausgehandelt. Barnier soll Großbritannien so nah wie möglich bei der EU halten, erklärte Merkel. Auch Frankreichs

Staatschef Emmanuel Macron wünscht sich enge Bande, warnte die Briten aber auch davor, sich zu weit von den europäischen Regeln und Normen zu entfernen. Eine „illoyale Konkurrenz“, etwa durch Steuerdumping, dürfe es nicht geben. Andernfalls werde man keinen Handelsvertrag mit London schließen. Indirekt drohte Macron auch den EU-Partnern: Wenn nicht alle Wünsche aus Paris erfüllt werden, könnte es Ärger geben.

Kanzlerin Merkel dagegen kann der neuen Lage auch Gutes abgewinnen. Sie zollte Johnson Respekt: „Chapeau, muss man sagen, dass ihm das gelungen

ist.“ Und sie sagte, es sei vielleicht gar nicht so schlecht, dass der EU nun auch eine Konkurrenz vor der eigenen Haustür erwachse. Das könne die manchmal zur Trägheit neigenden Europäer beflügeln.

Vor dem Brexit-Referendum 2016 hatte Merkel eng mit dem damaligen britischen Premier David Cameron zusammengearbeitet. Vor allem in der Wirtschaftspolitik waren sich Deutschland und Großbritannien nahe. Durch den Brexit rücken nun Deutschland und Frankreich wieder in die erste Reihe. Bei diesem EU-Gipfel sah es so aus, als könnte Macron die Führung übernehmen.

In der Nacht zu Freitag hatten sich die Staats- und Regierungschefs in Brüssel auf das Ziel der Klimaneutralität bis 2050 geeinigt. Nur Polens Premier Mateusz Morawiecki stand auf der Bremse. Er wollte das Klimaziel auf 2070 verschieben, war damit aber isoliert. Am Ende bekam er eine Extrawurst – und mehr Zeit für eine Entscheidung.

Polen soll sich erst im Laufe des kommenden Jahres festlegen. Beim EU-Gipfel im Juni 2020 soll es so weit sein. In sechs Monaten, so die Hoffnung, werden auch wichtige Details des „European Green Deals“ feststehen, etwa zur billionenschweren Finanzierung.

Stadtgespräch
Judith Poppe
aus Jerusalem



Schon wieder Wahl: Bibi bleibt oder Bibi raus

Ein Mittsechziger und Blau-Weiß-Wähler steht am Straßenrand und hält den Autos ein Schild entgegen: „Jalla, Bibi, geh nach Hause. Tschüs. Danke!“ steht darauf. Seit zwei Wochen steht hier ein Grüppchen im Park, kocht Tee, weil der Wind hier am Unabhängigkeitspark in Jerusalem durch die Knochen zieht, und protestiert gegen Netanjahu. Ein Auto fährt vorbei. „Nur Bibi!“, ruft der Fahrer aus dem offenen Autofenster und reckt den Protestern die Faust entgegen.

Der Ausdruck „Das Land ist gespalten“ ist ein Gemeinplatz geworden, aber was soll man sonst derzeit über dieses Land sagen: „Netanjahu ist der größte Anführer, den Israel je hatte“, sagt ein älterer Mann auf der Straße: „Die Anklage ist ein politischer Komplott von den Linken. Von der Justiz.“ Für die Rechten sind Justiz und links derzeit fast dasselbe.

„Nie ging es dem Land so gut wie unter Bibi. Ökonomisch und sicherheitstechnisch“, sagen die einen. Die anderen fangen laut an zu lachen, wenn man sie fragt, ob sie Netanjahu tatsächlich für korrupt halten. „Natürlich!“ Ein Taxifahrer sagt, dass er bisher immer Meretz gewählt hat, jetzt wählt er Lieberman. Was absurd erscheint, denn Meretz ist eine linke Partei, und Lieberman ist ein rechter Hardliner. Warum also Lieberman? „Weil Lieberman dafür sorgen kann, dass Bibi geht.“

„Auf jeden Fall gehe ich wieder wählen“, sagt auch eine junge Frau im Hausflur: „Einfach nur, damit Bibi geht. Wenn Gideon

Saar, Netanjahus Herausforderer innerhalb des Likud, die Vorwahlen gewinnt, gibt es Hoffnung.“ Sie ergänzt: „Nicht dass ich Saar mögen würde.“ Der Satz bleibt unvollendet.

Im Café Shapira – Tische stehen in einem Community Garden, ein Palisanderholzbaum spendet Babys und deren alternativen Eltern Schatten – will man mehr als Netanjahus Rücktritt. „Solange es neue Wahlen gibt, gibt es Hoffnung“, sagt eine junge Frau: „Bibi ist angeschlagen, der Prozess gegen ihn ist angestoßen. Vielleicht gibt es doch eine Mitte-links-Regierung.“

Als Mittwochnacht die Frist zur Bildung einer Regierung endgültig auslief und der Termin für die nächsten Wahlen am 2. März stand, sagte Staatspräsident Rivlin, er bete dafür, dass die Krise in eine Gesellschaft führe, „in der wir nicht nur für das Recht kämpfen, nicht einer Meinung zu sein, sondern auch für die Pflicht, das zu finden, worüber wir uns einig sein können.“

Doch was kann das sein, diese Einigkeit in einem Land, in dem die einen Netanjahu als König vergöttern und die anderen alles tun, um ihn loszuwerden?

„Hummus“, sagt mein Freund Yosi wie aus der Pistole geschossen. Allerdings scheint die Antwort vorschnell. Wenig Kämpfe werden in diesem Land so heftig geführt wie der darüber, welcher Hummus der beste ist. Doch Yosi hält an der einenden Kraft von Hummus fest: „Selbst ein Rechtsaußen würde bei Arafat, meiner arabischen Hummusbar in der Altstadt von Jerusalem, Hummus essen.“

Zurück ins Café Shapira. Hier gibt es einen, der angesichts der Situation glücklich lächelt: „In der jüdischen Philosophie ist die Zeit ohne König die Zeit der Erlösung.“ Er streicht sich durch seinen Vollbart: „Die Juden beten dreimal am Tag ‚Reiß aus das Böse aus den Königen‘. Denn jede Regierung ist böse.“ Fragt man ihn, was das für die Wahlen bedeutet, hebt er die Arme gen Himmel: „Jemand hat das Gebet erhört. Wir leben in einer wunderbaren Zeit: ohne Regierung.“ Der vollbärtige Anarchist steht recht allein da mit seiner Meinung.

Anzeige

Inkognitomodus: Neu bei Google Maps für Android.

Entdecken Sie weitere einfache
Datenschutzeinstellungen
bei Google:
g.co/privatsphaeretools

Freundschaft

VINO

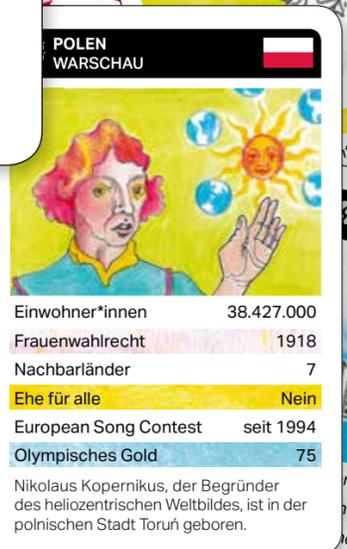


taz-EUROPA-Quartett. Seit wann dürfen Frauen in Serbien wählen gehen? Und welches Land hält den Rekord mit der längsten Zeit ohne Regierung? Wissen Sie auch nicht so genau? Dann lernen Sie doch Europa von einer ganz anderen Seite kennen.

Das taz-Europa-Quartett verrät Ihnen all die wichtigen Fakten über unseren europäischen Kontinent und Insiderwissen über unsere Nachbarn. Wussten Sie zum Beispiel, dass der dänische Wikingerkönig Harald Blauzahn, bekannt für seine Kommunikationsfähigkeit, der Namensgeber für Bluetooth ist? Nein? Nach ein paar Runden wird ihnen der kuriose Kontinent in einem ganz neuen Licht erscheinen.

Das Quartett wurde von jungen tazler*innen recherchiert und gestaltet. Exklusiv im taz Shop erhältlich.

49 Karten inkl. Deckblatt.
Artikel-Nr. 12421, € 6,90



geht's noch?

Und woher kommst du?

Deutschland ist von Herkunftsnennungen bei Straftaten besessen. Erst diese Woche hat sich aber wieder gezeigt, wo das eigentliche Problem liegt: mittendrin

Meine Damen und Herren, liebe Lesende, machen Sie es sich gemütlich, lehnen Sie sich reinen Gewissens zurück, denn: Die deutschen Herkunftsfestsche haben begonnen. Und diesmal ballern sie so richtig.

Angefangen hat alles, nachdem in Augsburg ein Mann begleitet von einer Gruppe junger Männer einen anderen Mann tödlich verletzt hat. Schlimme Tat, schlimme Berichterstattung: ARD und ZDF senden live eine 50-minütige Pressekonferenz, beim Bayerischen Rundfunk, bei *Bild* und *Welt* beginnt das Spekulations-Spektakel. Die *Welt* berichtet über sieben Festnahmen, erwähnt aber nur die Staatsbürgerschaften derjenigen Verdächtigen, die nicht nur deutsch sind. Ebenso die *Bild*: Es handle sich „um einen 17-jährigen mit deutscher, türkischer und libanesischer Staatsangehörigkeit. Ein weiterer Festgenommener (17) ist Italiener.“

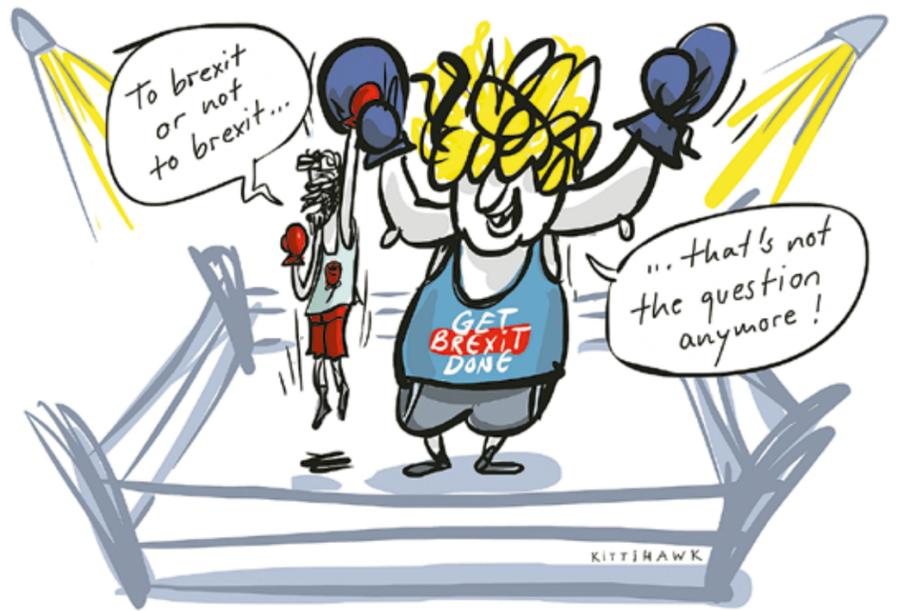
Gewinner im Woher-kommst-du-wirklich-Bingo ist aber der BR. Der spricht unbeholfen über die Staatsbürgerschaften des Täters, als handle es sich um einen Dinosaurier – einen nichtdeutschen natürlich. „Wie ist das möglich?“, fragt man sich im Freistaat, und nun ja: Der BR erkennt, dass „man über die entsprechende Familienkonstellation nur spekulieren“ kann, um nur wenige Sätze später genau das zu tun:

Über den Geburtsort des Täters zu spekulieren, den Geburtsort der Eltern, ihr Bleiberecht und wie lange die eigentlich schon hier sind, in unserem schönen deutschen Deutschland. Wie gesagt: Willkommen bei den Herkunftsfestsche.

Das ist alles kein Zufall, wie eine aktuelle Studie zeigt. Laut Forschenden der Hochschule Macromedia spielt die Herkunftsnennung in der Berichterstattung eine immer größere Rolle. Und zwar vor allem bei migrantischen Tätern. Obwohl also laut Kriminalstatistik zwei Drittel der Tatverdächtigen die deutsche Staatsbürgerschaft haben, wird so ein verzerrtes Bild des gewalttätigen Migranten gezeichnet.

Ebenfalls in Augsburg wurde vergangene Woche ein (deutscher) Vermieter zu einer Entschädigungszahlung verurteilt. Er hatte angegeben, dass er nur „an Deutsche“ vermiete – Sorge vor bösen Migranten. Der zuständige Richter konstatierte ziemlich klug: „Verbrechen und Vergehen werden von Menschen begangen, nicht von Staatsangehörigen.“

Statt über den Migrationsdingsbums von Tätern hätte man nach Augsburg über die eigentliche Auffälligkeit zwischen Straftaten in Deutschland sprechen können. Sie kommen nämlich von Männern. Und eben vor allem: von deutschen Männern. *Simon Sales Prado*



Macron überzeugt nicht

Im Streit um Frankreichs Rentensystem geht es nicht um „Privilegien“, wie die Regierung behauptet. Die soziale Ungleichheit würde durch ihre Vorschläge nur noch verschlimmert

Von **Rudolf Balmer**

Reform bedeutete früher Fortschritt. Unbemerkt hat sich das ins Gegenteil verkehrt. Wenn die französische Staatsführung Reformen ankündigt, gehen die Gewerkschaften defensiv in Deckung, weil sie mit einer sozialen Regression rechnen. Wer ein bisschen leichtfertig sagt, Frankreich sei wegen seiner widerspenstigen BewohnerInnen schwerlich „nicht reformierbar“, übersieht, dass die Menschen aus leidiger Erfahrung gelernt haben.

Was Emmanuel Macrons Regierung nun im Namen der „Gleichheit“ und der Abschaffung von „Privilegien“ vorschlägt, würde neue Ungleichheiten und viele Frustrationen schaffen. Die echten Privilegien der Oberschicht aber blieben unangetastet. Ist etwa die Tatsache, dass ein Lokführer wegen seiner häufigen Nachteinsätze und Präsenz an den Wochenenden ab 52 in Rente gehen kann (nicht muss), ein überzeugender Grund, für alle ungeachtet ihrer speziellen Arbeitsbedingungen identische Regeln anzuwenden?

Die Demagogie in der Argumentation ist allzu offensichtlich und das pauschale Misstrauen in der Politik zu tief verankert. Die Staatsführung, die in einer Pressemappe mit Fallbeispielen behauptet, von dieser Reform würden „alle“ profitieren, hofft dennoch, dass ihr die Betroffenen aufs Wort glauben, es werde keine Verschlechterungen geben. In Schweden hat die Einführung eines vergleichbaren Punktesystems zur Rentenberechnung dazu geführt, dass sich die Altersarmut verdoppelt hat.

Wären nicht doch „französische Verhältnisse besser als deutsche Zustände“, wie Oskar Lafontaine in anderem Kontext sinnierte? Ein euro-

päischer Vergleich von Organisation und Finanzierung der Altersvorsorge erweckt leicht den Eindruck, dass die französischen Erwerbstätigen sich bezüglich Rentenalter und -bezügen selbst mit der geplanten Reform wirklich nicht zu beklagen hätten. Wenige Länder wenden einen derart hohen Anteil ihres Bruttoinlandsprodukts (in Frankreich 14 Prozent) für die Finanzierung des Ruhestands auf, in wenigen Ländern liegt das gesetzliche Rentenalter bisher bei 62, und dass bestimmte Kategorien im öffentlichen Dienst wie der Bahn, der Polizei oder der Metro noch viel früher in den Ru-

hestand gehen dürfen, war bisher normal. Das ist Teil der „sozialen Errungenschaften“, kein „Privileg“, sondern der Erfolg jahrzehntelanger Kämpfe der Arbeiterbewegung, wie Mutterschaftsurlaub oder Mindestlohn.

Warum sollte heute diese erkämpften Rechte der neoliberalen Buchhalterlogik der Kostensenkung opfern? Weil die Leute länger leben? Das ist sehr relativ, denn gerade die ArbeiterInnen, die sich am längsten abgerackert haben, um eine Rente zu beziehen, die in etwa der Hälfte des letzten Gehalts entspricht, haben eine kürzere Lebenserwartung. In Wirklichkeit existiert eine soziale Ungleichheit

schaffen sein, eine weitere Verschlechterung zu akzeptieren oder bei einem umfassenden Systemwechsel mitzumachen, der sich für fast alle Betroffenen – und namentlich die jüngeren Generationen – unweigerlich negativ auswirken würde. Die Angleichung an ein durchschnittlich tieferes Niveau der sozialen Sicherheit ist kein überzeugendes Argument. Im Gegenteil: Ein erfolgreicher Widerstand gegen den schrittweisen sozialen Abbau in Frankreich ist ein Schritt aus der Spirale des Sozialdumpings in Europa, das jedes Mal mit dem fatalistischen Verweis auf den internationalen Wettbewerb begründet wird.

Widerstand gegen den schrittweisen sozialen Abbau in Frankreich ist ein Schritt aus der Spirale des Sozialdumpings in Europa

liebeserklärung

Das Monopol

Amazon, DAZN und ZDF übernehmen die TV-Rechte für die Champions League von Sky. Für die Fans wird das teuer, aber auch hier gilt: Am Ende kann es nur einen geben

Aus, aus, das Spiel ist aus und Sky ist raus. Und Amazon Prime ist drin. Sky, dieser glitzernd-über-tauerte und technisch schwachbrüstige Sender, der in Deutschland unter dem Namen Premiere mal das Fußball-Bezahlfernsehen erfunden hat, ist beim Kampf um die Champions-League-Rechte an seiner eigenen Büchse der Pandora krepierend, mithin: er hat beim Wettbieten nicht mehr mithalten können. Ab 2021/22 übertragen Dazn und – erstmals – Amazon Prime die Champions League der Männer.

Damit wird die Übertragung schöner, aber nicht einfacher. Solange Sky die Bundesligarechte behält, braucht der Allesfresser-Fan drei verschiedene TV-Abos, um Fußball zu konsumieren, die EM 2024 hinter Telekom-Paywall noch nicht mitgezählt. Das Free TV ist mit einem Champions-League-Sportstudio notdürftig an Bord, damit der Null-bis-ein-Abo-Fan sich nicht aus Frust ein anderes Hobby sucht.

Bei so viel hochkompliziertem Elend gibt es eigentlich nur eine Lösung: das Monopol. Das hatten wir schon mal, zu seligen Premiere-Zeiten, als man sich nur entscheiden musste, ob man zahlen oder es bleiben lassen wollte. Wer

es lassen wollte, ging in die (popkulturell völlig überbewertete) Fußballkneipe, wo es trotzdem nett war, und konnte Fußball für den Preis eines Kaltgetränkes schauen (Kaltgetränk inklusive). Premiere hatte uns zwar alle in der Hand, aber das Leben war einfach und gut. Jetzt sterben die Sportkneipen aus, an gesundheitsorientiertem Kulturwandel und Abo-Kosten.

Also bitte Monopol – Amazon, übernehmen Sie! 8 Euro im Monat statt zusammengerechnet rund 50 Euro für drei Abos, das rechnet sich auch noch, wenn der Monopolist die Preise verdoppelt. Bis zur Monopolstellung wird es natürlich noch dauern, Netflix wird einsteigen, Katar wird das nicht auf sich sitzen lassen und BeIN Sports vorschicken, danach geht China mit iQiyi und Alibaba an den Start. Am Ende aber wird, wie immer, irgendjemand oben stehen, alle anderen aufgekauft haben und uns mit nur einem Fußball-Abo beglücken. Über Abhängigkeit muss sich da niemand sorgen, unser Leben gehört den Giganten ja schon. Und bis dahin: schauen Sie halt Euro League. Der Fußball ist da wie zur schlechten alten Zeit: nicht schön, dafür umsonst.

Alina Schwermer

Der rote Faden

Tories

Durch die Woche mit **Robert Misik**

Ein Tony hätte die Wahl gewonnen

Aufgewacht, und die Tories hatten beinahe eine Zweidrittelmehrheit im britischen Unterhaus. Und viele Linke wundern sich jetzt wieder, wie so häufig, wenn Wahlen für sie schlecht ausgehen. Ein kluger Kopf schrieb auf Twitter:

„Sie (also die Linke) schafft nicht mal mehr, zu verstehen, wie ‚die da‘ einen wie ‚den da‘ wählen können – wie soll sie sie dann je (wieder) für sich gewinnen?“

Die wirkliche Welt zeichnet sich eben durch die bejammernswerte Eigenart aus, dass mehrere Dinge zugleich wahr sein können. Dass eine neoliberal versiffte Sozialdemokratie an Glaubwürdigkeit verlor, eine scharf nach links gerückte aber die Mitte verlieren kann, ohne zugleich wieder Glaubwürdigkeit bei den ominösen „einfachen Leuten“ zurückzugewinnen. Dass man zugleich ein großes, breites Zelt braucht, aber bei Schlüsselfragen auch nicht planlos herummeiern kann.

Wahr ist: Tony Blair hat Labour seinerzeit in eine fatale Richtung geführt. Wahr ist aber auch: Ein politischer Fuchs und Menschenfischer wie Tony Blair hätte diese Wahl haushoch gewonnen.

Auf der taz-Website las ich diese Woche die Ankündigung für die jüngste Ausgabe der Zeitschrift

FuturZwei: „Revolution oder richtige Politik?“ Hmhmhm. „Revolution“ meint im Deutschland von 2019 ja nicht wirklich „Revolution“, sondern steht für Maximalismus, Entschiedenheit und Leidenschaft. „Richtige Politik“ dagegen steht für Augenmaß, Realismus und Geschmeidigkeit.

Wenn Sie mich fragen würden: Ich bin da irgendwie für beides.

Das erinnert mich an eine kleine Begegnung, die ich vor rund zwanzig Jahren hatte. Ich saß mit einem österreichischen Politiker, der *Zeit*-Herausgeberin Marion Gräfin Dönhoff und einer deutschen Sozialdemokratin beim Heurigen in Wien, und die deutsche Sozialdemokratin hatte zu den im Laufe des Abends diskutierten Themen eine klare Meinung. Die Welt war herrlich in richtig

und falsch aufgeteilt. Irgendwann beugte sich der Ex-Innenminister zu mir und flüsterte mir zu: „Ich wäre auch einmal gerne von meiner Meinung so überzeugt wie sie von ihrer.“

Viele Linke haben vielleicht wirklich gedacht, Norbert Walter-Borjans und Saskia Esken müssten die SPD nur auf einen Corbyn-Kurs bringen und dann wäre jedes Problem gelöst. Man sollte annehmen, diese Leute wären seit Freitagnacht geheilt von diesem Gedanken.

Ich fürchte aber, sie legen sich die Sache schon wieder schön zurecht, so von der Art, dass nur die anderen, der Neoliberalismus, die Revolverblätter oder der Nationalismus an diesem Debakel in Großbritannien schuld seien.

Nächste Woche: Ariane Lemme

Blair

Debakel

Zwischen Krieg und Glamour

Martha Gellhorn ist eine der größten Reporterinnen des 20. Jahrhunderts. Bereits zu Lebzeiten war sie eine Legende. Nun sind Reportagen von ihr erschienen, die einen Nachhall bis in die Gegenwart haben

Von Marlen Hobrack

Man könnte meinen, es handle sich um eine aktuelle Reportage aus dem englischen Unterhaus. Die „Orrrrrder, orrrrrder“-Rufe sind uns längst vertraut. Allein der letzte Absatz lässt an der Aktualität zweifeln: „Die Engländer sind sehr stolz auf ihr Parlament, und Woche für Woche, Jahrhundert nach Jahrhundert, haben sie guten Grund dazu.“ Martha Gellhorn, die diese Worte in den 1950er Jahren aufschrieb, konnte natürlich nichts von den Brexit-Shambles ahnen.

Gellhorn war bereits zu Lebzeiten eine legendäre Kriegs- und Krisenreporterin. Nachzulesen sind ihre journalistischen Arbeiten der Jahre 1931 bis 1959 nun in dem Band „Der Blick von unten“. Der Titel ist programmatisch. Stets sind ihre Texte von einer aufrichtigen Empathie für die Schwächsten gekennzeichnet, ohne je kitschig oder sentimental zu wirken. Ihr schonungsloser, bisweilen polemisch anmutender Schreibstil in klarer Sprache lässt die Bilder von Armut und Elend umso unvorstellbarer wirken.

Zu Beginn ihrer Karriere bereist Gellhorn gemeinsam mit der Fotografin Dorothea Lange die ländlichen Gebiete der USA zur Zeit der Great Depression. Sie trifft auf Familien, die kollektiv an Syphilis und Pellagra, einer Nährstoffmangelkrankung, leiden. Familien, die, weil sie weder Kleidung noch Schuhe besitzen, ihre Kinder nicht in die Schule schicken können.

Der Text „Mein lieber Mr. Hopkins“ fasst drei Berichte des Gesehenen zusammen. Es sind keine Reportagen; als Briefdokumente und Zeugnisse sind sie umso eindrücklicher, weil sie die Wut und das Entsetzen der Autorin festhalten. Ebendiese Gefühle wird sie auch dem Präsidenten Franklin D. Roosevelt und seiner Frau Eleanor, einer Schulfreundin der Mutter, vor amüsiert-entsetzter Tischgesellschaft schildern.

Da ist Gellhorn noch immer in ihren Zwanzigern. Einige Jahre zuvor hat sie, zum Entsetzen des Vaters, das College abgebrochen, um nach Paris zu gehen, wo sie sich verheiratet in ein Stundenhotel für Prostituierte einmietet. Viel mehr als ihre Schreibmaschine trägt sie nicht bei sich; natürlich muss die Geschichte einer der größten Reporterinnen des 20. Jahrhunderts genau so beginnen.

Ab Ende der 1930er berichtet sie von einem Europa, das selbst-

vergessen in den Zweiten Weltkrieg taumelt. Während Hitler mit aller Konsequenz seine Kriegsvorbereitungen trifft, erscheinen die Engländer in beispiellos gesellschaftlicher Schizophrenie erstarrt. Obgleich man Luftschutzbunker baut und Gasmasken für den Hausgebrauch anprobiert, geben Befragte zu verstehen, man wisse doch, dass es nicht zu einem Krieg kommen werde. Vielleicht sind die Engländer ein fantasieloses Volk. Oder der Glaube an die Ap-

peasement-Politik gegenüber Hitler war unverbrüchlich. Gellhorn dagegen berichtet von der bitteren Verzweiflung der tschechoslowakischen Soldaten, die ihr Land kampflös den Deutschen überlassen mussten.

Die erschütterndste Reportage eröffnet den Band. Gellhorn und ihr Begleiter bleiben eines Abends mit ihrem alten Dodge irgendwo in Mississippi liegen. Sie werden von zwei Männern aufgelesen, die ihnen von dem geplanten Lynch-

mord an einem jungen Schwarzen namens Hyazinth erzählen. Der Lynchmord geht in schaurig unangenehmer Atmosphäre vor sich. Gellhorns nüchterne Schilderung verwandelt die Szenerie in etwas, das wie ein böser Traum anmutet. Ein Albtraum eines anderen Amerikas. Einer, der bis heute nachwirkt.

Gellhorns Reportagen sind besides: Berichte aus ferner Vergangenheit und Erklärung ihres Nachhalls in der Gegenwart.



Martha Gellhorn: „Der Blick von unten. Reportagen aus sechs Jahrzehnten“. Übers. v. N. Hofmann. Edition Tiamat, Berlin 2019, 360 S., 28 Euro

College abgebrochen, Hemingway geheiratet, Politik aufgemischt: Martha Gellhorn
Foto: E. L. Chapin/picture alliance

Aquarium oder Fischsuppe

Erinnerungskultur, Demokratiefähigkeit, Totalitarismuserbe: Der Essayband des britischen Historikers Timothy Garton Ash über die Wende in Mittel- und Osteuropa war 1990 ein Erfolg. Nun hat er ihn, mit Eindrücken und dem Wissen von heute ergänzt, noch einmal vorgelegt

Von Micha Brumlik

Es war der US-amerikanische Schriftsteller und Nobelpreisträger William Faulkner, dem wir eine der tiefendsten Bemerkungen zur Geschichtlichkeit der Menschen verdanken: „Die Vergangenheit ist nicht tot, sie ist noch nicht einmal vergangen.“ In diesem Geist hat der britische Publizist und Historiker Timothy Garton Ash, Jahrgang 1955, ein erstmals 1990 auf Deutsch erschienen Buch bald 30 Jahre später mit einem neuen Schlusswort vorgelegt. So ist das nun neu vorgelegte Buch ein Erinnerungsbuch, an dessen Entstehen sich der Autor im neuen Nachwort erneut erinnert.

Schon bei der Erstpublikation war dies Buch ein Werk der Erinnerung: an jene letzten Jahre des „Ostblocks“ – von der Sowjetunion bis an die Elbe –, in denen sich, vornehmlich von Intellektuellen getragen, eine liberale Revolution abzuzeichnen schienen. Tatsächlich kommt der Autor zu dem Schluss, dass jene Jahre – wie 1848 – eine Revolution der Intellektuellen gewesen seien.

Ash, in den 1980er Jahren vor allem journalistisch tätig, bereiste seit Mitte der 1980er Jahre die DDR, die ČSSR, vor allem aber Polen und Ungarn, um dort Kontakt zu Hochschullehrern, Publizisten und Dissidenten aufzunehmen und ein Gespür für die in diesen Ländern herrschende Unfreiheit zu gewinnen. Als Brite hatte Ash leichten Zugang zu Institutionen der DDR und konnte dort – so der Rückblick auf das Jahr 1984 – „Bibliotheken eines verschwundenen Staates“ besuchen.

Im damaligen Ostberlin fiel ihm auf den Karteikarten einer Bibliothek, neben der Signatur der Titel, ein Kürzel auf: ASF. Auf Nachfrage wurde ihm mitgeteilt, dass dies „Abteilung für spezielle Forschungsliteratur“ bedeute, es also um Blücher ging, die nur besonders vertrauenswürdigen Personen in einem besonderen, diskreten, kleinen Leseraum ausgehändigt wurden: „In Glasvitrinen“, so erinnert sich Ash, „stehen der komplette *Völkische Beobachter* neben gebundenen Ausgaben von *Spiegel* und *Stern*, Bahros, *Alternative*“ einträchtig neben

Hitlers „Mein Kampf“ und John Tolands Hitlerbiographie neben Stefan Heyms Novelle über den Stalinismus in der DDR.“

Es sind drei Leitmotive, die Ashs Buch – genau genommen eine Sammlung zunächst publizierter feuilletonistischer Reportagen – durchziehen: die Frage nach der besonderen Rolle der Intellektuellen seit dem Prager Frühling und Johannes Pauls II. Besuch in Polen; die Frage, ob Gesellschaften, die einmal durch den diktatorischen sowjetischen Staatssozialismus geprägt wurden, wieder zu einer liberalen Struktur finden können; sowie schließlich – im neuen Schlusskapitel –, wie es kommt, dass sich nicht wenige dieser Gesellschaften, jener Polens, der Tschechoslowakei und Ungarns, in Teilen auch der Bevölkerung der ehemaligen DDR, rechtspopulistischen Herrschafts- und Regierungsformen zuwenden.

Für das erste Problem hat Ash eine möglicherweise zu starke Metapher gefunden: dass es zwar einfach sei, aus einem Aquarium eine Fischsuppe zu machen, aber nur schwer möglich, den umgekehrten Weg zu gehen, eine Fischsuppe wieder in ein Aquarium zu verwandeln.

Zu prüfen ist demnach, inwieweit der diktatorische Staatssozialismus die gesellschaftlichen Grundlagen von vor 1945 ja keineswegs liberalen Demokratien unwiederbring-

lich verändert hat – was auch ihre gegenwärtige Neigung zu illiberalen Demokratien erklären könnte.

Wenn überhaupt, dann argumentiert er sozialpsychologisch: dass nämlich die Konfliktlinie zwischen Menschen und unterdrückter Staat durch jeden einzelnen Menschen hindurchgehe. Umso mehr hebt er dafür die Rolle von mutigen Intellektuellen, etwa von Kosik in der ČSSR und Michnik in Polen, hervor – beinahe bis

Die Konfliktlinie zwischen Menschen und Staat gehe durch jeden einzelnen Menschen hindurch

zu der Annahme, dass der Umbruch in Ostmitteleuropa sehr wesentlich ein Werk von Intellektuellen, also von Akademikern gewesen sei, ohne dabei die entscheidende Rolle Gorbatschows zu übergehen.

Was die ČSSR angeht, kann Ash immerhin festhalten, dass dieses Land in der Zwischenkriegszeit eine der wenigen liberalen Demokratien überhaupt in Europa gewesen ist. In diesem Kontext erläutert er präzise die Karriere des neu prominent gewordenen Begriffs Mittel-

europa – wenngleich, wie Ash 1986 konstatieren musste, man beim Gebrauch des Begriffs Mitteleuropa von „zänkischen Gespenstern“ umgeben ist.

Eine ähnliche Rolle wie die neuen mitteleuropäischen Gesellschaften spielt aber auch die westdeutsche Bundesrepublik mitsamt ihrer vielfältigen, nach Ashs Auffassung demokratieförderlichen Erinnerungskultur: Sein tiefgründiger Vergleich zweier Filme der 1980er Jahre, von Claude Lanzmanns „Shoah“ und Edgar Reitz' Trilogie „Heimat“, beweist des Autors wissenschaftliches Einfühlungsvermögen in kollektive Bewusstseinslagen.

Ash identifiziert schließlich vier Faktoren, die zur Emanzipation der ostmitteleuropäischen Gesellschaften geführt haben: erstens die Wiederentdeckung der nationalen Vergangenheiten, zweitens die Wiederentdeckung der Religion, drittens die Wiederherstellung von „Zivilgesellschaft“ sowie viertens das freie Unternehmertum.

Ob mit diesen in sich teils widersprüchlichen Tendenzen das zu erklären ist, was heute als beunruhigender „Rechtspopulismus“ jener Länder gilt, was sie also nur als „Fischsuppe“ – freilich neuen Typs – weiterexistieren lässt, ist endlich Thema des neuen Schlusskapitels, das vor dem Hintergrund der Gegenwart besonders anregend wirkt.



Timothy Garton Ash: „Ein Jahrhundert wird abgewählt“. Hanser Verlag, München 2019, 496 S., 26 Euro

zahlendreher

Aufgewachsen in Niedersachsen, studiert in Westberlin: Karl-Heinz Ruch, ewiger Geschäftsführer der taz und, mehr noch, Verleger einer Zeitung, die keine Chance hatte und sie doch zu nutzen wusste



Karl-Heinz Ruch im schönsten Raum des neuen Hauses, über ihm die Buchstaben, die an der Fassade des alten Hauses leuchteten
Foto: Anja Weber

Von Jan Feddersen

Ein Blick aus ganz anderer Perspektive lohnt ja immer. Man muss ihn, um den es hier geht, mit den Augen ähnlich Erfolgreicher mal angucken. Leute aus anderen Branchen, gern aus dem Medienbereich. Die gehen den Verleger der taz besuchen, sei es als Architekten, als Parteiobere oder als Leute aus Verlagshäusern – und denken vermutlich immer, so einer müsse doch ein schickes Büro haben, repräsentativ, ehrenvoll weitläufig, wenigstens im neuen Haus an der Friedrichstraße. So ganz weit oben, am besten im hellen Eck mit Aussichten auf die Friedrichstraße wie auch auf das Quartier rund um den Besselpark, außerdem mit irgendwie dann doch größerem Schreibtisch, nur erreichbar über ein Vorzimmer.

Diese Erwartung enttäuscht er, wie so viele andere, ohne aus diesem Understatement die fette Pose zu stricken: Hey, bin ich nicht bescheiden und noch ganz wie früher, basisorientiert?

Holt er seinen Besuch im Foyer ab, im schönen, keineswegs jedoch prunkigen Empfangsbereich zwischen Fahrstühlen und taz-Kantine, nimmt er ihn mit in ein Besprechungszimmer. Wollen die Leute am Ende eines Meetings auch noch seinen Schreibtisch sehen, scheinen sie es nicht wirklich zu realisieren: ein Desk, der sich in Größe in nichts von allen anderen im Haus unterscheidet, er mutet sogar ein wenig eingeklemmt an – das soll sein Arbeitsplatz sein? Das verstört, ein bisschen wenigstens jene, die ihn eher nur ganz aus der Ferne kennen: Karl-Heinz Ruch, der ewige Verleger und Geschäftsführer der taz, hält wohl viel auf Understatement. Zumal in seinen letzten Monaten, ehe er das Haus in den Ruhestand verlässt.

Womöglich ist der Schreibtisch ein Symbol wie ein Ausragshäusl, im Bäuerlichen die letzte Behausung der Alten vor dem Tod, aus dem Blick der Jungen geräumt, vor allem in der Redaktion der Zeitung, eine Art Elder-Statesman-Plätzchen, wo man nichts mehr zu melden hat? Ein Irrtum, denn auch im alten taz-Haus an der Rudi-Dutschke-Straße hielt es die Geschäftsführung nicht anders. Eher smart. Andreas Bull und er saßen sich gegenüber im fünften Stock des Neubaus, beide schon damals nicht wie eine Kommandozone des alternativen Medienbetriebs aussehend, Buchhaltung und Controlling gleich nebenan, in Rufweite alle, selbst im Kammerton.

Aber Kalle, muss man sich Sorgen machen? Reicht dir denn der Schreibtisch? Bist du ein Geschäftsführer in Abwicklung? Er antwortet, wie er alles sagt, lapidar, lakonisch, knapp: „Ich brauchte nie mehr.“

Bescheiden zu wirken gehört ja zu den feinsten Übungen in der Kunst des Macht, bei Karl-Heinz Ruch, den man schon bei den ersten taz-Gründungsstreffen 1978 „Kalle“ nannte, ist der Habitus ernsthaft und echt. Er hatte nie etwas anderes vor, als ein Projekt wie die taz zum Erfolg zu bringen, es am Leben zu

erhalten und zur seriösen Marke in der Medienlandschaft zu fertigen. „Mir ist wohl ein strategisches Gen gegeben“, sagt er bei einer Matscha-Brause – sonst trinkt er Tee, nur noch Tee –, schon als Schüler spielte er gern Schach, ein Training in vorausschauender, kalkulierender Intelligenz: Welcher nächste Zug ist der günstigste, um am Ende des Spiels nicht den eigenen König umgekegelt bekommen zu haben?

Dabei wirkt er nie wie ein Getriebener oder gar Ängstlicher. Er kommt morgens kurz vor acht Uhr in die taz und geht nachmittags zwischen vier und fünf nach Hause. Nie wirkt er abgekämpft, eher scheu und freundlich. Allzu große körperliche Nähe schätzt er kollegialerweise nicht, und noch mehr geht er auf Distanz, wenn ihn Personen, nun ja, vollschwaltern mit taz-Plänen, die ja meist von höchstpersönlichen Interessen handeln. Sprach ihn vor vielen Jahren eine Person also auf einer Abschiedsparty an und trug das Anliegen vor, sie möge doch bitte jetzt Chefredakteurperson werden. Das war ungeschickt genug, aber am hübschesten an dieser Szene war Kalle Ruchs kühle Desinteressiertheit an Smalltalk wie diesem – er erwiderte nur: „Ach, das wird man sehen.“

Manche Kolleg:innen schildern ihn zurückgenommen, weil er viele Anfeindungen im Laufe von mehr als vier Jahrzehnten taz hat erdulden müssen. Andere skizzieren ihn als mit dem gewissen Händchen begabte, personalpolitisch gute Entscheidungen zu treffen.

Was für ihn zählt, ist eine gewisse Ergebnisorientierung der taz gegenüber – wenigstens zeitweise, am besten für länger. In seinem Fall ist dies eine Ergebnisorientierung für das ganze Berufsleben – und das nicht einmal zwangsweise: Angebote Dritter haben ihn nie interessiert, selbst höchste Gagen haben ihn nicht weggelockt, denn: „Ich war in der taz, bei allen Kämpfen, die es gab, immer zufrieden.“ Und ist es mehr denn je.

Geboren wurde er 1954 in Lönningen, katholischstes, ultrakonservativstes Niedersachsen, aufgewachsen indes in einer keineswegs mittelschichtigen, eher ehrgeizig-wohlstandswilligen und proletarisch grundierten Familie im bundesdeutschen Wachstumsgürtel um Salzgitter, Wolfenbüttel und Braunschweig – ehe er zum Studium nach Berlin ging, Volkswirtschaft, schon damals eine Disziplin der ökonomischen Gesetze.

Als die taz in den späten siebziger Jahren sich aus der Uruppe der alternativen Szene herauskristallisierte, als beim Tunix-Kongress 1978 in einer Arbeitsgruppe eine Zeitung als Projekt entwickelt werden sollte, war er dabei. Ausdrücklich nicht als Journalist, der war er nicht und wollte ein solcher auch nie werden: „Viele wie mich gab es nicht, Leute, die eine Zeitung wollten, aber rechnen konnten, die die Erfahrungen anderer Druck- und Medienbetriebe ernst nahmen. Ich war im Kreis der taz-Gründer und -Gründerinnen einer der wenigen, der nicht Leitartikel und Kommentare schreiben – und auch nicht

„

„Viele wie mich gab es nicht, Leute, die eine Zeitung wollten, aber rechnen konnten. Ich war im Kreis der taz-Gründer einer der wenigen, der nicht Leitartikel und Kommentare schreiben – und auch nicht die Weltlage erklären wollte“

Karl-Heinz Ruch

die Weltlage erklären wollte.“ Um ihn herum damals fast nur: Journalisten und Journalistinnen, angehende und schon ausgebildete, allesamt leidenschaftlich genug, das Unmögliche zu planen: eine Tageszeitung, die mehr ist als ein in einer Druckerei geheftetes Bündel an Flugblättern. Es galt, mit einer Zeitung jene Sichtweisen öffentlich zu machen, die damals in keinem anderen Blatt Gnade fand. Neue Bewegungen mit neuen Fragen: feministisch, ökologisch, kulturell, friedensstiftend, anders als die anderen. Mehr Punk als Staatstragenheit, ob nun konservativ oder sozialdemokratisch.

Aber in all die guten Ideen musste eine ökonomische Basis gezogen werden, von der Journalist:innen eher arm an Kenntnis sind: Wie lanciert man ein Produkt, ohne das große Kapital im Hintergrund? „Journalisten machen sich ja mit der Kneifzange die Hosen zu“, sagt Kalle Ruch erinnernd. Was wohl heißen so: Für das Kleinklein des Täglichen, für Dinge wie die

der Diskurse und Debatten, der Westen Berlins hingegen eher das geistige Trottoir mit Straßenkämpferappeal. Mit Ruppigkeitsbonus.

Die taz, um die es ging, sollte an die FAZ, den klassisch-bürgerlichen Zeitungsdampfer, heranreichen, ihm die Dominanz streitig machend. Doch während einer Sitzung gab Kalle Ruch, der sich in ideologischen Hader nie einzumischen pflegte, schon damals nicht, strikt betriebswirtschaftlich zu bedenken, Westberlin sei womöglich besser. Nicht weil es so szenig, randständig, punkig oder sonst wie underground war – nein, weil es dort Subventionen für die schiere betriebliche Existenz gab. Wieder also – das Ökonomische. Am Ende hat sich Ruch durchgesetzt: Die taz siedelte in der abgewracktesten Stadt.

Immer hat er also die taz und ihren Nutzen im Blick. Um dies mit einem eher aktuellen Beispiel zu illustrieren: Am Morgen nach der Wahl Donald Trumps, als der taz-Mainstream im Haus, vor allem die Redaktion, sich auf

nicht das Vergangene konservieren wie etwa Rot-Rot-Grün, und sei es unter grüner Führung. Das Projekt, dem er vermutlich am ehesten zuneigen würde, wäre Grün-Schwarz – weil es interessant wäre für Staat und Gesellschaft. Vor allem aber für die taz wäre dies interessant, weil unübersichtlich und unerwartbar. Verflüssigte Freund-Feind-Linien inklusive.

Dass die taz mehr als vier Jahrzehnte existiert, war, so gesehen, kein Selbstläufer, sondern auch ein Ergebnis klugen Schachspiels im Mediengewerbe: Die ersten Soliabos – ein frühes Crowdfunding; die Gründung der taz-Genossenschaft in den beginnenden neunziger Jahren – eine Art Community-Building, und das 20 Jahre bevor andere Medien darauf kamen, Leser:innenforen zu organisieren.

All diese kleineren und größeren Aufbauleistungen gehen nicht auf irgendein fantasiertes Genie Kalle Ruch zurück, aber er hat die Chancen in den Ideen, die in der taz geboren werden, meist richtig erkannt und extrem befördert. Sein Modus Operandi war irgendwie wie sein real zu beobachtendes Gehen, vorsichtig, aber nicht schlendernd, eher sacht und suchend, eine Motorik wie in der Tempo-30-Zone.

Wozu auch, ganz Trüffelsucher, die Entdeckung des juristischen Talents und damaligen No-Name Olaf Scholz gehörte: Der hatte sich auf Genossenschaften spezialisiert, die gerade für linke Projekte interessant seien. Mit dem heutigen Bundesfinanzminister zimmerten Ruch & Co ein genossenschaftsbasiertes Unternehmensmodell. Am Ende war die taz so konstruiert, dass die Basis tatsächlich das letzte Wort hat – und das Medienhaus selbst gezeitigt ist, von Investoren aufgekauft zu werden. Die taz, so Ruch, muss immer ihr Geschick in eigenen Händen halten, um zu überleben.

Er hat früh erkannt, dass das mit der gedruckten Zeitung historisch ein Ende haben wird: Gegen die Digitalisierung ist kein Ankommen. Und er hat besonders die digitale Transformation gefördert, die Internetpräsenz der taz auf taz.de und später auch das taz-zahllich-Modell – teils gegen Widerstände im Haus.

Er ist, so gesehen, ein Aufbauer und Aufbauorganisator. Wo keine Chancen sind, findet er doch welche. In den achtziger bis neunziger Jahren gab es nationale taz-Plena, auf denen Kalle Ruch heftig angefeindet wurde. Der muss weg, der macht seinen Job nicht gut, der gibt die Mittel für Expansionen auf dem Markt nicht frei, später gar hieß es, er lasse es nicht zu, dass millionenschwere Investoren die taz füttern oder sie aufkaufen.

Hat ihn das nicht manchmal Nerven gekostet? Er antwortet nur mit einem eher gewichtigen Wort: „Oooch.“ Soll wohl heißen: Das war einmal, begrabene Kämpfe. Und heute sei es doch so: „Gucke man sich mal die taz an“, und er weist mit den Armen auf das neue taz-Haus an der Friedrichstraße, sein – vorläufig – letztes Aufbauwerk, „ist doch alles wohlgeraten, die Kol-

legen und Kolleginnen arbeiten in einem schönen Haus in einem zukunftsfesten Unternehmen.“ Und dann die „vielen jungen Leute hier, es gibt einfach tollen Nachwuchs“. Er lächelt bei diesen knappen Sätzen, die bei ihm schon einem Ausbruch an Euphorie gleichkommen, sein typisches Kalle-Lächeln: jugenhaft und schüchtern. Er ist, man muss es so sagen, ein Architekt alternativen Gelingens – denn es gebe immer Alternativen zum Naheliegenden.

Womöglich wäre er gern Architekt geworden, ein Konstrukteur interessant und schön anzusehender Gebäude. Er ist taz-Geschäftsführer geworden, weil er es konnte und alle anderen nicht. Er hat sich die richtigen Buddies gesucht und gefunden. Er nennt die Chefin und Aufbauerin der taz Genossenschaft, Konny Gellenbeck, die Seele der taz – was auch richtig ist. Nicht minder zutreffend ist, dass Kalle Ruch den Spirit der taz wesentlich mitgeprägt hat – und das Medienhaus in eine Zukunftsfähigkeit gelotet hat, wie es niemand in der Branche je erwarten wollte. Er liebt, so berichten es ihm Nahestehende, seine Frau und seine drei Kinder, lebt gern in seiner Hütte im Brandenburgischen. Und kann außerdem mit dem Wort Karriere nicht viel anfangen: „Wir wollten die taz ins Leben rufen. Das ist uns gelungen. Bis heute.“ Und noch viel länger.

Er könnte solche Sätze mit fettem Pathos unterstreichen, aber das ist nun nicht seine Art. Er hat den leisesten Gang aller im neuen taz Haus, er tritt nicht auf, um mit dem Körper Anwesenheit aufzustoßen. Er gehe, so ausdrücklich sagt er es nicht, aber man muss ihn so verstehen, hochzufrieden in den Ruhestand und wird sich bekennerweise nicht in die weiteren Geschäfte des Hauses einmischen.

Eine alternative Laufbahn hat er dann hingelegt, die im Look kaum Änderungen brachte, stets trug und trägt er Jeans und farblich eher lichtarme Hemden, Jackets außerordentlich selten. Man verabschiede ihn wie auch immer, das hört man von langjährigen Weggefährten:innen, nicht zu pompös – vor allem nicht mit Blumen: Er fände jede blumensatte Wiese gut, aber Bouquets? Irre unpassend.

Zwei Dinge hat er noch zu erledigen, so verriet er vor Monaten einem Medienbranchendienst, vielleicht nimmt er sie ins neue Jahr mit – ein Wohnhaus mit günstigen Mieten für taz-Kolleg:innen, deren Renten nicht ausreichen, um in Berlin leben zu können. Und das Queere Kulturhaus, das im alten taz Haus an der Rudi-Dutschke-Straße siedeln will.

Kalle Ruch hat das alternative Motto aller Projekte am glühendsten für möglich gehalten: Wir haben keine Chance, drum nutzten wir sie.

Jan Feddersen, 62, ist Redakteur für besondere Aufgaben und Kurator des taz lab. Er findet Kalle Ruch nie langweilend und seine „Querdenkeri“ interessant, weil sie nichts anderes als Fähigkeit zum eigenen Urteil ist – und weil er das taz lab von Anfang an gefördert hat.

Anzeige

Pop-Musik*

Folkwang Universität der Künste. Institut für Pop-Musik. Projektbasierter Masterstudiengang Populäre Musik (M. Mus.). Individuelle Betreuung bei Songwriting, Produktion, Art Direction. Interdisziplinäre Projekte und gesamtgesellschaftliche Debatten. Hier schärfen Musiker*innen ihr Profil. Für alle, die immer weiter lernen wollen.

Bewerbungen online unter: www.folkwang-popinstitut.de/studium
Bewerbungsschluss: 15. März 2020.

F Folkwang
Universität der Künste
Institut für Pop-Musik

Vertriebsstruktur, das Abo-Wesen, die Organisation des wirtschaftlichen Fundaments waren sie sich in gewisser Weise zu fein.

Er hat immer die taz als Projekt im Visier gehabt: Was ist ihr nützlich, wo liegen ihre Chancen? Als es noch darum ging, die alternative Zeitung zu gründen, war beim Mainstream der taz-Initiator:innen völlig klar: Der Stand muss Frankfurt am Main sein. In der Mitte der Bundesrepublik gelegen, Geistesgrößen dort sondergleichen, Buchmesse, Suhrkamp und andere Buchverlage ... Frankfurt – das war das Flair der Intellektualität,

die „Oh, alles wird schlimm“-Tonalität verlegt hatte, schwer getroffen, sagte Kalle Ruch nur: „Das ist gut für die taz.“ Es bedeute nämlich, viel berichten zu können, die wache Community des Hauses zu mobilisieren und neue Leser:innen zu gewinnen. Und also Umsätze, Erlösquellen, mithin Zukunftssicherheiten.

Politisch ist Kalle Ruch im Übrigen kein Linker im Sinne rötlichster Gerechtigkeitsideen, viel mehr ein Öko, der an jeder ökologischen Transformation interessiert ist, fundamental. Er liebt Verhältnisse, so könnte man formulieren, die die Verhältnisse zum Tanzen bringen,

Die anthrazitgrau gewandete Zunft

Springer, Burda, Ruch: Die großen deutschen Verlegergestalten der Nachkriegszeit

Von **Steffen Grimberg**

Als Axel Springer 100 Jahre alt geworden wäre und das immer noch nach ihm benannte Medienhaus gerade mal gute Laune hatte, wurde der runde Geburtstag des Patriarchen etwas anders begangen: mit einer Nummernrevue, in der sie wirklich alle vorkamen – die Verleger und Chefredakteure, ihre Frauengeschichten und die Politik. Die politisch wirklich kritischen Sachen hatten sie dabei allerdings Rudolf „Im Zweifel links“ Augstein in den Text geschrieben, der echte „Tagesschau“-Wilhelm-Wieben las die Nachrichten vor, und am Ende stand da Friede Springer so leibhaftig wie beseelt im Rampenlicht. Nur Angela Merkel, die auch 2012 schon Kanzlerin war, hatte leider absagen müssen. Terminschwierigkeiten, echt schade. Das halbe Kabinett, die Opposition und diverse amtierende und ehemalige Bundespräsidenten waren aber da.

Keine Frage: Verleger*innen – wobei man angesichts des fast rein männlich besetzten Berufszweigs das Gendern getrost lassen könnte – sind einflussreich. Bei Springer gilt das sogar lange über den Tod hinaus. Sie werden von der Politik mal gehofert, selbstergehasst und sind ihrerseits

von der Wirtschaft abhängig. Umso mehr, als in den letzten 20 Jahren die Werbeeinnahmen für die Verlage wegen der abnehmenden Auflagen und der mangelhaft entwickelten Zahlungsbereitschaft im Netz immer wichtiger geworden sind.

Verlage im klassischen Sinne gibt es seit dem 18. Jahrhundert. Um das Verhältnis ihrer Verleger zum Journalismus und zur Politik auszuloten, muss man aber gar nicht so lange zurückgehen. Es reichen ganze 54 Jahre. Es reicht der berühmte Leserbrief eines gewissen Paul Sethe an den *Spiegel* von März 1965. Sethe war damals Leitertikler der *Welt*, noch früher Mitgründer der *FAZ* und griff später für *Zeit* und *Stern* in die Tasten: Seine Verleger kannte er alle, auch den Dr. Goebbels vom *Völkischen Beobachter*, für den er ab 1944 schrieb.

„Pressefreiheit ist die Freiheit von zweihundert reichen Leuten, ihre Meinung zu verbreiten. Frei ist, wer reich ist“, hatte Sethe formuliert. Und weil meistens nur diese zwei Sätze aus der viel umfangreicheren Argumentation Sethes zitiert werden, ist hier der Rest: „Journalisten, die diese Meinung teilen, finden sie immer. Ich kenne in der Bundesrepublik keinen Kollegen, der sich oder seine Meinung verkauft hätte. Aber wer nun an-

ders denkt, hat der nicht auch das Recht, seine Meinung auszudrücken? [...] Da aber die Herstellung von Zeitungen und Zeitschriften immer größeres Kapital erfordert, wird der Kreis der Personen, die Presseorgane herausgeben können, immer kleiner. Damit wird unsere Abhängigkeit immer größer und immer gefährlicher. Auch scheint es ein soziologisches Gesetz zu sein, dass mit steigendem Reichtum der Respekt der Wohlhabenden vor der Individualität ihrer Mitarbeiter immer geringer wird. Schließlich halten sie es für selbstverständlich, dass Journalisten nicht ihre Bundesgenossen, sondern ihre willenslosen Gefolgsleute sind.“

Für die Verleger und wenigen Verlegerinnen der bundesrepublikanischen Geschichte – es geht hier bis 1990 rein um westdeutsche Zustände – war und ist diese von Sethe ökonomisch begründete Meinungshoheit sogar gesetzmäßig verankert: Zeitungen sind Weltanschauungsanstalten wie sonst nur die Kirchen. Die im Gesetz höflich „Tendenz“ genannte Richtung wird vom Eigentümer – früher waren das mal die Verleger*innen – festgelegt. Weil Axel Springer in gewisser Weise prototypisch für das deutsche Verlegertum steht, sei hier an die Springer-Essentials erinnert: In den Verlagsgrundsätzen des Medienhauses geht es bis heute um die Aussöhnung mit und das Existenzrecht Israels, die Verteidigung der Marktwirtschaft und die Werteallianz mit den USA. Damit war Springer – die Urfassung der Essentials ist nur wenig jünger als Sethes Leserbrief – verblüffend ehrlich. Wobei Ehrlichkeit und Transparenz eigentlich so gar nicht zu den Kerntugenden der Verlegerzunft im deutschen Mediengeschäft gehören.

„Aber wer nun anders denkt, hat der nicht auch das Recht, seine Meinung auszudrücken?“, hatte Sethe formuliert und damit die taz quasi vorweggenommen. Dass so ein Blatt, so ein Medienprojekt keinen klassischen Verleger haben konnte, versteht sich von selbst. Dass es doch engen Kontakten zur CDU des Helmut Kohl nach der Aktienmehrheit griff, die Stirn. Und bootete nebenbei Axel Cäsars Enkel aus. Im Jahr 2000 machte sie Mathias Döpfner zum Konzernchef, die beiden danken es sich seitdem gegenseitig – er mit dem im deutschen Vergleich wohl konsequentesten Umbau eines Zeitungsverlags zum Digitalunternehmen. Und sie mit Aktienpaketen.

Gegen Springer ist Burda fast ein bisschen langweilig. Hier ist die Verlegerpersönlichkeit eher familiengetrieben: Hubert Burda, 79, wurde erst 1987 nach dem Tod des Vaters, Franz „Senator“ Burda, Chef der Offenburger Münchner Familienholding. Die

stärkste Blatt Europas. Er war verhasst wie kaum ein zweiter Unternehmer der alten BRD und wurde wunderbar. Bevor Springer mehr auf Astrologen als auf seine eigenen Chefredaktionen hörte, versuchte er sich erfolglos als Außenpolitiker. 1958 wollte er bei dem sowjetischen Staats- und Parteichef Nikita Chruschtschow die deutsche Wiedervereinigung erwirken, scheiterte kläglich – und mutierte daraufhin zum erklärten Antikommunisten.

Springer wechselte häufig seine Frauen und Chefredakteure und musste zu seinem eigenen Unverständnis wahrnehmen, dass spätestens in den 1970er Jahren die Politik seinem medialen Expansionsdrang mithilfe des Kartellrechts Einhalt gebot. Nach Springers Tod 1985 trat eine Frau aus seinem Schatten in Erscheinung, die mittlerweile mindestens so viel wie Springer selbst für das Unternehmen getan hat: Axel Cäsars fünfte und letzte Ehefrau, Friede. Sie war als Kindermädchen im Hause Springer gelandet, galt als harmlos und gefügig und zeigte es allen. Friede Springer schaffte es, nach dem Abgang des Übervaters die meuchelmörderischen Ränkespiele seiner Vorstandslakaien auszuhalten und ein Auseinanderbrechen des Konzerns zu verhindern. Sie bot dem TV-Unternehmer Leo Kirch, der mit seinen engen Kontakten zur CDU des Helmut Kohl nach der Aktienmehrheit griff, die Stirn. Und bootete nebenbei Axel Cäsars Enkel aus. Im Jahr 2000 machte sie Mathias Döpfner zum Konzernchef, die beiden danken es sich seitdem gegenseitig – er mit dem im deutschen Vergleich wohl konsequentesten Umbau eines Zeitungsverlags zum Digitalunternehmen. Und sie mit Aktienpaketen.

Gegen Springer ist Burda fast ein bisschen langweilig. Hier ist die Verlegerpersönlichkeit eher familiengetrieben: Hubert Burda, 79, wurde erst 1987 nach dem Tod des Vaters, Franz „Senator“ Burda, Chef der Offenburger Münchner Familienholding. Die

20 Jahre davor litt er als ein – natürlich alles andere als einfacher Angestellter – im eigenen Haus

„Sie schaffe beim Burda?“ galt im Badischen noch bis vor Kurzem als Synonym für „Da hat es einer geschafft“. Solide geht es bei Burda bis heute zu, auch wenn sich Hubert erst mal gegen den Vater und die beiden älteren Brüder Franz und Frieder durchsetzen musste. Seiner Biografin Gisela Freisinger vertraute er an, er habe im familieninternen Konkurrenzkampf jahrelang nächtens mehrfach seine Pyjamas durchgeschwitzt. Hubert Burda wollte eigentlich Maler werden, in Kunst ma-

mehr. Du bist schuld, wenn er stirbt!“, kommentiert haben. Und im Interview mit der *Süddeutschen* erzählte Burda: „Ich wollte immer, dass [Spiegel-Herausgeber] Rudolf Augstein mal von mir Kenntnis nimmt, aber der nahm natürlich überhaupt keine Kenntnis von mir.“ Da ein Freund in Hamburger Pressekreisen verkehrte, fragte er ihn: „Was meint denn der Rudolf? Hast du mal mit ihm über mich geredet?“ Und der Freund antwortete: „Der Rudolf sagt, wenn dein Vater stirbt, bringen dich deine beiden Brüder um.“ Diese Prophezeiung, sagt Burda, „blieb mir im Kopf“. Nach dem Tod des Vaters herrschte dann tatsächlich Krieg, bis die drei Brüder den Verlag in drei Teile aufteilten.

Hubert Burdas erster Versuch, selbst publizistisch in der großen Politik mitzumischen, ging aber auch nach dem Tode des Vaters und dem Verweis der Brüder auf die hinteren Plätze spektakulär schief. Gemeinsam mit dem britischen Pressezaren Rupert Murdoch wollte Burda 1991/92 die Gunst der Wiedervereinigungseuphorie nutzen und mit der *Super*-Zeitung aus Berlin der damals noch in Hamburg verankerten *Bild* Konkurrenz machen. Dabei setzte er 70 Millionen D-Mark in den Sand, und bis heute fühlt er sich von Murdoch im Stich gelassen. Dass ihm der 1993 gegründete und bis heute erscheinende *Focus*, diese schlichtere *Spiegel*-Variante für konservative Kreise, dann tatsächlich Einfluss gebracht hat, darf bezweifelt werden.

Burdas Strategie aber ist klar: Machen, auch und gerade gegen die übermächtige Konkurrenz. Wie heute Döpfner bei Springer ist Burda einer der Motoren der Digitalisierung im Verlagswesen – obschon er selbst konsequent in der Generation Münzfernsprecher bleibt und seine digitalen Accounts von jüngeren Menschen bedienen lässt. „Fantasie ist das, was du im Mediengeschäft am nötigsten brauchst“, ist einer seiner Lieblingsätze. Im *SZ*-Interview begründet er



Axel Cäsar Springer mit seiner Frau Friede 1981 in Bonn Foto: picture alliance

”

Kalle muss man sich eher als Antiverleger vorstellen. Er blieb im Hintergrund und ließ die Redaktion machen

chen. Und bekam vom gestrengen und noch öfter als Springer die Frauen wechselnden Vater ein barsches „Halt die Gosch, du wirst Verleger“ vor den Latz geknallt. Die ersten sieben Jahre, sagt der promovierte Kunsthistoriker heute selbst, habe er nur Fehler gemacht. Sein erstes eigenes Heft, das Männermagazin *M*, soll Mutter Aenne Burda mit den Worten: „Der Vater hat deine Zeitschrift in die Hände gekriegt. Jetzt isst er nichts

Anzeige

since 1989

antifaschistisches **Magazin**

wir verachten die AfD*

#derrechterand

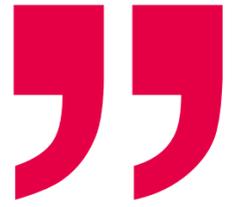
* Recherche. Analyse. Perspektive.

gibt es regelmäßig im **#AntifaMagazin** im **Abo**

www.der-rechte-rand.de



Karl-Heinz Ruch (r.) und Andreas Bull bei der Genossenschaftsversammlung der taz in Berlin 2007 Foto: Carlos Antoniazzi



Spektakuläre Alleingänge wie bei DuMont sind bei der taz schlicht nicht möglich

Mitarbeiter*innen mächtiger als in der taz, die ihnen mitgehört. An ihnen kommt der Vorstand schon deswegen nicht vorbei, weil dort drei Mitarbeitervertreter*innen die Mehrheit über zwei hauptamtlich Geschäftsführende haben. Und der Geno-Aufsichtsrat und die Genossenschaftsversammlung haben auch noch ein paar Wörtchen mitzureden. Für traditionelle Verleger*innen wäre wohl schon die Vorstellung ein Graus. Dabei erfüllt die taz das verlegerische Credo besser als alle CEOs und Vorstände der anderen Medienhäuser, die auf ihre Renditen, schrumpfenden Auflagen und verzweifelte Digitalmanöver starren: mit einer pluralen, aber klaren Haltung die Komplexität unserer Zeit zu analysieren, Meinungen zu bilden und zuzulassen und vor allem die Welt ein bisschen besser zu machen.

Leider wird man dabei nicht besonders reich, zumindest nicht im finanziellen Sinne. Doch auch hier irrte der eingangs schon bemühte Paul Sethe: „Frei ist, wer reich ist. Das ist nicht von Karl Marx, sondern von Paul Sethe. Aber richtig ist es trotzdem. Und da Journalisten nicht reich sind, sind sie auch nicht frei“, hatte Sethe 1965 postuliert. Die taz tritt – gar nicht mal so unfreiwillig – täglich den Gegenbeweis an. Was nur einen Schluss zulässt: Kalle Ruch ist einer der ganz großen deutschen Verleger. Auch wenn ihn das wahrscheinlich ein bisschen verlegen macht.

Steffen Grimberg, 51, war lange Jahre taz-Medienredakteur. Als Redaktionsrat verhandelte er mit Kalle Ruch das geltende Redaktionsstatut.

ihn so: „Amazon lässt Woody Allen eine Serie drehen. Dass Jeff Bezos auf diese Kombination gekommen ist, zeigt einmal mehr, dass er von uns allen der mit Abstand großartigste Unternehmer ist. Du musst auf Ideen kommen, die Kommunikation herstellen, und dafür brauchst du das Talent, scheinbar zusammenhängendes zu verbinden. Deshalb lautet einer meiner Leitsätze: Connect the unexpected.“

Womit wir bei Kalle wären. „Unexpected“ war das schon, dass da ein Volkswirtschaftsstudent der FU Berlin zu den Mitbegründern einer Zeitung wurde, die auch scheinbar Unzusammenhängendes verband: die sozialen, bürgerrechtlichen und umweltbewegten Aktivist*innen der 1970er Jahre mit den etablierten Medien, deren Verleger*innen solche Anliegen seinerzeit zutiefst egal waren. Da gründeten Menschen, mit denen Sethe so gar nicht gerechnet hatte, einfach mal eine Zeitung. Und weil es –

unter anderen, aber dann doch irgendwie auch entscheidend – diesen Karl-Heinz Ruch gab, überlebte das Ding auch noch. Ganz nebenbei sorgte die taz mit ihren Inhalten und ihrer journalistischen Haltung für viel tiefer gehende Veränderungen. Themen wie Umwelt, die Neue Rechte, soziale Bewegungen und viele weitere diffundierten langsam, aber stetig in die Redaktionen der anderen.

Jetzt, gute 40 Jahre später, ist Kalle gern gesehener Gast bei Verlegerkongressen und Branchenkonferenzen. Weil alle von ihm wissen wollen, wie die taz das geschafft hat: die (West-)Berlin-Förderung in der alten BRD bis zum Anschlag auszureizen; deren Wegfall 1990 zu überleben und sich mit der taz-Genossenschaft neu zu erfinden; rechtzeitig und mit einer gehörigen Portion Dusel Immobilien an der Kochstraße in Berlin zu kaufen, die dann langsam, aber sicher wieder Innenstadt wurde. Und zum Schluss noch mal eben ein neues Verlagsge-

bäude zu bauen, das die Herzen aller Sichtbetonfans höher schlagen lässt. Dazu kommt eine Leser*innen- und Genoss*innenschaft, die mit ihrem Laden durch dick und dünn geht und für eine solche Leser-Blatt-Bindung sorgt, dass die taz ihre gedruckte Ausgabe als erste Zeitung in Deutschland weglassen kann und wird.

Kalle muss man sich dabei nicht als Verleger, sondern eher als Antiverleger vorstellen. Was ihn mit seinen Kolleg*innen eint, ist die Fähigkeit, meistens das letzte Wort zu haben beziehungsweise sein Ding auch gegen Widerstände durchzudrücken. Ansonsten könnten die Unterschiede nicht größer sein. Spätestens ab den 1990/2000er Jahren war die taz als Journalist*innenschule der Nation zwar ökonomisch immer nur ein Klacks, aber die publizistische Nachhaltigkeit war nicht zu leugnen, manch eineR ging sogar zu Springer. Kalle aber blieb im Hintergrund und ließ die Redaktion machen.

Gerade das unterscheidet ihn von anderen Verleger*innen. Zwar agieren auch Verleger wie die Schaub von der Südwestdeutschen Medienholding, einem der nach Springer größten – und unbekanntesten – Presseverbände (*Süddeutsche, Stuttgarter Zeitung*, haufenweise Regionaltitel), gern im Off. Von den Schaub gab es in bester Aldi-Manier lange nicht mal Fotos. Intransparenz war dort erklärte Unternehmensstrategie. Die Organisationsform der meisten Zeitungsverlage als GmbH & Co. KG hilft dabei: Daten über sich rausrücken müssen die Verlage kaum. Und was machte die taz? Legte schonungslos alles offen, seit Gründung der taz-Genossenschaft in vielen Jahren garniert mit der schönen Formulierung aus dem Geno-Prüfbericht: „Der Verlust wird auf neue Rechnung vorgetragen.“

Die taz hat das Unmögliche vor allem auch deswegen geschafft, weil Kalle und der Vorstand immer das gerade noch Mögliche im Blick hatten. Große

Räder, wie sie ein Alfred Neven DuMont drehte, lösten bei ihm immer skeptisch-amüsiertes Erstaunen aus. Als der Verleger des *Kölner Stadtanzeigers* 2006 bei der *Frankfurter Rundschau* einstieg, weil er die *Berliner Zeitung* nicht bekommen hatte, sah Kalle sofort, dass hier einer angetreten war, sein Geld zu verbrennen. Dass DuMont 2009 dann die *Berliner Zeitung* doch noch übernahm, weil seine Vorstände nicht den Mut hatten, dem eigenen Grandseigneur und Patriarchen in den Arm zu fallen, war der Anfang vom Ende. Heute betreibt das seit über 200 Jahren bestehende Haus M. DuMont Schauberg den Ausverkauf seiner Titel. Die *Frankfurter Rundschau* gehört mittlerweile zum großen Teil dem Regionalzeitungskönig Dirk Ippen.

Spektakuläre Alleingänge wie bei DuMont sind in der taz schlicht nicht möglich. Denn sie funktioniert nach dem Prinzip, das im Bürokratendeutsch „koregulierte Selbstregulierung“ heißt: Nirgends sind die

Anzeige

Jetzt die „tazen“ hochlegen!

sh:z das medienhaus

Lieber Herr Ruch,

alles Gute zu Ihrem wohlverdienten Ruhestand!

Seit 35 Jahren dürfen wir Sie und die taz als Druckpartner begleiten.

Als Mitgründer der taz und als Mensch hinterlassen Sie beeindruckende Fußstapfen, die deutlich machen, was es braucht, um nachhaltig Geschichte zu schreiben. Wir werden diese auch weiterhin sehr gerne drucken.

Ihnen nur das Beste für die Zukunft und vielen Dank!

Ihre Druckerei aus Pinneberg.



A. Beig
Druckerei und Verlag
GmbH & Co. KG



Damm 9-19 · 25421 Pinneberg · Telefon 041 01/535-0 · www.a-beig.de



Kredit- unwürdig aber stabil

Geldmäßig war es bei der taz oft knapp. Nicht mal ein Konto wollten die Banken uns einrichten lassen. Wie man einen Laden trotzdem am Laufen hält, erzählt der Steuerberater der taz

Von **Bernhard Brugger**

Westberlin, August 1980: „Liquiditätsübersicht. Wie sich inzwischen rumgesprochen hat, ist in der taz-Kasse mal wieder nichts drin und es kommt auch vor Anfang Oktober nicht mehr viel rein“, so Redakteur Wolfgang Zügel, genannt Zaggi, der sich während des Urlaubs von Karl Heinz Ruch (Kalle) der taz-Zahlen annehmen musste.

Das ging ja gleich richtig gut los für mich. Im August 1980 sollte ich bei der taz einen überforderten Kollegen ablösen und die Buchführung der einzelnen taz-Firmen und deren Verbindung untereinander auf die Reihe bringen.

Westberlin 1980, das war die Zeit selbstverwalteter Betriebe: Vollkornbäckereien, Druckereien und Theater gründeten sich fast wöchentlich. Das Ufa-Gelände war besetzt und der gekaufte Mehringhof prall gefüllt mit Kollektiven. Und im Berliner Wedding hielt sich ein weiteres selbstverwaltetes Kollektiv, die taz, der es gegen jede professionelle Prognose seit dem 17. April 1979 täglich gelang, eine linke radikale Zeitung mit dem selbstbewussten Titel „die tageszeitung“ an die Leser zu bringen.

Dass die Zentrale des aus verschiedenen regionalen Initiativ-

gruppen entstandenen Projekts „taz“ nicht wie ursprünglich geplant in Frankfurt gelandet war, sondern in der abgelegenen Mauerstadt, war steuerlichen Gründen geschuldet – der Steuerberater Gert Behrens, mein damaliger Chef, hatte zum Ausschöpfen der Berlinsubventionen eine optimale Firmenkonstruktion entwickelt.

Der Haken war, dass es in der taz nur ganz wenige gab, die diese Konstruktion verstanden und fachgerecht mit Leben füllen konnten oder dies lernen wollten. Der oben genannte Wolfgang Zügel aus der Redaktion war eine der Ausnahmen – auch Dieter Metk (EDV), Gudrun Kromrey (Vertrieb) und Karl-Heinz Ruch (Verwaltung) waren in ihren Bereichen ziemlich auf sich allein gestellt.

Kein Geld in der Kasse und wenig zu erwarten – Zeit für die erste von vielen Rettungskampagnen, gezeichnet von den Vereinsvorständen Gitti Henschel und Christian Ströbele. Die taz wurde von Anfang an allein von ihren LeserInnen und Sympathisanten finanziert, über Voraus-Abos sowie stille und (Kommandit-)Beteiligungen. Banken waren nicht bereit, diesem „RAF-Terroristenblatt“ und/oder dieser völlig aussichtslosen Geschäftsidee auch nur einen Pfennig zu leihen. Selbst eine Bank zu finden,

um ein Geschäftskonto eröffnen zu können, war nicht einfach. Diese „Kreditunwürdigkeit“ erwies sich im Nachhinein als segensreich, denn so wurden die Verluste in Grenzen gehalten und zu keiner Zeit konnte eine Bank unerwartet Kredite fällig stellen. Aber, noch viel wichtiger, die taz musste von Anfang an auf die Solidarität ihrer Leser und Sympathisanten setzen.

Als eine Konsequenz aus der ersten Rettungskampagne wurde das kaufmännische taz-Büro mit Heinz Bollweg, Tonio Milone und Detlef Berentzen massiv verstärkt. Die entscheidende persönliche Verantwortung trug jedoch Kalle sehr mutig alleine. Er war von Anfang an Geschäftsführer des Verlags und damit für jede Art von Insolvenz- oder Konkursverschleppung strafrechtlich ganz persönlich verantwortlich. Das hieß aber auch von Anfang an: Ohne Kalles Zustimmung ging gar nichts.

Ich habe – seit 1983 selbständiger Steuerberater der taz – bei all diesen Rettungskampagnen viel gelernt. Ganz wesentlich: Es gibt immer eine Möglichkeit, vorwärtszukommen, solange die Idee größer ist als das Ego der Beteiligten. Und solange Leute da sind, auf die man sich im Ernstfall ohne viele Worte verlassen kann. Kalle war einer davon.

Vor diesem Hintergrund hat Kalle, der an der FU Berlin Volkswirtschaft studiert hatte, in all diesen turbulenten Jahren immer erstaunlich ruhig und besonnen agiert. Er war immer da, zuverlässig, stand zu seinem Wort und scheute keine der Endlosdebatten. Weder im Plenum noch in vielen Einzelgesprächen, wenn es zum Beispiel galt, die Rücknahme der zuvor getroffenen ökonomisch unsinnigen Entscheidungen zu erläutern. Kalle war auch da, als 1987 alle gegangen waren, die zu Beginn im kaufmännischen und technischen Bereich eine Leitungs- oder Geschäftsführungsfunktion innehatten – und der Gewinn der taz wegen der hervorragenden Berichterstattung zur Reaktorkatastrophe

in Tschernobyl mit 1,2 Millionen Mark unerwartet hoch ausfiel.

Ich habe mich oft gefragt, wie hält Kalle die taz aus? In seinem historischen Roman „Shogun“ über das mittelalterliche Japan lässt James Clavell Mariko, die Geliebte des angelandeten englischen Kapitäns Blackthorne, auf die Frage, wie sie das alles so gut aushalte, antworten: Jedes Kind lernt bei uns, acht Mauern um sich zu bauen und niemanden in sein Innerstes zu lassen.

Nun, die taz war nie das mittelalterliche Japan, aber bisweilen ging es heftig zu. Etwa wenn Kalle und mir eine Strafanzeige wegen Bilanzfälschung angedroht wurde. Der Anwalt der Gegenseite, ein gewisser Horst Mahler, tat dies, nachdem er in folgender Richtungsentschei-

teilungsleiterstruktur heraus. Diese stabilisierte in den Neunzigerjahren die taz, eine Zeit, in der manch andere Zeitung ganz schnell abgewickelt wurde.

Mit Glück und Können hat Kalle diese Abteilungsleiter finden und halten können. Ihnen war und ist das Projekt taz wichtiger als ein doppelt oder dreifach höheres Gehalt in anderen Unternehmen. Es versteht sich von selbst, dass hinter jedem der im Folgenden Genannten ein gutes Team steckt: Thomas Purps, Leiter der Finanzbuchhaltung und Controller, arbeitet täglich für zwei und zeigt, wie hochwertiges, männliches Multitasking aussieht. Jörg Kohn ist keine technische Aufgabe zu schwierig und mit seinem speziellen Berliner Humor hat er

Als Kalle das Rauchen aufgab

„Ab Montag, den 11. Mai 2015 gibt es in den Räumen der taz keine Raucherzonen mehr. Geraucht werden darf auf allen Freiflächen.“ Mit dieser Mail der GF (taz-Jargon für Geschäftsführung) vom 5. Mai 2015 wurden die rauchenden taz-Mitarbeitenden endgültig vor die Tür gesetzt. Zuvor hatte lange Jahre, genauer: seit dem 1. März 2005, eine liberalere Regelung gegolten: Geraucht werden durfte, wenn schon nicht mehr in der Redaktion, immerhin in den „Nebentreppehäusern“ des alten taz-Gebäudes in der Rudi-Dutschke-Straße. Von nun an aber drängelten sich die Rauchenden auf Balkonen oder trafen sich illegal auf einem Sofa ganz oben im Haupttreppehaus – drinnen! Endgültig Schluss mit der schönen Schmutzerei ist nun im Neubau. Aschgrau sind hier nur die Betonwände, denn auch eine „Raucherraum“-Petition konnte die GF nicht beeindrucken. Feueralarm gibt's trotzdem: Wenn in der Küche der taz-Kantine die Bratkartoffeln anbrennen. Foto: Karsten Thielker



„Der Einzige in diesem Raum, der logisch denken kann, bin ich“

Karl-Heinz Ruch

lung verloren hatte: Verkauf an einen Großverlag oder Gründung der taz Genossenschaft?

Mit dem gelungenen Umzug in das Gebäude in der Kochstraße 18, dem sehr preisgünstigen Erwerb und schnell realisierten Ausbau sowie der aus Verlagsbereich positiven Richtungsentscheidung pro Genossenschaft wurde deutlich, dass, wer auf Kalle setzt, auf den Weiterbestand der taz setzt. Zumal Kalle ab Ende der Achtzigerjahre mit Andreas Bull einen hervorragenden Partner in der Geschäftsführung hatte.

Die Anfangszeit der taz-Genossenschaft war durch das Ausscheiden zahlreicher Redakteure sehr schwierig, außerdem gab es kurzfristige Wechsel in der nun aus drei Mitgliedern bestehenden Chefredaktion. Im Verlagsbereich, der fast einstimmig für die Gründung der Genossenschaft gestimmt hatte, bildete sich nach und nach eine bis heute bestehende feste Ab-

teilung noch jede Layout-Reform meistert. Ralf Klever hat schon in den Neunzigerjahren die taz ins Internet gebracht und garantiert bis heute die reibungslosen Abläufe im Bereich Software. Willi Vogelpohl von der Werbung gelingt es immer wieder, mit neuen Kampagnen Menschen an die taz zu führen. Susanne Hüsing und Rainer Tute im Abo, sowie Franz Schilling im Vertrieb sorgen für die täglich pünktliche Zustellung der Zeitung und deren Bezahlung, die schnellste Bearbeitung von Reklamationen inklusive. Und wer wissen möchte, wie schnelle Kantine bei wirklich gutem Essen geht, probiere es in der taz aus und erkundige sich dann bei Sigrid Renner nach dem Geheimnis ...

Die taz bot von Anfang an Talenten die Möglichkeit zur Entfaltung und zum Quereinstieg. Kalles Leitungsstil ermöglichte dies auch nach Beginn der Genossenschaft. So ist ihm nach ei-

nem Beschluss, das Eigenkapital der Genossenschaft nun endlich nachhaltig zu stärken, mit Konny Gellenbeck aus der Aboabteilung ein absoluter Glücksgriff gelungen. Konny, „die taz gibt viel, sie nimmt aber auch viel“, hat zusammen mit ihrem Team Jahr für Jahr die Mitgliederzahl in unglaubliche Höhen geschraubt und arbeitet nun an der magischen Zahl von 20.000 Mitgliedern.

Da die taz in den vergangenen zehn Jahren keine Verluste mehr gemacht hat, wurde das Eigenkapital der taz-Gruppe durch die starke Erhöhung des Genossenschaftskapitals deutlich verbessert. Bei all dem ist Kalle immer bescheiden geblieben, er sitzt nach wie vor auf seinem legendären Holzstuhl, mitten in einem Großraumbüro und beansprucht noch nicht einmal eine Sekretärin. Und er hat „einfach so“ zusammen mit Andreas Bull und manchmal über seine Kräfte hinaus, den gesamten Neubau in der Friedrichstraße gestaltend begleitet.

Wer jedoch Kalle aufgrund seiner Bescheidenheit unterschätzt, erlebt manche Überraschung, denn diametral entgegengesetzt zu seinem bescheidenen Auftreten ist sein Selbstbewusstsein. Davon zeugt seine Äußerung bei einer gemeinsamen Sitzung von Chefredaktion, Vorstand und Aufsichtsrat: „Der Einzige in diesem Raum, der logisch denken kann, bin ich.“

Danke Kalle, für die gemeinsame Zeit, die vielen guten Entscheidungen und Taten, oft ohne große Worte. Ganz besonders Danke für dein Vertrauen. Dein „hat doch gut geklappt“-Grinsen wird mir sehr fehlen. Ich wünsche dir eine glückliche und gesunde Zeit und von Opa zu Opa, ganz viel Freude mit deinen Enkeln. Und wenn sie dich bald mal fragen, was denn eine Zeitung aus Papier war, hast du Ihnen bestimmt viel zu erzählen.

Bernhard Brugger, 67, ist Steuerberater und glaubt: Wenn Kalle „keine Ahnung“ sagt, dann weiß er bestens Bescheid.

Anzeige

supermarché

Ökofaire Mode für Kalle und alle

Wiener Straße 16 * Berlin-Kreuzberg * Mo-Fr 11:00-19:00
Sa 11:00-18:00 * www.supermarche-berlin.de

Getragen von vielen

Solidarität ist das Fundament, auf dem der Erfolg der taz aufgebaut ist. Kalle hat seine Tragfähigkeit wohl am deutlichsten erkannt

Von Konny Gellenbeck

Die taz wurde nicht von Journalist*innen gegründet, sondern, befeuert vom Schwung des Tunix-Kongresses, von der westdeutschen Linken, die sich als politische Bewegung verstand. Karl-Heinz Ruch war einer von ihr.

Dass er kein Blattmacher sein wollte, sondern sich als Einziger für den Wirtschaftsbetrieb der neuen Zeitung interessierte, wurde schon oft in Berichten über die Gründungsjahre beschrieben. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt schwang mehr Respekt mit vor Kalles Entscheidung, sich um die Zahlen zu kümmern, ohne die die taz sicher schon wäre. Insofern war und ist Kalle eben doch der Blattmacher der taz.

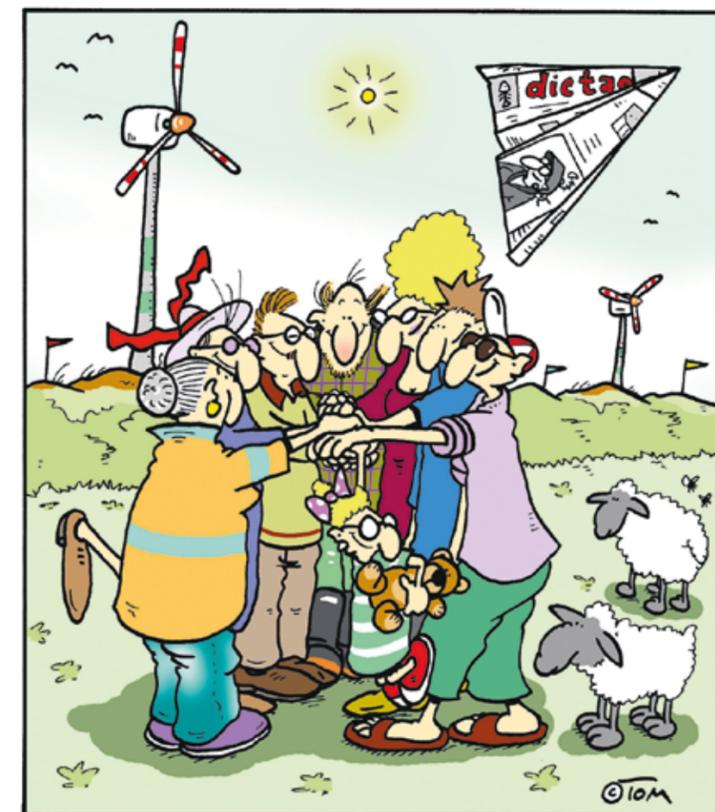
Als Teil der „Bewegung“ erfuhr die taz von Beginn an breite Solidarität: Ohne die 7.000 Menschen, die eine Zeitung abonnierten, die es noch gar nicht gab, hätte die taz nie gegründet werden können. Aber die Erwartungen an die Bereitschaft der taz-Redakteur*innen,

solidarisch mit den politischen Anliegen derer zu sein, die die taz als „ihre“ Zeitung verstanden, waren hoch.

Das konnte nicht lange gut gehen. Die zunehmende Distanz der Redaktion vom einst selbst propagierten beteiligten Bewegungsjournalismus war ein notwendiger Schritt der Professionalisierung – denn auch von den „eigenen Leuten“ muss Journalismus unabhängig sein, will er seine Funktion als Demokratiewächter ernst nehmen. Umso mehr waren die wiederkehrenden Rettungskampagnen für die Redaktion schwer erträgliche Zerreißproben.

Mit der taz Genossenschaft ist ganz im Sinne der Dialektik der Konflikt in einer neuen Struktur aufgehoben: Gerade um den taz-Journalismus unabhängig von allen Einflüssen zu machen, gehört die taz ihren Leser*innen. Inzwischen sichern 19.400 Menschen als Genoss*innen die Existenz und die Unabhängigkeit der taz. Im Grunde auch schon eine kleine Bewegung.

Rio Reiser, dem nun in Kreuzberg ein Platz gewidmet wird, hat gesungen: „Allein machen sie dich ein.“ Kalle hat das in der taz vor 1992 immer wieder er-



fahren, wenn die Mehrheit der Mitarbeitenden eine Idee hatte, die fern aller Finanzierbarkeit lag. Umso fester hat er über die vierzig Jahre seiner taz-Geschichte hinweg immer an die Kraft der vielen geglaubt.

Sie haben geholfen, die taz am Leben zu halten, auch wenn ihre Zeitung morgens noch nicht im Briefkasten lag. Sie haben neue Projekte angeschoben wie die *Le Monde diplomatique* oder zuletzt taz Gazete und zwei Häuser mitfi-

nanziert. Vor allem aber haben sie mit dem Politischen Preis für das taz Abo die Idee salonfähig gemacht, dass nicht jede*r gleich viel für seine Zeitung bezahlen muss, weil sich nicht alle die taz gleich gut leisten können.

Dieser Gedanke lebt nun in der Paywall „taz zahl ich“ weiter: Dass jemand freiwillig für etwas zahlt, was er oder sie auch umsonst haben könnte, schien gerade in der Internetwelt lange undenkbar. Heute beneiden uns viele um die-

ses Instrument, das die Zukunft der digitalen taz sein wird.

Solidarität ist das Fundament, auf dem das Erfolgsmodell taz aufgebaut ist. Und Kalle hat dessen Tragfähigkeit von uns allen vielleicht am deutlichsten gesehen. Die taz Panter Stiftung und der Marathon-Fonds für tazler*innen im Ruhestand sind logische Konsequenzen dieses Denkens. Dass es Kalle gelungen ist, für die Realisierung eines Ideals stets andere passende Unternehmensformen zu finden, zeichnet ihn als Strategen aus. Dass er in das Kuratorium der taz Panter Stiftung all jene eingeladen hat, die mit ihm die taz groß gemacht haben, zeigt, dass er wirklich an die Kraft der vielen glaubt.

Die taz wird ohne Kalle weiter ihren Weg gehen. Aber sie wird lange sein Projekt bleiben – ein professionelles, solidarisches, der Zukunft zugewandtes Projekt. Danke, Kalle.

Konny Gellenbeck ist seit 1986 bei der taz und hat seit 1996 das Geno-Team der taz aufgebaut, das sie bis heute leitet. Zusammen mit Kalle Ruch steht sie der taz Panter Stiftung vor.

Endlich Zeit für die F.A.Z.

Lieber Karl-Heinz Ruch, nach 41 Jahren an der Spitze der taz gehen Sie nun in den Ruhestand. —

Das heißt mehr Zeit für präzise Analysen, kluge Kommentare und diskursfähige Positionen. Deshalb schenken wir Ihnen ein Freiabo der F.A.Z. Und allen interessierten Leserinnen und Lesern der taz ein Testabo.

2 Wochen F.A.Z. gratis lesen

faz.net/faz-lesen

 Frankfurter
Allgemeine

Freiheit beginnt im Kopf.

Wie Chibi und Miso den Frieden eines ehrwürdigen taz-Mannes störten

Ein kleiner Junge in den 1950ern, kurze Hosen, ein paar Freunde bolzen im Hof, da gibt es eine Wäschestange. Die alte Frau samt kläffendem Pudeln, der die Kinder jagt. Die hängen sich in ihrer Angst an die Wäschestange. Die Frau klopft mit dem Spazierstock auf die Waden der Jungs und sagt zum Hund: „Guck hier, feiner Schinken!“ Die Kinder schreien in Panik, der Hund hüpf. 60 Jahre später, der kleine Junge ist Geschäftsführer einer überregionalen Tageszeitung und erlässt ein Hundeverbot im neu gebauten Haus. Endlich findet er Frieden. Wenn da nicht diese lästigen 13 Bestandshunde wären ...
NIS | Foto: Karsten Thielker



Alle für K.

Stellt man die Einnahmen und Ausgaben der taz gegenüber, sieht es eigentlich ganz gut aus. Wie konnte das passieren? Die Bull-Analyse

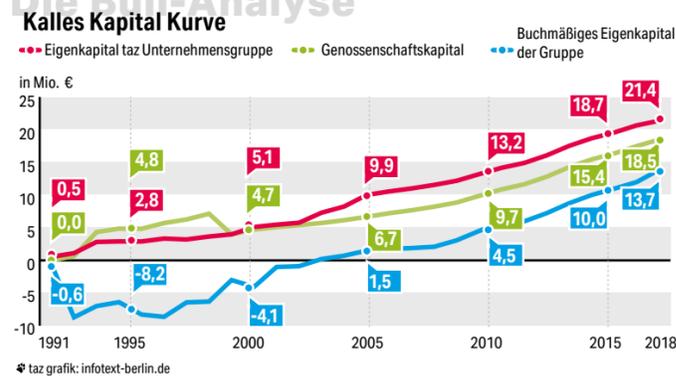
Von **Andreas Bull**

Klar, am Anfang war das Abo. 20.000 sollten es mindestens sein, bevor es überhaupt erst losgehen konnte mit der taz, so besagt es die Legende. Aber schon als 7.000 erreicht waren, ging es los: Am 17. April 1979 erschien die erste taz. Die Abhängigkeit von steigenden Abozahlen war damals absolut existenziell, denn bei dem Geld aus den Abonnements handelte es sich ja um Vorauszahlungen, mit denen man eigentlich nur genau die Lieferungen bezahlen konnte, für die man es im Voraus eingenommen hatte, also zum Beispiel für Papier. Jede weitere (dringend notwendige) Anfangsinvestition minderte die Möglichkeit, die versprochene Zeitung auch liefern zu können – und die so drohende bilanzielle Überschul-

derung trat nur deshalb nicht ein, weil es immer UnterstützerInnen gab, die von ihren Forderungen zurücktraten. Und weil die 20.000 Abos 1980 tatsächlich erstmals erreicht wurden, als die taz mit der publizistischen Begleitung der Hausbesetzungen stärker nachgefragt wurde. Ein Nachlassen der Nachfrage oder auch nur vorübergehende Abopausen während der Sommerferien deckten die Lücke in der Finanzierung unverzüglich auf. Rettungskampagnen wurden zum ständig bemühten Instrument der Insolvenzvermeidung. Zu dieser Zeit war eine regelmäßige Prüfung der Bilanz auf Überschuldung dringend geboten. Denn wäre sie eingetreten, hätte sie unausweichliche Konsequenzen für den haftenden Geschäftsführer gehabt. Kalle hatte dieses Risiko über viele Jahre immer wieder

in Kauf genommen; es zu mindern und der Zeitung ein stabiles Fundament zu verschaffen wurde in der Folge zum strategischen Kern seines Schaffens. Die Vermögenslage der taz musste sich deutlich verbessern, denn mit einer Bilanz, der es ganz wesentlich an Eigenkapital fehlt, lebt man sprichwörtlich von der Hand in den Mund. Bleiben die Vorauszahlungen durch die Abos aus oder steigen die Kosten, ist man schnell überschuldet. Und eine Überschuldung wäre für die Zeitung auf Dauer noch bedrohlicher als eine Insolvenz, die die UnterstützerInnen der taz bei Rettungskampagnen immer wieder abwehren konnten. Auf jeder der Generalversammlungen der taz Genossenschaft in den letzten Jahren hat Kalle den Anwesenden die aktuellen Positionen der in der taz-

Die Bull-Analyse



Unternehmensgruppe zusammengefasst konsolidierten Bilanz erläutert. Wie er es selbst immer etwas lakonisch formulierte: „Und jetzt kommt ein kurzer Volkshochschulkurs im Bilanzlesen.“ Vereinfacht gesagt: Rechts, auf der Passivseite, steht, wo das Geld herkommt. Und links, auf der Aktivseite, steht, was damit gemacht wurde. Woran es in den Anfangsjahren mangelte, kann sich nun deutlich sehen lassen: Rechts ganz oben das eingezahlte Eigenkapital der nun 19.471 GenossInnen, gleich darunter die Zeile, die sich seit gut zehn Jahren besonders erfreulich entwickelt: das buchmäßige Eigenkapital, bei dem die Verluste und Gewinne der vergangenen Jahre bereits abgezogen und zuge-rechnet sind. Besonders erfreulich ist diese Zeile, weil ihre Steigerung darauf verweist, dass keine Verluste mehr zu verkraften sind, im Gegenteil erhöht sich der Bestand immer weiter.

Noch erfreulicher ist der in der Berliner Friedrichstraße bezogene Neubau, in der Bilanz links oben zusammen mit den Gebäuden in der Rudolfs-Dutschke-Straße aufgezeichnet. Betrachtet man die Steigerung dieser Werte über die Jahre, erkennt man eine phänomenale Kalle-Kurve. So oft zur richtigen Zeit am richtigen Ort die richtigen Gelegenheiten zu ergreifen, sich dabei der Unterstützung der richtigen Menschen und Gruppen zu versichern und selbst nie der Versuchung zu erliegen, davon profitieren zu wollen oder Anerkennung dafür zu erheischen, ist eine Singularität nicht nur in unserer Branche. Dazu gehört das Gespür für den richtigen Ort – beim schnellen Wachstum der taz nach Tschernobyl fand er neue Räume im alten Zeitungsviertel, die nach dem Fall der Mauer ein Vermögen wert waren und ein Glück für die Zeitung. Dazu gehört das Gefühl für den richtigen Zeitpunkt – Olaf Scholz empfahl

ihm die Gründung einer Genossenschaft gerade dann, als sich das Paradigma der Genossenschaftsverbände zu ändern begann und sich der taz die frühe Chance bot, Avantgarde einer neuen Genossenschaftsbewegung zu werden. Dazu gehört das Gefühl für die richtige Gelegenheit – vor gut sechs Jahren war das ein nutzungsgebundenes Grundstück im abgelegenen Teil der berühmten Berliner Friedrichstraße. Dort sollte die taz ihren Neubau errichten. Dazu gehört das unvergleichliche Vertrauen der vielen Menschen, die innerhalb weniger Wochen mit sieben Millionen Euro die von Kalle präsentierte Finanzierungssäule für die Errichtung des Neubaus ausstatteten. Dass die Entscheidung für diesen Ort in einen Zeitraum fiel, in dem sich die aktuell fast von LeserInnen und UnterstützerInnen erzeugt hat. Sie alle können sich sicher sein, dass ihr Engagement, sei es ideeller oder finanzieller Art, in guten Händen ist – und auch in den Händen jener, die bereit und in der Lage sind, seinen Kurs auch in Zukunft fortzuführen. Auch wenn die Konsequenzen des Szenariums 2022 nicht allen angenehm sind, so sind sie doch genauso wie bisher Ergebnis seiner nüchternen Analyse jener Marktprozesse, denen sich die taz täglich stellen muss. Die taz nur noch einmal in der Woche drucken: wieder so eine richtige Idee zum richtigen Zeitpunkt, die Kalle hatte. Aber, liebe Leserinnen und Leser, Sie können sicher sein, dass Kalle sich mit den richtigen Leuten umgeben hat. Leuten, die auch in Zukunft ganz uneitel die richtigen Entscheidungen treffen werden. Am besten wäre es, wenn wir alle zusammen in den nächsten Jahren darauf achteten, dass die Kalle-Kurve sich so fortsetzt wie in den letzten Jahren. Also nach oben. Und am besten wäre es, wir erreichten so bald wie möglich die Zahl von 20.000 GenossInnen, denn die Genossenschaft bildet das finanzielle Fundament für die aktuellen Herausforderungen der Digitalisierung. Als Nächstes dann müssen wir die Zahl auf 25.000 erhöhen: So ermöglichen wir, Hypotheken durch Eigenkapital abzulösen und die weiteren Schritte in die ungewisse Zukunft abzusichern. Das Allerbeste schließlich, das unseren JournalistInnen passieren könnte, wäre, wenn sich möglichst viele für ein reguläres Abo oder einen dauerhaften Förderbeitrag entschieden, um die Arbeit der Redaktion zu gewährleisten. Tun Sie selbst es jetzt! Und erzählen Sie es den richtigen Leuten weiter, damit auch die es tun. Alle für Kalle.



taz reisen
in die Zivilgesellschaft

Es erwarten Sie aufgeschlossene, herzliche Menschen und prächtige Bauwerke

IRAN-REISEN 2020 Gruppenreisen für Individualist*innen

Teheran – Ghom – Kaschan – Isfahan – Yazd – Persepolis – Schiras
IRAN KLASSISCH mit Kurt Scharf (März) / Matthias Schmidt (Okt.)
 28. März bis 11. April / 2. bis 16. Okt., ab 3.270 € (DZ/VP/Flug)

Mashhad – Tabas – Birjand – Bam – Jiroft – Kerman
SAFRAN UND WÜSTE mit Matthias Schmidt
 17. bis 31. Okt., ab 3.240 € (DZ/VP/Flug)

Städtereise in die schönste und in die interessanteste Stadt Irans – mit Ausflug in die Bahktiari-Berge
ISFAHAN / TEHERAN mit Thomas Hartmann und Arman Hosseinpour
 30. Mai bis 8. Juni, ab 2.480 € (DZ/VP/Flug)

Täbris – Orumiye – Tachte Soleyman – Teheran – Ghom – Isfahan – Kaschan – Yazd – Schiras
IRAN RELIGIÖSE VIELFALT mit Kurt Scharf
 10. bis 26. Okt., ab 3.580 € (DZ/VP/Flug)

Mehr Infos: www.taz.de/tazreisen oder unter T (0 30) 2 59 02-1 17
 taz Verlags- und Vertriebs-GmbH, Friedrichstraße 21, 10969 Berlin

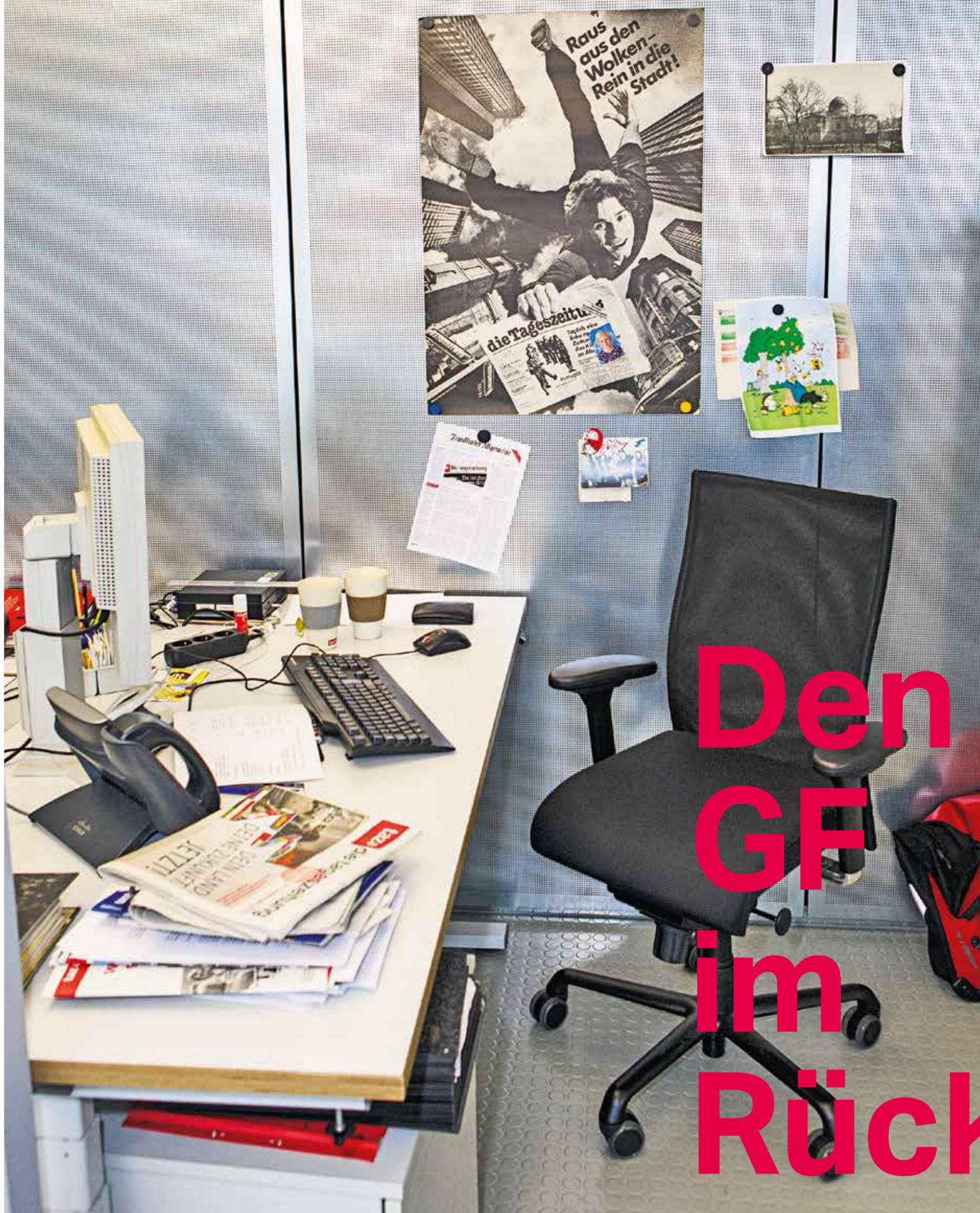
„Und jetzt kommt ein kurzer Volkshochschulkurs im Bilanzlesen“

Kalle Ruch auf jeder Generalversammlung

schon absurd erscheinende Steigerung des Wertes von Grund und Boden erst schemenhaft andeutete, ist sicher etwas mehr als das Glück des Tüchtigen. Und dazu gehört nicht zuletzt die Platzierung des Bezahlmodells „taz zahl ich“ als „leistungsunabhängige Förderbeiträge für digital publizierten Journalismus im Internet“. Auch so eine verblüffende Idee, zu der dem gestrengen Wirtschaftsprüfer nur anerkennend einfiel, Kalle sei offenbar „finanzphantasiebegabt“.

Viele Mitarbeitende der taz, die nun in den kommenden Jahren ohne seine zurückhaltende, aber kontinuierliche Präsenz auskommen müssen, profitieren von dem Vertrauen, das Kalle Ruch bei den Tausenden

Andreas Bull, 64, ist seit 1991 Geschäftsführer der taz. Er wird Kalle vermissen.



Sein Platz Foto: Anja Weber

Den GF im Rücken

Es ist ja schön, wenn der Geschäftsführer einem den Rücken stärkt, aber im Nacken will man ihn dann doch nicht sitzen haben. Die Geschichte eines Raumteilers

Von **Ulrike Sindlinger**

Als Kalle das neue Haus baute, hat er sich so darauf gefreut, endlich einen freien Blick zu haben. Nach links, nach rechts, über Dächer und die Bäume im Park – und natürlich über das Großraumbüro, in dessen Ecke er residieren würde.

Als noch der Rohbau stand, waren wir als Abteilung geschlossen dort und haben mit Zeitungen die Tische simuliert. „Das wird schon“, haben wir immer gesagt, „das wird schon.“ Dann waren irgendwann Fenster drin und Böden. Und diese Regale, die als Raumteiler fungie-

ren sollten. Die Sache ist, dass die Raumteiler nur 1,165 Meter hoch sind. Und Kalles Tisch direkt hinter meinem stehen sollte.

Es ist ja schön, wenn der Geschäftsführer einem den Rücken stärkt, aber im Nacken wollte ich ihn dann doch nicht sitzen haben – zumal er im Herzen Grafiker ist, wie ich. Ich habe also kurzerhand einen Aufsatz auf das Regal gestellt. Als ich beim nächsten Mal wiederkam, war er weg. Es ist zwar nicht bewiesen und wir haben nie darüber gesprochen, aber ich vermute stark, dass Kalle dahintersteckte. Freier Blick und so. War mir aber egal, GF im Rücken und so, also habe ich den Regalaufsatz wieder draufgestellt.

Am nächsten Tag kamen die Monteure und haben alles festgeschraubt. Und ich habe den Regalaufsatz noch mit zwei Pflanzen aus dem alten Büro dekoriert, einer Grünstilbe und einer Aloe Vera. Das fand Kalle aber auch nicht gut, er wollte eben Minimalismus und Beton und freie Sicht auf den Park und nicht auf das ganze mitgebrachte Zeug aus der alten Redaktion. Auch nicht auf die Pflanzen. Seine schlimmste Vorstellung war vermutlich, dass am Ende noch irgendjemand einen Kerzenleuchter auf den Tisch stellt.

Schließlich haben wir uns auf eine Pflanze geeinigt, die Aloe Vera. Kalle hat zwar ein bisschen den Kürzeren gezogen, konnte damit aber ganz gut leben. Er streitet nicht bis zum bitteren Ende,

sondern gibt die Sachen irgendwann aus der Hand. Ich fand es schön, dass wir uns arrangiert haben, er mit Blick auf eine Pflanze, ich ohne Geschäftsführung im Rücken. Ich lasse Kalle sehr ungern gehen, aber vielleicht kann ich ja noch was von ihm lernen – zum Beispiel, wann es Zeit ist loszulassen.

Ulrike Sindlinger, 59, ist seit 25 Jahren Werbegrafikerin in der taz. Mit Kalle hat sie sich auch schon über die Verpackung des tazpresso gestritten: Sie plädierte für rot, er für schwarz. Beide waren so stur, dass am Schluss eine Hausabstimmung gemacht wurde. Der schwarz verpackte tazpresso ist seit Jahren ein Bestseller.



1990 in Leipzig: Währungsunion der BRD mit der DDR. Foto: Silke Geister/Transit

Ein Appel und ein Ei

Karl-Heinz Ruch wollte 1991 die ostdeutsche Tageszeitung „Junge Welt“ kaufen. Aber das Geschäft kam nicht zustande. Es war einfach zu wenig Zuneigung im Spiel

Von Jens König

Kalle wollte mich mal kaufen. Er dachte tatsächlich, dass das funktioniert, obwohl sein Angebot, sagen wir mal so, sehr taz-mäßig daherkam. Bescheiden, was die Finanzen betrifft. Aber das mit ganz großer Geste. Kalle bot mir keine einzige D-Mark. Sondern angeblichen strategischen Weitblick. Das musste zwangsläufig scheitern. Die Zeiten waren damals so.

Der Brief von Karl-Heinz Ruch ist datiert vom 22. März 1991 und ein offizielles Übernahmeangebot an die *Junge Welt* – eine ostdeutsche Tageszeitung, die in der DDR im propagandistischen Dienst der FDJ gestanden hatte, sich nach der Wende im Herbst 1989 samt ihrer Millionenaufgabe von der FDJ los sagte und als linkes, unabhängiges Projekt in die journalistische Freiheit aufmachte.

Kalle war damals taz-Geschäftsführer mit langjähriger Erfahrung, ich eben erst von der Redaktion gewählter Chefredakteur der *Jungen Welt*, gerade mal 27 Jahre alt. Er Westler, ich Ostler. Die Kräfteverhältnisse zu jener Zeit waren scheinbar klar. Der Westen hatte ja bereits den ganzen Osten übernommen. Das nannte sich deutsche Einheit. Kalle dachte damals nicht anders als die meisten Westdeutschen. Der Osten erschien ihm als interessanter Markt für das eigene Produkt.

Kalles Brief war an den Leiter des Verlages *Junge Welt*, meinen Chef, so-

wie einen Manager der Treuhand, einen gewissen Herrn Fuhse, gerichtet. „Sehr geehrte Herren“, schrieb er. Wie es seine Art ist, verlor Kalle kein Wort zu viel. Auf nur zwei Seiten skizzierte er den Übernahme-Coup: Eine neu zu gründende Gesellschaft, natürlich im Besitz der taz, übernimmt die *Junge Welt*, stattet sie mit moderner Technik aus, garantiert Titel und redaktionelle Selbstständigkeit und übernimmt im Gegenzug sämtliche Abonnentenverträge. Mit dem kühlen Blick des taz-Geschäftsführers sah er voraus, dass „das Projekt den Bestand an vorhandenen Arbeitsplätzen nicht wird halten können“. Die neue Gesellschaft, schrieb Kalle, gehe davon aus, dass „40 redaktionelle Mitarbeiter für die Herstellung des Verlagsobjekts *Junge Welt* ausreichend sind und mehr nicht beschäftigt werden können“.

Das hätte für mehr als zwei Drittel der damals beschäftigten *Junge Welt*-Mitarbeiter das Aus bedeutet. Aber Kalle war nicht sentimental. Er prognostizierte einen „weiteren dramatischen Aboverfall“. „Die langfristige Perspektive der *JW* ist wesentlich skeptischer zu beurteilen als die kurz- und mittelfristige.“ Er führte als Beweis die Erfahrungen der taz ins Feld. Diese würden zeigen, dass „die dauerhafte Etablierung einer überregionalen Tageszeitung wegen objektiv ungünstiger Voraussetzungen extrem schwierig ist“. Dabei sah er die taz noch im Vorteil: Sie wende sich „mit schweren In-

halten und hohem Preis (1,50 DM) an eine Zielgruppe, die sich durch hohen Bildungsstand (85 Prozent Abitur oder Hochschulabschluss) und hohes Einkommen (46,8 Prozent über 4.000 DM Haushaltsnettoeinkommen) auszeichne. „Dieses Milieu [...] ist in der ehemaligen DDR so nicht vorhanden.“

Nein, das war kein Liebesbrief, auch kein Bewerbungsschreiben für eine Zusammenarbeit auf Augenhöhe. Es war ein ehrliches, nüchternes Kaufangebot, das der taz auf lange Sicht den Osten als Vertriebsgebiet erschließen sollte. Und kosten sollte das Ganze natürlich auch so gut wie nichts, Kalle stand schließlich der klammen taz vor.

Unter Punkt 5 f des Briefes schlug er eine kaum zu entschlüsselnde Berechnung des Kaufpreises für die *Junge Welt* vor, bei der erst drei Jahre nach Übernahme ein Ertragswert ermittelt werden sollte, der sich aus dem Ist-Jahresüberschuss von Ertragssteuern im Geschäftsjahr 1994 und dem prognostizierten Jahresüberschuss von Ertragssteuern im Geschäftsjahr 1995 multipliziert mit dem Faktor 3,5 ... und so weiter und so weiter. Wir waren zwar Ostler, aber nicht blöd: Das lief in etwa auf einen Appel und ein Ei als Preis hinaus. Deutsche Einheit eben.

Nun ja, was soll ich sagen: Das Geschäft kam nicht zustande. Es war einfach zu wenig Zuneigung im Spiel. Kalle hatte unterschätzt, wie abschreckend das rüde Ende der Ost-taz im Jahr 1990 auf junge, selbstbewusste Ostdeutsche

„

Nein, das war kein Liebesbrief, auch kein Bewerbungsschreiben für eine Zusammenarbeit auf Augenhöhe. Es war ein ehrliches, nüchternes Kaufangebot. Und kosten sollte das Ganze natürlich auch so gut wie nichts

gewirkt hatte. Und dass kühle Rechnereien in Briefform das falsche Signal für einen Aufbruch in neue Zeiten waren. Andere hatten sich da viel mehr ins Zeug gelegt. Schließlich waren damals alle westdeutschen Verlage auf Beutezug im Osten unterwegs: Viele sicherten sich die später hochprofitablen ehemaligen Bezirkszeitungen der SED von der *Ostsee-Zeitung* in Rostock bis zur *Freien Presse* in Chemnitz. Uns junge Ostler von der *Jungen Welt* hatte Gerd Schulte-Hillen, Chef von Gruner + Jahr, in einen feinen Alster-Club in Hamburg eingeladen und erzählt, wie er am Abend der Maueröffnung vor Rührung vorm Fernseher weinen musste. Davon haben wir uns zwar auch nicht über den Tisch ziehen lassen, aber die ernst gemeinten Emotionen wärmten uns wenigstens das Herz.

Kalle hatte sich mit uns nicht ein einziges Mal persönlich getroffen. Sein Brief im März 1991 endete mit den Worten: „Als Ansprechpartner stehen Ihnen in den folgenden zwei Wochen zur Verfügung: Rechtsanwalt Johannes Eisenberg und in der Redaktion der taz Klaus Wolschner.“ Angefügt waren Telefon- und Faxnummer. Ich habe sie nie gewählt.

Jens König war von 1989 bis 1994 Chefredakteur der *Jungen Welt*. Er kam dann doch noch mit Kalle zusammen: Er wechselte zur taz und arbeitete dort knapp 15 Jahre. Heute ist er *Stern*-Korrespondent in New York.

Anzeige

DIE ZEIT sagt Tschüss
und gratuliert zu 41 verruchten Jahren.

Ein Wunder

Am 18. November 1991 entschied das Plenum: Die taz wird verkauft. An ihre LeserInnen. Die taz wurde eine ausnahmsweise erfolgreiche Produktivgenossenschaft – und erfand so das moderne Crowdfunding

Von Ulrike Herrmann

Es war ein revolutionärer Einfall: 1992 wurde die taz zu einer Genossenschaft und gehört seither ihren LeserInnen. Man übernahm damit eine Gesellschaftsform, die schon bei den Sozialisten im 19. Jahrhundert sehr beliebt war – und oft gescheitert ist. Die taz hingegen hat überlebt. Warum?

Um zunächst bei ihren Vorläufern zu bleiben: Das Wort „Sozialismus“ stammt von „socius“, also Genosse. Viele Arbeiter wollten sich nicht nur politisch in der SPD engagieren, sondern parallel auch eine neue Wirtschaftsform praktizieren. In der Genossenschaft sollten die Beschäftigten ihre eigenen Chefs sein und jeder sollte die gleichen Rechte besitzen.

Der Kerngedanke war schlicht: Wozu benötigte man eigentlich Kapitalisten? Die Arbeiter waren doch die Fachleute, während die Unternehmer nur „leiten“. Die Firmenchefs schienen sich allein dadurch auszuzeichnen, dass sie das nötige Kapital besorgten. Doch Geld konnten auch die Arbeiter beschaffen, wie sich bald zeigte.

Kaum eine Genossenschaft ist im 19. Jahrhundert daran gescheitert, dass ihr Kapital gefehlt hätte. Trotzdem gingen viele Genossenschaften schnell wieder ein. Mit der „republikanischen Fabrik“ machte man nur „trübe Erfah-

rungen“, wie SPD-Vordenker Eduard Bernstein 1899 konstatieren musste. Der europaweite Niedergang der Genossenschaften war so auffällig, dass die britische Soziologin Beatrice Webb schon im 19. Jahrhundert nach den Ursachen suchte. Sie fand heraus, dass vor allem die Produktivgenossenschaften scheiterten – während die Konsumgenossenschaften florierten.

Es funktionierte also bestens, wenn sich Arbeiter zusammenschlossen, um gemeinsam Lebensmittel zu kaufen und durch die schiere Menge ihrer Bestellungen die Preise zu drücken. Enorm erfolgreich waren auch alle Varianten der Wohnungsgenossenschaften. Doch sobald sich eine Fabrik als Genossenschaft organisierte, wurde es schwierig.

Webb stellte fest, dass die Produktivgenossenschaften scheiterten, weil es ohne Chef nicht ging. Irgendjemand musste Entscheidungen fällen – und sie auch durchsetzen. Führung war aber kaum möglich, weil sich alle Arbeiter als gleichberechtigt betrachteten.

Oder wie es Bernstein ausdrückte: „Die Produktivgenossenschaft ist gerade dort, wo die Arbeiter die ausschließlichen Eigentümer sind, in ihrer Verfassung ein lebendiger Widerspruch in sich selbst. Sie unterstellt Gleichheit in der Werkstatt, volle Demokratie, Republik. Sobald sie aber eine

gewisse Größe erlangt hat, [...] versagt die Gleichheit, weil Differenzierung der Funktionen und damit Unterordnung notwendig wird.“

Bekanntlich ist die taz eine Produktivgenossenschaft: Es soll täglich eine Zeitung hergestellt werden. Nach den Erkenntnissen von Webb und Bernstein hätte die taz-Genossenschaft also scheitern müssen. Trotzdem gedeiht und wächst sie. Das ist ein Wunder.

Die taz erschien erstmals im September 1978, und zunächst gab es noch keine Genossenschaft, sondern es entschied ein „Nationales Plenum“, dem sämtliche Mitarbeiter angehörten. Alle waren für alles zuständig. Ex-tazler Jörg Magenau beschreibt in seinem taz-Buch anschaulich, wie anstrengend diese „basisdemokratische Gesamtverantwortung“ war: Die taz-Journalisten schrieben nicht nur Artikel, sondern mussten sich auch „mit dem Dreck auf den Fluren, mit fehlendem Klopapier und dem finanziellen Desaster befassen“. So schön Demokratie war – sie konnte nerven.

Dieser basisdemokratische Zustand währte mehr als ein Jahrzehnt – bis die taz direkt auf die Pleite zusteuerte. Denn nach der Einheit fiel plötzlich die Berlinzulage weg, die alle Betriebe in der Inselstadt üppig subventioniert hatte. Zudem wurde die Konkurrenz härter, weil nun 16 Zeitungen an den

Berliner Kiosken auslagen. Gleichzeitig stiegen die Mieten, sodass es schwierig wurde, mit dem taz-Einheitslohn von 1.550 Mark über die Runden zu kommen.

Die Journalisten in der taz hätten die Zeitung gern an einen potenten Kapitalgeber verkauft; man träumte intensiv vom Spiegel. Doch die Mitarbeiter in der Technik und im Verlag favorisierten den Plan von Kalle Ruch, dass man doch eine Genossenschaft gründen könnte. Die taz war mehr als nur eine linke Zeitung – sie war ein linkes Projekt. Form und Inhalt mussten zusammenpassen. Die taz konnte nur überleben, wenn sie eine alternative Wirtschaftsform vorlebte.

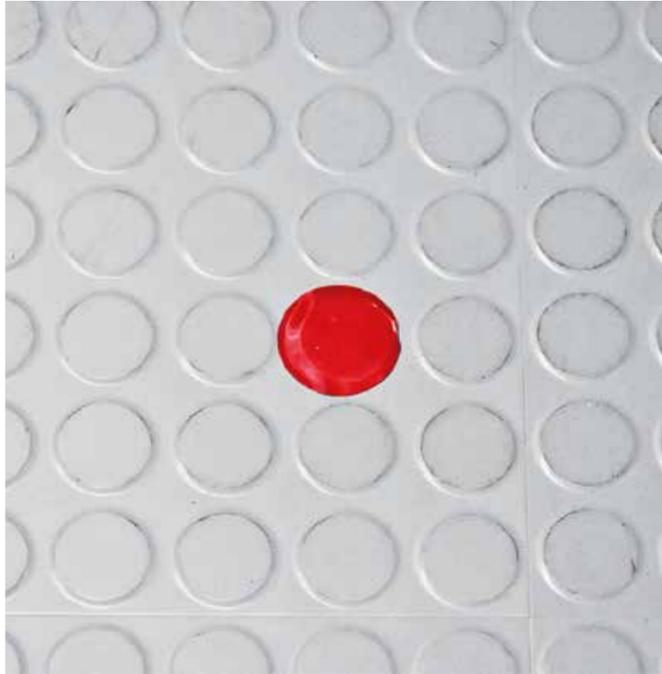
Die taz stellte sich also bewusst in die Tradition der Arbeiterbewegung – und versuchte es erneut mit einer Produktivgenossenschaft. Am 18. November 1991 entschied das Nationale Plenum: „Die taz wird verkauft. An ihre LeserInnen.“

Der Plan ging auf, ein Million Kapital bei den eigenen Fans einzusammeln. Die taz ist die Erfinderin des modernen Crowdfundings. Doch Geld allein hat noch keine Genossenschaft gerettet.

Die taz hat überlebt, weil sie die organisatorischen Fehler der Arbeiterbewegung vermied. Zwar sind alle Mitarbeiter Genossen – aber sie sind nicht alle gleich. Mit der Genossenschaft

Die Revisionsklappen der Consolidation-Points

Post von der Geschäftsführung: „Liebe KollegInnen, schön, dass es so viele Pflanzen im Haus gibt. Aber: es wäre gut, wenn jeder Pflanztopf auf einem Untersetzer steht, der verhindert, dass das Gießwasser in die Revisionsklappen der Consolidation-Points fließt wie auf dem anhängenden Foto aus dem 6. OG zu sehen. Bitte auch keine Pflanzen auf die Konvektoren an den Fensterfassaden stellen. In diesen Geräten befinden sich Ventilatoren, die es nicht mögen, wenn die Blätter und Säfte der Pflanzen sich auf ihnen ergießen. Dank und Gruß Kalle“. Ja, Kalle hatte es nicht immer leicht mit den taz-Mitarbeitenden. Überall Kippen hinschmeißen, unberechtigt parken und dann auch noch Wasser in die Revisionsklappen der Consolidation-Points des neuen Gebäudes kippen. Nein, man kann ihnen nicht zu viel zutrauen, den JournalistInnen. Daher noch eine Frage, bevor Du gehst: Was hat es eigentlich mit diesen roten Punkten auf einigen der Klappen auf sich? Foto ist angehängt, Danke.



wurden nämlich auch „Geschäftsführer“ eingesetzt, die seither die Verantwortung tragen und die kaufmännischen Entscheidungen allein fällen. Es gibt zwar auch einen Vorstand und einen Aufsichtsrat, die die Geschäftsführer jederzeit abberufen können. Doch dies blieb Theorie.

Über Kalle Ruch wurde zwar manchmal gelästert und geschimpft, aber alle wussten, dass es keiner besser konnte. Die taz hat ihrem ersten Geschäftsführer sehr viel, wenn nicht gar alles zu verdanken. Dennoch lag es nicht allein an Kalles Statur, dass inmitten von scheinbar Gleichen eine Hierarchie entstand. Schon Bernstein hatte beobachtet, dass Produktivgenossenschaften nur überleben, wenn sich eine „Oligarchie“ herausbildet.

Die meisten tazler hatten gegen diese neue Oligarchie nichts einzuwenden. Denn vorher hatte die taz auch Hierarchien gekannt – nur dass sich die Machtzentren bisher rein informell gebildet hatten. Seitdem es die taz gab, wurden „Klüngeleien“ beklagt, Seilschaften und geheime Absprachen. Nun gab es eine offizielle Hierarchie. Mit Kalle an der Spitze. Das war eine revolutionäre Idee.

Ulrike Herrmann, 55, ist taz-Wirtschaftskorrespondentin. Von 2008 bis 2014 war sie im Vorstand der taz.

Der vollelektrische
ID.3

Jetzt entdecken:
[volkswagen.de/ID3](https://www.volkswagen.de/ID3)
#NowYouCan

Seriennahe Studie



Hier pusten die Chefs noch selbst: Karl-Heinz Ruch und Annette Schöler, die von 1992 bis 1996 die dritte taz-Geschäftsführerin war Fotos: Christian Schulz

Dame im Spiel

Viele Frauen haben in den vergangenen Jahrzehnten in leitenden Positionen die taz mitgeformt. Ihre Freiräume hatten sie oft auch Karl-Heinz Ruch zu verdanken. Doch er „komplizte“ nie, kannte nur temporäre Bündnispartnerinnen. Denn wie beim Schach war jede verzichtbar – außer dem König

Von **Klaudia Wick**

Das Foto ist von 1989, aus dem Jahr des Mauerfalls: Georgia Tornow führt den Dalai-Lama durch die neuen taz-Redaktionsräume in der Berliner Kochstraße. Das Foto hat Karriere gemacht, es wurde von der taz zu diversen Jubiläen nachgedruckt. Aus zeitgenössischer Sicht enthält es diverse kognitive Dissonanzen: Die notorisch klamme taz hat neue Redaktionsräume? Die Zeitung, die Geld für Waffen für El Salvador sammelte, feiert die Friedensmission eines tibetischen Popstars? Das antiautoritäre Projekt hat neuerdings eine Redaktionsleitung?

Was vielleicht am wenigsten erstaunt, ist die Tatsache, dass die taz eine Frau an ihrer Redaktionsspitze hat. Bereits wenige Jahre nach der Gründung hatten die Mitarbeiterinnen eine Quote erstritten, der zufolge 52 Prozent aller Planstellen mit Frauen besetzt werden müssen. Warum also nicht auch Führungspositionen?

Über Georgia Tornow wurde später intern gerne gesagt, sie sei „das schöne Gesicht der taz“ gewesen. Die Politologin war 1986 zur taz gekommen und stellte sich zwei Jahre später zur Wahl in ein sechsköpfiges Leitungsgremium, das Verwaltung, Technik und Redaktion an einen Tisch bringen sollte. Aber von allen Kandidat*innen aus den drei Betriebsteilen erreichte nur Tornow das sehr hohe Quorum, und aus dem geplanten bereichsübergreifenden Sixpack wurde aus Versehen eine binäre Gewaltenteilung: Hier die Redaktionsleitung. Dort der Verleger.

Die Wirtschaftsredakteurin fand in Karl-Heinz Ruch einen, den sie in der Redaktion vermisste: Jemanden, der sich nicht nur für Meinungsjournalismus, sondern für Zahlen, Fakten und ökonomische Zusammenhänge interessierte. Nun waren er, der wegen Insolvenzverschleppung hätte belangt werden können, und sie, die verantwortlich im Sinne des Presserechts zeichnete, also zu zweit mit der Verantwortung allein.

Wie Georgia Tornow in einem Grußwort zum 60. Geburtstag von Ruch beschreibt, hätte das „die Basis für eine wunderbare Freundschaft sein können. Zumindest Komplizenschaft wäre drin gewesen. Aber Kalle komplizte nicht innerhalb der taz [...] Ich schaffte den Bewährungsaufstieg bei Kalle nur bis zur Ebene „temporärer Bündnispartner“.“

Tatsächlich fand Karl-Heinz Ruch seine (männlichen) strategischen Partner eher an der Peripherie: Die Idee, eine Genossenschaft zu gründen, kam von Olaf Scholz. Die Verlagsstruktur tufelte der Steuerberater Gerd Behrens mit ihm aus. Perspektiven und Visionen waren die Sache von Christian Ströbele, juristische Angelegenheiten lagen in den Händen von Jony Eisenberg.

Aber eines Tages komplizte Kalle dann doch: 1991 nötigte das Kollektiv Kalle mit dem Technikmitarbeiter Andreas Bull einen zweiten Geschäftsführer quasi als „Aufpasser“ auf. Aus dem Aufpasser wurde ein Getreuer und ein Freund. Die Geschäftsführung hatte nun eine Stimme mehr – und ein Jahr später zwei Sitze im fünfköpfigen Vorstand der neu gegründeten taz Genossenschaft.

In einem Papier von 1991, das für die Gründung der Genossenschaft warb, wurde die neue Machtstruktur so zusammengefasst: „Verantwortlichkeiten werden konkreten Personen übertragen, die diese Verantwortung auch wahrnehmen können und Rechenschaft ablegen müssen.“ Die Genossenschaftsgründung, derentwegen Georgia Tornow und viele andere Redakteur*innen die Zeitung 1991 verließen, war für die taz sicher in vielerlei Hinsicht ein Segen. Für Karl-Heinz Ruch war sie der Beginn seines Aufstiegs vom einsamen Ruder in der Kollektivwüste zum Zeitungsverleger mit organisierter Hausmacht.

Seit 1992 fallen Entscheidungen nach festgelegten Regeln. Mehrheiten müssen nicht mehr in offener Schlacht im Plenum erstritten werden. Ein guter Plan benötigt zunächst nicht mehr viele, sondern nur noch einige wenige Verbündete. Und interessanterweise sind diese „temporären Bündnispartner“ häufig Bündnispartnerinnen. Die Liste der Frauen, die in der taz seit 1992 Führungspositionen besetzten, ist vielleicht wegen der Frauenquote so lang. Dass sie den Freiraum erhielten, ihre Arbeitsgebiete aktiv auszugestalten, und damit die taz maßgeblich mitformten, haben sie oft Karl-Heinz Ruch zu verdanken. Ich spreche da nicht zuletzt aus eigener Erfahrung.

Im Schach ist die Dame die stärkste Figur, aber sie nicht die wichtigste. Der König, der sich selbst nur wenig und mühsam bewegt, entscheidet letztlich das Spiel. Die Dame folgt also einem Ziel, dem sie gegebenenfalls geopfert werden kann.

Das prominenteste Damenopfer auf Kalles Schachbrett war sicher Elke Schmitter. Die taz hatte ihr schon sehr viel zu verdanken, als sie 1992 in die Chefredaktion berufen wurde. Zuvor hatte sie im Verein Freunde der alternativen Tageszeitung im Vorstand gesessen und den Change-Prozess organisiert, der mit der Gründung der Genossenschaft einhergehen musste. Nicht Karl-Heinz Ruch, sondern sie war es, die dem zerstrittenen und ausgepowerten Kollektiv einen Plan vermittelte, dem zufolge alle 200 Mitarbeitenden zum 31. Dezember 1991 selbst kündigen sollten, damit nach dem Jahreswechsel zwei Drittel von ihnen in die neue Gesellschaft eingestellt werden würden. Sie warb bei den Leser*innen um Verständnis für die Lage und um Einlagen in die Genossenschaft, verhandelte in der Findungskommission mit Michael Sontheimer, der der erste Chefredakteur der taz werden sollte, und folgte ihm schließlich in das Abenteuer Redaktionsleitung.

Als im April 1994 das Verhältnis zwischen Michael Sontheimer und der Redaktion offensicht-

lich zerrüttet war, demissionierte der Vorstand der Genossenschaft Michael Sontheimer als Chefredakteur. Da ich seinerzeit in diesem Gremium die Entscheidung mit getroffen habe, kann ich aus erster Hand sagen: Wir alle ahnten an diesem Tag, dass die Kündigung des einen die Kündigung der anderen zur Folge haben könnte. Und nahmen dies in Kauf, um einen Neuanfang zu ermöglichen.

Karl-Heinz Ruch hatte durchblicken lassen, dass die Redaktion nicht lange führungslos bleiben würde, Arno Widmann stehe gewissermaßen schon bereit. Nach der Vorstandsentscheidung, die die Redaktion nicht mit ihrem Vetorecht rückgängig machte, wurden wir drei gewählten Vorstandsmitglieder vom Aufsichtsrat wegen erwiesener „Verantwortungslosigkeit“ des Amtes enthoben.

Obwohl wir die Entscheidung einstimmig getroffen hatten, blieben Andreas Bull und Karl-Heinz Ruch unangetastet. Die Aktion hatte den König lediglich seine Dame und drei Bauernopfer gekostet.

„In der taz ist jeder ersetzbar“, sagte Kalle oft, wenn mal wieder Opfer zu beklagen waren. Jeder wusste, dass dieser Lehrsatz stimmt, aber nicht für ihn selbst galt. Und offenbar auch nicht für Annette Schöler. Ihr Name kommt in den Chroniken, mit denen die taz ihre eigene Geschichte in Abständen feiert, selten bis nie vor. Dabei war die Marketingleiterin von 1992 bis 1996 neben Andreas Bull und Karl-Heinz Ruch die dritte Ge-



Die Redaktionsleiterin empfängt den Dalai-Lama: Georgia Tornow im Herbst 1989

Das prominenteste Damenopfer auf Kalles Schachbrett war sicher Chefredakteurin Elke Schmitter



Quotierte Doppelspitze: Elke Schmitter und Michael Sontheimer im Frühjahr 1993

Wie der König, der am besten in seiner Ecke bleibt, lässt Kalle für die Schlacht auf offenem Feld gern Frauen den Vortritt

schäftsführerin der taz. In ihre Zeit fielen die bis heute erfolgreichste Abo-Kampagne „Keine taz mehr ohne mich“ und die Einführung der Preisdifferenzierung bei den taz-Abos. Der Gedanke, eine Zeitung zu drei unterschiedlichen Preisen zu verkaufen, war in der Geschäftsführung entwickelt worden. Aber es musste Annette gelingen, daraus eine funktionierende Kampagne zu formen. Der „taz Solidarpakt“ hält bis heute.

Als Annette Schöler die taz 1996 verließ, folgte ihr Gerd Thomas als Marketingleiter, aber nicht als Geschäftsführer nach. Erst mit Andreas Marggraf wurde im letzten Jahre aus dem Geschäftsführerduo wieder ein -trio.

Seit der Jahrtausendwende hat die Geschäftsführung auch die Gesamtleitung des Marketings übernommen. Die einzelnen Bereiche können mit relativ viel Freiheit ihre Ziele definieren und Geschäfte organisieren. Das gilt vor allem für Konny Gellenbeck, die 1996 die taz Genossenschaft aus

ihrem Dornröschenschlaf erweckt und über die folgenden zwanzig Jahre hinweg zu dem gemacht hat, was sie heute ist: das Herzstück der taz Community und das finanzielle Fundament der taz.

Mit Stefanie Knöll war 1996 eine junge Kreative zur taz gekommen, die bereits während ihres Studiums die Genossenschaftskampagne „Schweine, bucht!“ entwickelt hatte, die den taz-Ton traf und aktualisierte. Sie wurde zunächst als Projektleiterin verpflichtet, stieg bald zur Werbeleiterin und schließlich zur Kreativchefin auf. Insgesamt gestaltete Stefanie Urbach, wie sie heute heißt, zehn Jahre lang erfolgreich das Marketing des Verlags. Sie entwickelte das Konzept und die Kommunikationsstrategie für den Panter Preis, der später in der gemeinnützigen taz Panter Stiftung eine neue Heimat fand. Vor allem aber gelang es Stefanie 1999, mit der „Erpressungskampagne“ die letzte Rettungskampagne der taz zu einer medial viel beachteten Aktion zu machen.

Auch ihre Nachfolgerin Nina Schoenian hat der taz wichtige Impulse gegeben. Dass annähernd alle Mitarbeitenden eigenhändig „Danke“-Postkarten mit ihrem Porträt unterschrieben und an die Abonnent*innen schickten, machte die für die taz so wichtige Leser-Blatt-Bindung augenfällig. In die Zeit von Nina Schoenian fielen auch die ersten Bemühungen, die taz ins Digitale zu transformieren. Es wurden Blogs und eine spezifische Ansprache für Netz-User*innen entwickelt – die Basis für „taz zahl ich“ und die Strategie 2022, die, wie so vieles andere, Kalles Idee war.

„Hinter jedem erfolgreichen Mann steht eine erfolgreiche Frau“, sagt der Volksmund. Im Fall von Kalle scheint es umgekehrt zu sein: Wie der König im Schach, der am besten in seiner Ecke bleibt, lässt Kalle gern den Frauen den Vortritt, wenn es darum geht, seine Ideen auf offenem Feld durchzusetzen. Wer sich dabei gut anstellt, kann auf sein Vertrauen, seine Loyalität – und wenn nö-

tig, auch auf seinen Beistand – hoffen. Das ist für eine Frau in Führungsposition bis heute vielerorts keine Selbstverständlichkeit.

Insofern – da schließe ich mich gerne ein – haben taz-Frauen mit Ambitionen Kalles Führungsstil sicher einiges zu verdanken. Nur komplizierter eben nie mit uns. Die Dame im Schachspiel ist zwar eine Figur mit viel Bewegungsspielraum, aber sie bewegt sich eben doch nur im Auftrag des Königs.

König Kalle, er lebe hoch ... hoch ... hoch!

Kludia Wick (geb. Brunst) war von 1996 bis 1999 Co-Chefredakteurin der taz. In dieser Zeit hat sie mit Kalle Ruch und Konny Gellenbeck die Revitalisierung der taz Genossenschaft angestoßen und später – als freiberufliche Texterin – für taz Genossenschaft, taz Panter Stiftung und den taz Neubau so manche Kampagne zur Kapitalakquise entwickelt.

Anzeige

Ich war 

Du warst 

Alles Gute, Kalle. Dein Genosse Kai.



„Die Leute hielten uns für verrückt“



Kalle Ruch (r.) mit Hans-Christian Ströbele (M.) und Jony Eisenberg (l.) bei der Versammlung am 16. November 1991, bei der die Gründung der taz-Genossenschaft beschlossen wurde
Foto: Christian Schulz

Die taz war Kalles Lebensaufgabe, schon bevor es sie überhaupt gab. Wegbegleiter und Grünen-Politiker Hans-Christian Ströbele über peinliche Rettungskampagnen, einen ungeheuren Coup und die stoische Ruhe des Geschäftsführers

Interview **Plutonia Piarre**

Kalle-taz: Christian, kannst du dich noch an deine erste Begegnung mit Kalle erinnern?

Christian Ströbele: Ziemlich genau. Das war vor dem Erscheinen der taz auf einem dieser Berliner Treffen für die Gründung einer linken, radikalen Tageszeitung. Wir haben uns in einem Versammlungsraum in Neukölln getroffen. Kalle und zwei andere kamen an und sagten völlig selbstverständlich, sie hätten Interesse mitzumachen, mit Zeitungsdingen aber bisher nichts zu tun gehabt. Ich glaube, keiner von uns kannte die drei.

Das war kurz nach dem Tunix-Kongress, der im Januar 1978 stattfand. Er sei misstrauisch beäugt worden, hat Kalle dazu später mal gesagt.

Das stimmt, ja, ja. Die meisten anderen hatten ja politische Gründe auf der Stirn geschrieben. Nach dem Deutschen Herbst 1977 brauchten wir ein eigenes Sprachrohr für die Linke. Einige wollten journalistisch was machen. Bei Kalle war das anders. Fortan war er dabei und diskutierte mit, auch bei den Nationalen Treffen, so hießen

diese Treffen von den taz-Initiativen in der BRD damals.

Was war das Besondere an Kalle?

Er deckte etwas ganz anderes ab als alle anderen. Am Anfang war das ja ein ziemlich loser Haufen. Die Leute haben sich lange geweigert, irgendwas Organisatorisches zu regeln. Kalle wollte in ein Unternehmen – wobei an ein Unternehmen damals gar nicht gedacht wurde – er wollte in dieses Projekt Tageszeitung ein bisschen Sachverstand bringen, was eine Geschäftsführung angeht. Es mussten ja Druckereiverträge und Ähnliches abgeschlossen werden.

Wart ihr zwei euch, was das angeht, ähnlich?

Das könnte man so sagen. Auch auf den Nationalen Treffen hieß es immer: Genossinnen und Genossen, das brauchen wir alles nicht, dieses ganze juristische Zeug. Aus Erfahrung mit anderen Projekten wusste ich aber, dass ein juristisches Konstrukt erforderlich ist, um eine organisatorische Struktur zu haben. Für die verschiedenen Geschäftsbereiche der

taz, die es dann gab, hat Kalle mit dem damaligen Steuerberater Gerd Behrens alle möglichen GmbHs gegründet. Inhaber dieser GmbHs war immer der Verein, „Freunde der alternativen Tageszeitung“.

Hast du bei den Geschäftsgründungen auch mitgemischt?

Vom Aufbau einer Unternehmensgruppe hatte ich wenig Ahnung, das haben alles Kalle und Gerd Behrens gemacht. Ich habe immer nur zur Kenntnis genommen, das müsse alles sein. Von Anfang an hat Kalle der taz über alle erdenklichen Klippen und Krisen hinweg geholfen. Mein Fazit aus diesen Erfahrungen ist: Kalle ist der heimliche Held der taz, auch wenn man ihm das nicht ansieht.

Kalle habe damals oft mit einem Bein im Knast gestanden, hat der taz-Justiziar Jony Eisenberg bei der letzten Genossenschaftsversammlung gesagt.

Kalle hat auch persönliche Risiken in Kauf genommen, so war das leider, ja.

Hast du ein Beispiel?

Im Sommer gingen die Abzahlen immer zurück. Die Leser zahlten im Juli und August nicht mehr, wenn sie in die Ferien fuhren. Das heißt, die taz lebte von der Hand in den Mund. Manchmal konnten die Gehälter nicht ausgezahlt werden, weil nicht genug Geld da war. Kalle hat dann immer trocken zur Kenntnis gegeben: Wir brauchen wieder eine Rettungskampagne (*lacht*).

Es gab unzählige Rettungskampagnen.

Das war uns fast peinlich. Die Leute hielten uns schon für verrückt. Ich habe immer gewarnt: Wir hatten letztes Jahr schon eine Rettungskampagne, das bringt doch nichts mehr. Aber es ging nicht anders, und Kalle hat daran geglaubt – und er hat recht behalten.

Wirkte Kalle in solchen Situationen entspannt?

Man musste ihm immer jedes Wort aus dem Mund ziehen. Aber wie er sich verhielt und wie er guckte – da hatte ich schon den Eindruck, dass ihm das innerlich zusetzte. Trotzdem hat er mit der ihm eigenen stoischen Ruhe nach außen gewirkt: Wir machen jetzt das und das. Und irgendwie hat es die taz dann auch immer geschafft. Das Notwendige kam mit Ach und Krach zusammen.

Die Gründung der taz-Genossenschaft hat die Zeitung schließlich in ruhiges Fahrwasser gebracht. Was für einen Anteil hat Kalle daran?

Die Genossenschaft war das große Werk. Die taz gäbe es schon lange nicht mehr, wenn es nicht diese Genossenschaftsgründung gegeben hätte. Kalle hat den Weg dahin eröffnet.

Große Teile der Redaktion waren damals dafür, einen Investor in die Zeitung zu holen.

Da wurde richtig mobilisiert, vor allem von den alten Hasen. Die entscheidende Versammlung wurde von allen Seiten vorbereitet – mit Anwälten und fertigen Konzepten. Kalle, Jony Eisenberg und ich haben lange

an den einzelnen Formulierungen getüftelt. Es sollte sicher sein, dass niemand von außen in die Zeitung hineinregieren kann. Mithilfe der anderen Verlagsbereiche der taz hatten wir bei der Mitgliederversammlung dann die Mehrheit.

Kalle kann hart und entschieden auftreten. Hast du ihn manchmal auch so erlebt?

Ja, aber nie laut werdend. Ich habe ihn auch nie irgendwie böse erlebt.

Die taz ist ja auch dein Kind, Christian. Was bedeutet sie für Kalle?

Das war wohl seine Lebensaufgabe. Sie wurde es immer mehr. Ich weiß nicht, ob er damals auch andere Projekte ver-

„Kalle ist der heimliche Held der taz, auch wenn man ihm das nicht ansieht“

folgte, ich habe mit ihm nie darüber geredet. Aber ich glaube nicht. Im Laufe der späteren Jahre, als ich Bundestagsabgeordneter war und nichts mehr mit der taz zu tun hatte, war mein Eindruck, dass es immer mehr sein Lebenswerk wurde. Zum Teil hat er auch verrückte Ideen entwickelt. Zum Beispiel diesen Hauskauf im Zeitungsviertel in der Rudolfschke-Straße ...

... damals noch Kochstraße.

Der Hauskauf war überaus günstig kurz vor der Wende, ein ungeheurer Coup. Der taz hat das später finanziell vieles erleichtert. Kalle fing an, ein richtig großer Geschäftsmann zu werden. Bis jetzt hin zum Neubau in der Friedrichstraße, der ja Millionen gekostet hat. Ich hätte viel mehr gezögert und Angst gehabt, mir etwas ans Bein zu binden, nach

dem Motto: Das kann doch nicht gutgehen. Aber Kalle war immer stoisch und sicher, dass er auf dem richtigen Weg ist.

Die gute Vermögenssituation der taz ist Kalles Verdienst?

Eindeutig ja. Aber natürlich auch der Genossinnen und Genossen, die sich die taz leisten, ohne einen finanziellen Vorteil davon zu haben. Dass das so gut klappt, habe ich bei der Gründung der Genossenschaft nicht vermutet. Sicherlich auch ein Verdienst von Kalle. Nicht nur allein. Konny Gellenbeck und andere haben da sehr stark mitgewirkt.

Bist du Kalle auch persönlich näher gekommen?

Nein. Irgendwann hat er geheiratet. Mehr habe ich eigentlich nicht gewusst, was private Dinge betrifft.

Mit Kalle tritt nun auch die Gründergeneration ab. Was heißt das für die Zukunft der taz?

Wenn ich das wüsste! Ich bin da sehr skeptisch. Wichtig ist, dass die Leute, die im Vorstand und Aufsichtsrat das Sagen haben, wenigstens noch einen Hauch von politischem Anspruch haben, der der Gründung der taz zugrunde lag.

Schwingt da auch Kritik an der Redaktion und der Berichterstattung mit?

Ich habe mich schon unendlich über taz-Berichte geärgert. Aber ich war noch nie in Versuchung, mein Abo zu kündigen.

Was wünschst du Kalle?

Ich hätte mir gewünscht, dass er auf seine alten Tage noch ein bisschen weiter in irgendeiner Funktion seinen ungeheuren Erfahrungsschatz einbringt. Leider will er das nicht. Und da respektiere ich, dass er sagt, ich will jetzt mal meine Ruhe haben.

Plutonia Piarre, 64, ist Redakteurin im Berleinteil der taz. Sie war zwar nie mit Kalle Pferde stehlen, hat mit ihm aber Äpfel geerntet.

Anzeige

Lieber Karl Heinz Ruch

wir danken für die vielen Jahre guter und erfolgreicher Zusammenarbeit.

Das Team von ergo Bürodesign

wünscht für die neue Lebensetappe alles Gute.

ERGO BÜRODESIGN
ORTHOPÄDISCHE STÜHLE UND MOBEL



Enigma Ruch

Alles in allem habe ich etwa 14 Jahre im Weinberg des Kalle Ruch, Verzeihung: in seiner taz gearbeitet. Ungefähr dieselbe Anzahl von Worten hat Ruch in diesen Jahren direkt an mich gerichtet. Das war mir ganz recht, mehr hätte ich wahrscheinlich gar nicht überlebt. In stiller Ehrfurcht hielt ich mich, so gut es ging, fern von diesem mächtigen, rätselhaften Mann, tatsächlich hatte ich nackte Angst. Kalle war mir unheimlich. Auf Betriebsfeiern etwa hatte er die seltsame Angewohnheit, plötzlich neben mir zu stehen, wie aus dem Nichts aufzutauchen und mich dann mit einer einsilbigen Frage vollkommen aus der Bahn zu werfen, er stand plötzlich da und fragte: „Na?“

Na? Na?! Was sollte ich darauf antworten? Was könnte er wollen? Welchen Plan schmiedete er, war ich dabei etwa im Weg? Ich wollte keinesfalls im Weg stehen, denn sonst, wer weiß, er ist gut bekannt mit Jony Eisenberg. Schweißgebadet redete ich mich um Kopf und Kragen, und während ich noch plapperte, war er schon wieder verschwunden, wie ein Geist, der Geist der taz, überall und nirgends gleichzeitig. Was hatte ich verraten? Was hatte ich angerichtet? Es war schrecklich.

Aber natürlich war gar nichts. Ich glaube heute, das war das Geheimnis des Erfolgs seiner langen Karriere: Karl-Heinz Ruch wusste alles. Aber niemand wusste, was Kalle alles wusste. Meine längste Unterredung mit Kalle hatte ich dann am Tag meiner Kündigung. Das war es also, was man tun musste, um entspannten Smalltalk mit ihm haben zu können. Es war ein sehr nettes Gespräch.

Stefan Kuzmany, 47, arbeitete von 1996 bis 2010 für die taz und ist Kalle bis heute dankbar, dass er sich so gut um die Grünpflanzen auf dem Dachgarten gekümmert hat.



Specht zu Kalle

„Ich finde ihn sehr gut“

Christian Specht, Jahrgang 1969, ist politisch engagiert und setzt sich für mehr Mitwirkungsmöglichkeiten von Menschen mit Beeinträchtigung in den Medien ein. Seit 2017 ist er der erste Mensch mit Beeinträchtigung im Vorstand der Lebenshilfe. Er hat ein Büro in der taz und zeichnet (un)regelmäßig den „Specht der Woche“.

Ich habe Kalle kennengelernt, als wir von der Wattstraße in die Kochstraße gezogen sind. Damals hat Nancy noch im ersten Stock Brote geschmiert, das war unsere Kantine. Da gab es auch einen Cola-Automat. Irgendwann habe ich die Idee gehabt, dass ich ein eigenes Büro brauche und einen Schreibtisch in den ersten Stock gestellt. Dann kam Kalle und wollte, dass der Tisch wegkommt. Der wollte mich weghaben. Es ging um Brandschutz. Also hab ich den Tisch woanders aufgebaut, aber er wollte mich wieder weghaben. Dann hab ich gesagt: „Du kriegst mich nicht weg, ich gehör hier dazu“, und hab mich durchgesetzt. Später hab ich mich mit Kalle angefreundet. Ich finde ihn sehr gut. Er ist keiner, der laut rumbrüllt, er ist ein ruhiger Typ. Ich finde es schade, dass er uns jetzt verlässt. *Protokoll: sey*

gesagt ist gesagt

„Lieber Kalle, du zitierst mich immer mit meiner Einschätzung, dass jeder hier seine persönlichen Kompensationsgeschäfte mit der taz macht. Danke dafür, aber jeder? Einer nicht. Du warst und bist und bleibst die taz und machst doch keine Geschäfte mit dir selbst“

Willi Vogelpohl, 62, Werbeleiter taz. Er glaubt, Kalle ergreift Chancen zur rechten Zeit. Dann kommen Intuition und Vernunft

Der sprühende Witz

Von **Thomas Eyerich** und **Deniz Yücel**

Schon wieder: Die taz fordert Text zu der Personale Karl-Heinz Ruch (GF). Nun denn. Die Fragen aus der Bestellung:

Was mochtet ihr an ihm?
Seinen krachenden Humor.

Was hat euch geärgert?
Seine Redseligkeit. Wer nur schnell einen Bissen im taz-Café herunterschlingen wollte, weil die Produktion wartete, durfte ihm auf keinen Fall begegnen. Denn wer in seine Fänge geriet, kam nicht mehr los: Hier ein brüllender Witz, dort eine vertrauliche Information und immer wieder ein sprühender Regen von neuen Kampagnenideen – es wurde nie langweilig. Aber lang, ellenlang.

Was habt ihr geschätzt an ihm?
Den Personalkostenanteil. Niemand sonst in der Republik schmeißt ein Unternehmen mit ca. 250 hochintelligenten, bestens ausgebildeten und höchst engagierten Mitarbeitenden zu diesen Löhnen. Und: Die finden's prima. Rennen strahlend ins Einstein und rufen „Hosianna – Selbstverwirklichung – Hosianna!“

Das heißt, sie arbeiten zu Bedingungen, die sie keinem anderen Unternehmen durchgehen lassen würden (und in ihren Kommentaren im Blatt regelmäßig geißeln). Sie tun das, weil Kalle ihnen, ganz im Vertrauen, eingeflüstert hat: „Pssst: Ihr seid es, die hier alles bestimmen. Das ist doch viiiiiel besser als so ein schnödes Tarifgehalt ...“ Dieser Erfolg ist umso beachtlicher, als es dem GF bislang gelungen ist, seinen nicht zu unterschätzenden Beitrag zur Aushöhlung des bundesdeutschen Sozialstaates vor der Geschichtsforschung zu verbergen.

Der GF persönlich begnügte sich übrigens nach Kriterien der kausalen Welt gerade mal mit einem besseren Facharbeitergehalt.

Was habt ihr verflucht?
Dass er versucht hat, den einzigen Mann zu vergraulen, der noch stärker als er selber die Seele des Hauses ausgemacht hat: Christian Specht. Aber halb so schlimm, ist ihm ja nicht gelungen. Denn Christian war nicht nur noch mehr Seele, er verfügte auch über noch zäheres Sitzfleisch.

Was ist euch in Erinnerung geblieben?
Der Zettel. Bei Gehaltsverhandlungen pflegte der GF, wenn die künftige Führungskraft ihre Vorstellungen wortreich dargelegt hatte, um dann eine Summe zu nennen, schriftlich zu antworten. Als sei man bei einem DAX-Konzern, runzelte er die Stirn und schrieb mehr oder weniger widerwillig etwas auf einen kleinen Zettel. Diesen faltete er sorgfältig zusammen und überreichte ihn mit stoischer Miene. Es stand eine Zahl darauf – eine in Ziffern gefasste Demütigung. Allein die Geste aber erübrigte jede weitere Diskussion.

Interessanterweise konnte er bei Autoren, die nicht für die taz tätig waren, deutlich generöser werden und für einen einzigen Halbsatz schon mal 20.000 Euro überweisen.

Und wie geht es weiter?
Für den GF: gemütlich vermutlich. Nach Informationen seiner Lieblingszeitung (FAZ, nicht taz) vielleicht sogar mit einem Fischrestaurant. („Im Fischmetier wird ja auch nicht viel geredet.“)
Für den Rest der taz: hoffentlich mit Tariflohn.

Thomas Eyerich war von 1986 bis 2013 Redakteur der taz in unterschiedlichen Funktionen (CvD, CR, Beauftragter des Vorstands). Er schätzt Kalle Ruchs uneitle Glorie.

Deniz Yücel, 46, war von 2007 bis 2015 Redakteur und Kolumnist der taz. Er würde Kalle jederzeit weiterempfehlen.

Anzeige

Deutschlandfunk Nova

Gefährlich praktisch – unser Leben mit Plastik

Reporterin Kerstin Ruskowski sucht nach Auswegen aus dem Plastikproblem. Jede Woche eine neue Podcastfolge auf deutschlandfunknova.de/plastik und überall, wo es Podcasts gibt.



einmal taz – immer taz

Auf der Kleinanzeigenseite „Wiese“ wurde früher gesucht und gefunden, verkauft und verschenkt. Heute haben wir die Ehemaligen gebeten, hier ein paar Worte zu verlieren

■ Es gibt keinen Mann in meinem Leben, mit dem ich so oft lautstark gestritten habe wie mit dir. Meinen Vater ausgenommen. Nicht etwa, weil du eine Vaterfigur für mich warst, sondern weil euch beide eine Eigenschaft verbindet, die mich regelmäßig in den Wahnsinn und zu Wutausbrüchen getrieben hat. Sturheit. Wenn du es drauf anlegst, reagierst du so starrköpfig, so störrisch und halsstarrig, dass kein Argument, keine Erklärung oder Beweisführung bei dir durchdringt. Dein Stoizismus ist legendär. Zum Zähneknirschen. Dein ungerührter Blick eine Lektion in Coolness. Wahrscheinlich hat die taz deswegen überlebt, hast du die taz überlebt. Über vierzig wahnwitzige Jahre, das muss man erst einmal hinkriegen. Reibung schafft Wärme, das wissen wir beide. Ändere dich bloß nicht! Werde ja nicht altersmilde. Egal wer tobt – Du bist jeden Wutausbruch wert! Deine

Bascha Mika ab 1988 in der taz, Chefredakteurin 1998 bis 2009

■ Lieber Kalle, unvergessen dein in die Geschichte eingegangenes Bonmot, das auf einer taz-Vollversammlung eine hitzige Debatte beendete: „Ihr könnt beschließen, was ihr wollt – es ist sowieso kein Geld da.“ Du sagtest es mit einem Lächeln, das so entwaffnend war wie das Argument selbst.

Thomas Schmid ab 1979 in der taz, Chefredakteur 1995 bis 1996

■ Als ich 2011 fest zur taz gekommen bin, war ich das, was ich heute jung nennen würde, und du warst da. Gar nicht so jung, aber tatendurstig und intuitiver als die meisten Start-ups und Thinktanks. Du hast mich vor allem damit beeindruckt, dass du einfach gar keine Zukunftsangst bezüglich der taz hattest. Recht hast du gehabt. Persönlich möchte ich dir dafür danken, dass ich wirklich immer deinen Rückhalt hatte. Danke.

Aline Lüllmann Abteilungsleiterin Digitale Transformation bis 2019

schwierig war es, den kaufmännischen Bereich aufzustellen, das Rechnungswesen, den Vertrieb und die Anschaffung der Geräte, wie die Satzmaschinen. Das hat im Wesentlichen Kalle vollbracht, als Geschäftsführer. Als ich ihn im Sommer 79 vertrat, sagte er mir, was ich tun sollte, was ich unbedingt bezahlen muss, was warten kann. Und so hat er das Projekt über Jahre geschaukelt und letztlich zum Erfolg geführt. Chapeau!

Wolfgang (Zaggi) Zügel Chef vom Dienst, 1979 bis 1991

■ Seit meinem – glücklicherweise mit der taz verbundenen – Eintritt in den professionellen Journalismus zu Anfang der Neunziger ging die Rede von den verborgenen Qualitäten dieses Mannes: Er wisse um alles, kenne seine Hinz und Kunze, ziehe die Strippen, er, Kalle werde ganz sicher auch der nächsten Krise mit einem genialen Schachzug begegnen! Mich wunderte damals, wie sehr ein als antiautoritär verschrieenes Milieu einem einzelnen Mann zuzutrauen bereit war. Äußerlich wie kommunikativ hinterließ er stets den Eindruck eines unauftrumpfenden, fast ein wenig farblosen Menschen. Jetzt die These. Und das ist gut so! Das von Kalle so perfekt verkörperte Paradox eines uncharismatischen Charismatikers hat nicht nur der taz zu überleben geholfen, es könnte sich auch sonst als zukunftsweisend herausstellen.

Thomas Groß Kulturredakteur, 1991 bis 2000

■ Le taz c'est moi! Diesen Spruch hatten Werbeleiter Willi und ich unserem geschätzten Geschäftsführer Kalle im Jahr 2000 mal auf ein T-Shirt drucken lassen. Er nahm es huldvoll lächelnd entgegen, hat es aber nie getragen. So hatten wir es auch nicht gemeint. Es war eine Mischung aus Biobaumwolle, Respekt und Majestätsbeleidigung. Le taz, beziehungsweise la taz hat schließlich keinen König! Schon gar keinen absolutisti-

Große gab Halt, Freiraum und regelte alles zum Besten. Wenn er geht, bleibt die taz stark und gut aufgestellt zurück. Merci, oh König, mein König!

Stefanie Urbach Werbeleiterin 1996 bis 2006, seit 2015 Aufsichtsrätin

■ Kalle ist blass und blond wie vor vierzig Jahren. Seine Frau ist dieselbe heute wie damals. Kalle war immer Geschäftsführer der taz. Er war schon Geschäftsführer, da gab es noch lange keinen Chefredakteur. Kein Wunder, dass es ihm gleich war, wer unter ihm Chefredakteur war. Er kaufte erst Autos, dann ein Haus und zuletzt wurde er auch noch Bauherr. Ich beneide ihn um seine Konstanz, um seine Treue. Eine taz ohne ihn kann ich mir nicht vorstellen. Dass er das kann, davon gehe ich aus. Er ist von uns allen einfach der Klügste und Größte.

Arno Widmann ab 1979 in der taz, Chefredakteur 1994-1995

■ Ende März 1996 wurde die Berliner Lokalredaktion von Beamten des Landeskriminalamts (LKA) und einem Staatsanwalt durchsucht. Grund war ein Bekenner-schreiben einer linksextremen Gruppe, das in einem Artikel erwähnt worden war. Schubladen und Tische wurden geöffnet. Inmitten des staatlich angerichteten Chaos tauchte plötzlich Kalle auf – bewaffnet mit einem Fotoapparat und Knipste! Wir waren baff.

Mit einem Mal wurde es laut: Ein Polizist pochte auf sein Recht aufs eigene Bild. Gezerre folgte, minutenlang, schließlich Kalles Schrei: „Sie brechen mir den Arm, Sie brechen mir den Arm!“ Zufällig stand ich in der Nähe, ein anderer LKA-Mann wandte sich an mich, vermutlich, weil ich als einziger in der Lokalredaktion ein Sakko trug. „Sie sehen hier wie ein Vernünftiger aus, können Sie nicht helfen?“ Und so kam es, dass ich einmal auch Kalle helfen durfte, ihm, der dafür sorgte, dass inmitten aller taz-Krisen stets pünktlich unsere Löhne gezahlt



■ Kalle war in der taz wie sein alter Bürostuhl: aus hartem Holz. Aber stabil und mit einer schlichten Eleganz.

Reiner Metzger
Stellv. Chefredakteur 2004 - 2014
in der taz 1995 bis 2016

■ Du hast die Geschäfte der taz Jahrzehnte geführt, bist durch dick und dünn gegangen und hast alle drohenden Konkurrenzmental und gesundheitlich überstanden. Ich glaube, das Geheimnis dafür ist dein dickes Fell. Als erster Finanzcontroller der taz konnte ich deinen Pelz ein wenig durchkitzeln. Das hat ziemlich Spaß gebremst. Für dein zweites Leben, dein Leben nach der taz, wünscht dir alles Gute dein ehemaliger Mitarbeiter und Kollege

Dirk Wildt Redakteur, Finanzcontroller, 1992 bis 1997

■ Im April vor 40 Jahren erschien die taz zum ersten Mal regelmäßig, das war für die Redakteur*innen eine große Herausforderung. Aber genau so

wurden. Ich redete auf die Kontrahenten ein, das Wunder geschah, die Kamera wurde auf den Tisch gelegt, der Kriminaler lockerte seinen Griff. Zivilität kehrte ein, Staatsdiener und tazler kamen ins Gespräch: Kalle unterschrieb ein Papier, der LKA-Mann steckte es ein, noch immer misstrauisch, wie mir schien. Am nächsten Tag erschien ein Bericht („Razzia bei der taz“), in dem der Vorfall mit Kalle gentlemanlike unerwähnt blieb – illustriert mit einem Bild. Darauf waren keine Gesichter zu erkennen. So hatte es Kalle, taz-Fotograf für einen Augenblick, dem LKA-Beamten versprochen. Schriftlich. Und – selbstverständlich – Wort gehalten.

Severin Weiland Lokalredaktion Berlin, 1992 bis 2002



■ Geno-Hotel stoisch, entschieden, leise, beharrlich, immer einen im (taz) Sinn, ach was: immer zehn im Sinn!

Nur, Kalle, dass du dem taz-Geno-Hotel nicht zugetan warst...

Adrienne Göhler Kuratoriumsmitglied taz Panter Stiftung

■ Da war dieser blonde junge Mann – damals eher Junge als Mann – immer etwas blass, immer mit leiser Stimme, immer auf Distanz zu den heißlaufenden Debatten der Edelfedern und Revolutionspoeten, immer skeptisch beobachtend im Hintergrund. Hätten wir damals, in der Gründerzeit der taz, Wetten abgeschlossen, wer aus unserer Combo jemals zur mächtigsten Person in der taz werden würde, keine/r von uns hätte einen Pfifferling auf Kalle Ruch gesetzt. Danke, „blonde Eminenz“!

Vera Gaserow Redakteurin Inland, 1979 bis 1991

■ 1977 wurde der Politikwissenschaftler Tilman Fichter im „Prospekt Tageszeitung“ nach den Chancen einer linken Tageszeitung befragt: „Eine Tageszeitung ist vor allem eine riesige Verschleiß- und Knochenzerreißmaschine, in der viele Leute kaputt gemacht werden (...). Ein solches Unternehmen kann überhaupt nur gut gehen, wenn 20 bis 30 Frauen und Männer wirklich bereit sind, für ein oder zwei Jahre ständig an einem solchen Projekt mitzuarbeiten. Das müssen aber Genossinnen und Genossen sein, die nicht bei der ersten internen Krise ausflippen, sondern weiter arbeiten, auch dann, wenn es keinen Spaß macht. (...) Deshalb bin ich skeptisch. Falls diese Tageszeitung klappt, wäre sie m.E. so etwas wie ein 7. Weltwunder.“

Obwohl ich als Frankfurter taz-Frau gegenüber den Berliner taz-Leuten Vorbehalte hatte, war schon damals für mich klar, dass der Berliner Kalle Ruch nicht bei der ersten internen Krise ausflüppelt, sondern stoisch immer weiter arbeitet!

Gisela Wülffing taz-Gründerin und Kuratoriumsmitglied taz Panter Stiftung seit 2008

■ Kalle, 40 Jahre hat er das taz-Unternehmen gesteuert, aber kein Wort zu viel gesagt. Große Entwürfe hat er nie messianisch und mitreißend gepredigt, er hat sie mit stoischer Lakonie umgesetzt. Wenn er jemals – was eigentlich bei der Geschichte der taz gar nicht anders sein kann – aufgeregt war, dann hat es niemand gemerkt. Von der Wattstraße zur Friedrichstraße, von Sperrmüll-Möbeln zu Designerbüros, von der chaotischen taz-Bürgerinitiative zur professionellen Zeitung, vom anarchischen Start-up mit einer nach Monaten bemessenen Lebenserwartung zum allseits anerkannten Verlags-haus: Die Lebensleistung eines insgeheim leidenschaftlichen (wie sonst hätte er das all die Jahre durchhalten können?), kreativen (wie sonst hätte er zahlreiche Krisen in produktive Unternehmensstrategien transformieren können?), schweigenden (wie sonst hätte er betriebswirtschaftlich realistische, aber höchst komplexe Entscheidungen durchsetzen können?) Langstreckenläufers.

Martin Kempe Gewerkschaftsredakteur, 1979 bis 1991

■ Kalle, eine Sphinx, hat nie viel geredet. Aber er hat uns in den Zeiten des Neoliberalismus sicher mehr als einmal den Arsch gerettet. Danke Kalle! Schöne Rente!

Annette Jensen Redakteurin Öwi, 1990 bis 1998, **Bettina Markmeyer** Reporterin, 1989-1999

■ Für Kalle war schon 2010 klar: Die Digitalisierung macht der gedruckten taz den Garau. Ja, er ließ sich sogar dazu hinreißen, ein Datum zu nennen: 2022 werde es keine gedruckte taz mehr geben ... Ich habe Kalle für diese Provokation bewundert. Zugleich fühlte ich mich herausgefordert, ihm zu widersprechen. Aber wenn Kalle die gedruckte taz mal wieder in einer AR verbal beerdigte, hörte sich dies immer sehr schlüssig an. Er wirkte als der große Stra-

Anzeige



tegie, die Anhänger der täglichen Printausgabe hingegen schien die Aura der Rückwärtsgewandten zu umgeben. Als Genossin, ehemalige Aufsichtsrätin und ehemalige Brasilien- und Südamerika-Korrespondentin und als treue Abonnentin der täglich gedruckten taz hoffe ich immer noch darauf, dass Kalles Prognose 2022 nicht eintritt. Auch wenn er die besseren Argumente hat. Danke Kalle, Deine

Astrid Prange Aufsichtsrätin, 2008 bis 2015

■ Zwei große Figuren der deutschen Nachkriegsgeschichte ziehen sich nun zurück. Im Frühjahr 1979 wurde Uli Hoeneß Manager des FC Bayern München, Karl-Heinz „Kalle“ Ruch sein Pendant in der taz. Beide navigierten 40 Jahre lang diese Firmen um alle Klippen und Stromschnellen herum, der eine als öffentlich-barocker Gröhlhansel, der andere als dezentere Buster Keaton. Sonnenkönig und Schattenmann. Aktienkrösus und Genosse. Nicht zu vergessen bitteschön, Kalle Ruch musste nie in den Knast, auch das: unfassbar genial!

Norbert Thomma Koch und Chefredakteur, 1995 bis 1996

■ Kalle hat mich immer beeindruckt mit seiner ruhigen Ausstrahlung, seiner Unbeirrbarkeit und Dickköpfigkeit. Als ich später beim DLF Kultur war und ihn für die Sendung „Im Gespräch“ gewinnen wollte, war er einer der

ganz Wenigen, die starrsinnig dagegen waren, in dieser tollen Sendung aufzutreten. Lange habe ich gedacht, ich krieg ihn irgendwie rum und wenn es „nur“ für die taz ist, aber nix zu machen. Ich hätte es mir denken können ... Ganz lieben Gruß von **Stephanie von Oppen** Redakteurin, 1996 bis 2001

■ So richtig schlau geworden bin ich aus Kalle nie. Viele sagten: „Nur wegen ihm gibt es die taz noch immer.“ Andere meinten: „Wegen Kalle hat die taz nie den Durchbruch geschafft.“ Ich weiß bis heute nicht, was stimmt. Auf jeden Fall hat er sehr oft das richtige Gespür gehabt, wie die taz am Leben zu halten ist. Und ohne seine Unterstützung, die Konzeption von Rettungskampagnen anzugehen, würde mir eine der großartigsten und spektakulärsten Erfahrungen meines Berufslebens fehlen. **Gerd Thomas** Anzeigenleiter, 1992 bis 2000

■ Vor einigen Monaten habe ich Kalle von Weitem in Hamburg am Hauptbahnhof gesehen. Und weil so ein blöder Bahnhof ja immer megabusy ist, wirkten alle, mich wahrscheinlich eingeschlossen, als wären sie lieber schon wieder woanders. Kalle dagegen machte auf mich den Eindruck, als sei es eigentlich ganz schön dort. Er schien über der Hektik zu schweben: Er bewegte sich fort wie die Schildkröte in „Momo“, gemächlich einen Schritt vor den anderen setzend. Und dann war er plötzlich weg. Ich kenne Kalle nicht sonderlich gut, aber es kann sein, dass das mein Hauptindruck ist: dass er sich nicht anstecken lässt von dem ganzen Wahnsinn um ihn herum. Aber trotzdem vor den anderen ankommt.

Klaus Raab Redakteur Wochenende, 2017 bis 2018

■ Ach Kalle, Du Undurchschaubarer! Nun werde ich nie erfahren, ob du mich damals irgendwie besonders oder nur irgendwie besonders nervig fandest. „Ein Argument wird nicht besser, wenn du es zehnmal wiederholst.“ Diese Keule von einem Satz, von dir an mich gerichtet, traf jedenfalls ins Schwarze meiner Schwäche, VerhandlungspartnerInnen eher niederzuringen als zu überzeugen. Ausgesprochen von einem zurückhaltenden, immer die Contenance wahren Menschen wie dir, hat der Satz seine Wirkung nicht verfehlt und ist bis heute mein mahrender Begleiter. Dafür kann ich mich nur bedanken und wünsche dir ein beglückendes Altenteil mit Dackel und Schiebermütze!

Sybille Pook Werbeleiterin, 1990

■ Manchmal erkennt man die wahre Güte eines Menschen erst mit etwas Abstand. Das trifft für mich bei Kalle auf jeden Fall zu. Während meiner taz-Jahre blieb er bis zum bitteren Ende undurchschaubar, oft unberechenbar und in meinem persönlichen Empfinden unzuverlässig. Im Abstand

habe ich verstanden, dass er immer für seine eigene Zukunfts-Version der taz gekämpft hat. Mit Voraussicht, großem Erfolg und großer Härte – auch sich selbst gegenüber. Dafür schätze ich ihn sehr und bin dankbar für die gemeinsamen sechs Jahre. Ich habe viel von Kalle gelernt – der wahren und einzigen Sphinx der taz.

Ines Pohl Chefredakteurin, 2009 bis 2015

■ Wenn ich das richtig erinnere: Einmal haben Doris Benjack, Kalle und ich die erste Nacht eines mehrtägigen Nationalen Treffens (so was gab's ja mal) in Stuttgart auf dem Wohnzimmerteppich eines freundlichen taz-Aktivistin (so was auch) zugebracht. Für die Folgenacht hat sich Kalle dann eine professioneller betreute Unterkunft gesucht, was ich ihm schon damals nicht verübelt habe.

Richard Nöbel Sätzer und Layout-er, 1979 bis 2017

■ Da wir ein Nichtverhältnis pflegten, ist und bleibt er für mich eine rätselhafte Figur. Ein Typ zwischen Kühlschrank und Koryphäe. Eine Art Kaltwesen, vampirgleich erschloss er dem Blatt immer neue Blutkonserven. Dazu passt auch, dass er über lange Jahre kaum zu altern schien. Und natürlich sein Faible für Sichtbeton.

Hans-Hermann Kotte Redakteur Medien und Wahrheit, 1989 bis 1995

■ Lieber Kalle, deine Präzision in allem war manchmal richtig einschüchternd. Und du hast so ein großes Herz! Wir waren immer stolz darauf, dich kennen gelernt und mit dir in diesem Projekt gearbeitet zu haben.

Rula André Werbung und **Philippe André** Produktionscontroller

■ Als ich die taz verließ, wusste ich noch nicht, was die taz, wir alle, an Kalle hatten und haben. Er ist gradlinig, hartnäckig, kreativ,

sein Stuhl da sein wird. Man weiß einfach, was er sagen würde. Kalles Macht. Die bleibt.

Volker Weidemann Kulturredakteur, 1994 bis 2001

■ Lieber Kalle, ich war auf dem Nationalen Plenum im Herbst 1991 der taz-Berichterstätter, als Ihr, Du und der Verlag, Euren großen Sieg für die Gründung einer Genossenschaft gegen die schnelle Geld- und Investorengier der Redaktion errangt. Ich ahnte damals natürlich noch nicht, wie groß und anhaltend dieser Sieg sein würde, als ich von dem Plenum schrieb, durch die taz gehe einen Riss zwischen denen, die sie schreiben, und denen, die sie produzieren. Für eine linke Zeitung, dass musste ja dann jedem Leser klar sein, sind Produzenten wichtiger als Schreiberlinge. Und Du warst natürlich der erste unter den Produzenten – und bist es so lange geblieben! Schon damals und auch heute noch sei Dir dafür gedankt von Deinem Dich stets in Paris zum Besuch erwartenden Auslandskorrespondenten.

Georg Blume Auslandskorrespondent, 1985 bis 2013

■ Kalle Ruch, das muss gesagt werden, hat die Zeitungsgenossenschaft von ganz Berlin entscheidend geprägt. Ohne ihn wäre die Meinungsfreiheit in dieser Stadt eine andere, die Beharrlichkeit, mit der Journalist*innen in Berlin doch immer wieder Themen nachgehen, die nicht im Mainstream liegen und last but not least die Überschriftenkultur (obwohl mir selbst zumindest kein einziger Artikel aus seiner Feder bekannt ist). Danke dafür!

Benny Härlin Lokalredakteur Berlin, 1980 bis 1983

■ Ein Fluss namens Kalle Die Havel bei Strohdehne kann einen einiges lehren. Etwas über Persönlichkeiten. Dort bei Strohdehne, wo der Hauptstrom kurz zuvor sich mit der Gülper Havel vereint hat und kurz danach auch das Wasser des Garzer Schleusenkanals noch hinzu kommt, fließt der schon mächtige Strom mit einer ruhigen Beharrlichkeit. Was dort im Sommer an den Ufern an aufgeregtem Geschrei der badenden Kinder zu hören ist, lässt den Fluss ebenso kalt wie die dahin gleitenden Ruderboote und Motoryachten. Oberflächlichkeiten eben. Kalle kennt den Fluss, in dem er seine Angel treiben lässt. Und in Kalle ist gleichfalls eine Strömung, die ihre Energie aus der Tiefe holt. Eine Kraft, die nie versiegt. Eine Kraft, die man zeitweilig aufzuhalten vermag, über die man sich empören kann, die sich aber immer wieder Bahn bricht. Mit der stoischen Ruhe eines Flusses hat Kalle die Geschicke der taz bestimmt, hat das kleine taz-Boot von den zerstörerischen Springfluten des revolutionären Begehrens bis hin zu den Niedrigwassern der Dürre-Perioden mit den tückischen Insolvenz-Felsen dicht unter der Oberfläche sicher geleitet. Das kann man nur, wenn man im Herzen wie ein Fluss ist. Mit mächtiger Kraft und dem unerschütterlichen Glauben, dass sich die Kurskorrekturen im langen Lauf des Wassers von selbst als die richtigen Entscheidungen bewisen. Angler sind glückliche Menschen.

Gerd Nowakowski Ressortleiter Lokalredaktion Berlin, 1980 bis 1998

■ „Kalle? Who's that?“ möchte man fragen. Auch nach 34 Jahren in der taz bzw. deren Umfeld bleibt der Mann ein Rätsel für mich. Glücklicherweise hab ich nie ein Portrait über Kalle, jenen wortkargen und geheimnisvoll erfolgreichen Medienmacher, schreiben müssen. Deine diversen Coups, manchmal mit großer Sturheit gegen alle Widerstände durchgesetzt, haben die taz zu dem gemacht, was sie heute ist – eine wichtige Stimme des unabhängigen Journalismus. Danke.

Petra Bornhöft Redakteurin Inland, 1985 bis 1990, Kuratoriumsmitglied taz Panter Stiftung

■ Auf den ersten Blick so kühl wie ein Bommerlunder; dann konnte ich aber erkennen, dass das Gedeihen seiner Kinder und das Überleben der taz für Kalle Ruch als Lebensaufgaben gelten.

Johannes Rauschenberger 24 Jahre Aufsichtsrat der taz

Auf Wiedersehen, Kalle!

Danke für alle Möglichkeiten, die ich in der taz bekommen habe. Dafür, dass meine Leinwand zum Schreibtisch liegen durfte. Dafür, dass das Leben schwer fiel, aber wenn Dein Rat stets war, nicht kleben zu bleiben.

Ich wünsche Dir weiter einen klaren Dickkopf und freue mich, wenn wir uns wieder sehen. Veränderung bleibt! Ciao

Claudia Pfeiffer, Grafikdesignerin

■ Als ich 2001 bei der taz anfangte, platzierte man mich für die ersten Jahre Kalle direkt gegenüber. Uns trennten keine fünf Meter Luftlinie, aber über 20 Jahre taz-Erfahrung. Geschäft? Führung?? Nicht bei der taz! So dachte ich. Es dauerte ein paar Jahre, ehe mir dämmerte, dass Kalle beides beherrscht. Und zwar sehr gut – auf eine einmalige, sehr subtile Weise. Was uns bis heute verbindet: zu wissen, wann man aufhören muss. Alles Gute, Kalle!

Peter Scheibe Justiziar, 2001 bis 2013

■ Für mich als Jungredakteurin damals war Kalle immer wie ein Fels in der Brandung – und gleichzeitig unnahbar. Ich hatte ja von nix ne Ahnung – und er war ganz das Gegenteil, immer sehr selbstsicher in dem, was er tat und entschied. Insofern kann ich nur krampfhaft nach Anekdoten suchen – die mir aber partout nicht einfallen wollen ... Ich glaube, er hat seinen Job trotz aller Widerstände richtig gut gemacht. Ich wünsche ihm alles Gute! Viele Grüße

Martina Schrey (Habersetzer) Lokalredaktion Berlin, 1989 bis 1994

■ Von heute aus betrachtet ist alles ganz einfach: Kalle hatte recht. Kalle hatte die Zahlen, hat gerechnet, hatte Idee, hat die Ideen verwirklicht – und was hat er damit gemacht? Eine Zeitung (mitgegründet, die vier Jahrzehnte am Leben gehalten und nebenbei zwei (große) Häuser gebaut. Und eine Genossenschaft ins Leben gerufen, die blüht und gedeiht und nun eine ehemals kleine, linksradikale Zeitung trägt, die noch die alten UnterstützerInnen hat und viele neue, und die Zeitung hat neue LeserInnen und neue MacherInnen. Und eben ein neues Haus. Na bitte. Recht gehabt. Danke.

Andreas Rostek Redaktionsleiter, 1979 bis 1991

■ Eines Tages im Rudi-Dutschke-Haus auf der Treppe zwischen viertem Stock und Rauchersofa eine Etage höher: Mein Kollege Martin Reichert und ich sind auf dem Weg nach oben. Kalle geht nach unten. Wir grüßen. Kalle grüßt zurück, stoppt und lächelt süffisant. „Glückwunsch, Du bist Umsatzführerin!“, ruft Kalle mir entgegen. Wir halten inne. Wir ahnen: Da kommt noch was nach. „Vor mir!“, sagt er dann. Martin und ich schauen uns an. Schließlich ist er der Grund für meinen hohen Umsatz im taz-Café, seine Essenskarte ist schon länger unauffindbar. Es gibt keine Kennzahl, die Kalle nicht im Auge hat.

Susanne Lang Redakteurin, Ressortleiterin taz2, 2003 bis 2008

■ Chapeau, Kalle! Du hast der taz mit der real existierenden Genossenschaft eine stabile Grundlage und mit gut beratenen Immobilienentscheidungen eine nachhaltige Basis für die redaktionelle Arbeit geschaffen. Alternativen sind machbar! Das ist die taz-Botschaft – passgenau zum Medien-Schacher in unserer Zeitenwende!

Georgia Tornow Redakteurin ab 1986, erste gewählte Redaktionsleiterin 1988 bis 1994

■ Redakteure kommen und gehen. Chefredakteure auch. Er aber bleibt. In diesem Bewusstsein blickte Kalle Ruch über Jahrzehnte auf die taz, wie ein General vom Feldherrnhügel oder wie ein Gott vom Olymp auf uns einfache Sterbliche. Eine gepflegte Verachtung für die taz-Redaktion und ihre täglichen Aufregungen konnte er sich deshalb nicht immer verkneifen. Und wenn man ihn früher im taz-Café in der Rudi-Dutschke-Straße traf, wo er mittags seine Zeitung las, vermittelte er gerne den Eindruck, er lese lieber die FAZ als die taz. So ist Kalle.

Daniel Bax Redakteur Kultur, Meinung, Inland, 1998 bis 2017

■ Nachdem ich meinen Vertrag unterschrieben hatte, brachte man mich im Auto zum Bahnhof. Ich weiß nicht mehr, ob Kalle am Steuer saß oder nur mitfuhr, jedenfalls waren wir zu spät dran, deshalb wurde es eine Michael-Schumacher-artige Blitzfahrt durch die Stadt. Verdammt gefährlich, sagte ein mitfahrender taz-Genosse: „Kalle darf nix passieren, sonst ist die taz am Ende.“ Danke, lieber Kalle, dass Du es so lange bei der taz ausgehalten hast.

Arno Luik Chefredakteur, 1995 bis 1996

■ Lieber K. aus B., was sollen die ganzen Worte? Wir haben noch nie viel gesprochen. Ging wunderbar. Natürlich würde mich interessieren, was du S.T. so erzählt hast. Aber wahrscheinlich bleibt es dein Geheimnis. Danke für die tolle, lehrreiche Zeit in der taz, so manche Empfehlung und dass man mit Dir schweigen kann. Alles Gute, Lautes und Leises, Deine N. aus B.

Nina Schönian Kreativchefin, 2006 bis 2013

■ Kalle ist taz, Kalle war taz. Kalle wird immer taz bleiben. Nach seinem überraschenden Ableben am 1. September 2039 werden die taz-Hinterbliebenen dem taz-Verleger ein taz-Mausoleum errichten. Seine Asche wird in einer rot-schwarzen taz-Urne auf einem kunstvoll drapierten Berg von papiernen taz-Ausgaben in einer Glasvitrine in der Eingangshalle des taz-Hauses ausgestellt. Alle taz-Mitarbeiter und alle taz-Besucher werden Tag für Tag an ihrem Großen Vorsitzenden vorbeiziehen. Im Leben wie im Tode kann ihm keiner entkommen. Erst im Jahre 2078 wird eine aufmüpfige junge taz-Praktikantin die längst in Vergessenheit geratene Frage stellen: „Ist das Kunst oder kann das weg?“ Und erst dann werden die tazlerinnen nach einer giftigen Diskussion, die sich über ein Jahr hinzieht, den lieben Kalle zum 100. taz-Geburtstag sprichwörtlich an die Luft setzen. Und eine listige Berliner Böe wird ihn hinauf tragen zur großen grauen taz-Wolke am fernen Firmament. Dort werden die Alt- und Gründergenossinnen ihn grummelnd willkommen heißen. Nur Kalle hat jetzt echt keinen Bock mehr auf taz. Es war genug.

Georg Baltissen (EEEAPVv), Erster, Einziger und Ewiger Alterspräsident von „verboten“, 1996 bis 2017

■ Lieber Kalle, ungeachtet unserer gelegentlichen Differenzen möchte ich mich anlässlich Deines Abschieds aus der taz für Deinen langen Atem in unserem „Projekt“ herzlich bedanken. Immerhin konnte ich dadurch meinem Traumjob in der Auslandsredaktion bis zum Zeitpunkt meiner Rente nachgehen. Ich wünsche Dir, dass Du deine neue Freiheit lange genießen kannst. Ich kann das nur empfehlen. Beste Grüße,

Beate Seel Ressortleiterin Ausland, 1979 bis 2019

■ Lieber Kalle, da Einfach-nur-in-Rente-Gehen ja längst aus der Mode ist, hätte ich da einen Vorschlag: Eine kleine Seminarreihe, gern auch in Kreisen des BDZV (Bundesverband Deutscher Zeitungsverleger), Thema: „Warum Geschäftsführer*innen sich nicht rpt NICHT in redaktionelle Belange einmischen – und wie das geht.“

■ Danke dafür, und auch im Falle des Einfach-nur-Bücherelesens, analog oder digital (aber analog liest es sich besser): Alles Gute!

Jeannette Goddar Lokalredakteurin Berlin, 1991 bis 1996

■ Er hätte im 18. Jahrhundert und davor auch ein erfolgreicher und weltberühmter Feldherr werden können. Aber so viel Blut liegt ihm nicht. Also hat er sich zum Management einer Kohorte von Menschen angeschlossen, denen das Zeitungsmachen aus den verschiedensten Gründen ein hohes Anliegen war und klargemacht, dass er sie nicht verführen, aber zu führen beabsichtigt – nicht offensiv analog, sondern mit der Macht des besseren Arguments. Das hat er Jahrzehnte so praktiziert – mit großem Erfolg. Nun folgt ein weiteres Meisterstück: Der Abschied in Frieden. So eine seelisch gelungene Selbstverwaltung wünsche ich jedem, der in dieser unserer

Republik was zu sagen hat. Ich bin etwas neidisch.

Gert Behrens Steuerberater, Kuratoriumsmitglied taz Panter Stiftung seit 2008

■ Es muss bei einer der Rettungskampagnen Ende der Neunziger gewesen sein. Ich war frisch in der taz, fand den Laden alles in allem super – und dann erklärte Kalle in einer Redaktionskonferenz mit eiskalter Miene, todernst und mit wie üblich leiser Stimme: Man könne die taz eigentlich auch zu machen. Was ist denn das für ein Arsch, dachte ich mir. Es hat Jahre gedauert, bis ich verstanden habe, dass Kalle immer genau das Gegenteil eines Totengräbers dieser tollen Zeitung war. Er war der Retter, über Jahrzehnte. Und auch, wenn er es ungern gezeigt hat. Deshalb, Kalle, das musst Du jetzt aushalten: Du bist der größte Verleger Deutschlands!

Philipp Gessler Reporter, 1998 bis 2017

■ Lang liegt meine Zeit bei der taz zurück, aber Kalle Ruch ist in meiner Erinnerung stets präsent geblieben. Besonnen, integer, ernsthaft – so hat er auf mich damals (Anfang der Neunziger!) gewirkt. Und im Gegensatz zu seiner Bescheidenheit für seine persönlichen Belange war er im Dienst der taz Visionär und Vorkämpfer mit dem ganz großen Plan. Dass jemand wie er so lange geblieben ist, hat mich Jahr um Jahr mehr beeindruckt. Ein Glücksfall für die taz und hoffentlich auch für ihn!

Sabine Jaspers Medienredakteurin, 1991 bis 1993

■ Es dauerte knapp acht Jahre, da hatte ich meine erste und letzte Mail von Kalle im Postfach. Es war eine Antwort auf die „Kündigung meines Arbeitsverhältnisses zum Monatsende“. Kalle schrieb: „Liebe Annabelle, viel Glück dann. kalle“

Fortsetzung nächste Seite

Anzeige

auf zu neuen ufern!
vielen dank, karl-heinz ruch!
für 40 Jahre des Austauschs und des Widerstreits
die taz am wochenende

nüchtern, ausdauernd und dabei freundlich. Ihm fällt immer was ein, er sucht und findet Lösungen, sein Glas ist immer halbvoll. Und das im besten Sinne als Diener der Redaktion, im Geiste dessen, was die taz ausmacht, und was sie sich – auch dank Kalle – bis heute bewahren konnte. Selbstverständlich? Mitnichten. Und ich muss es wissen, weil ich nach Kalle noch etwa ein knappes Dutzend Geschäftsführer kennenlernen durfte. Glücklicherweise diejenigen, die Kalle weiter um sich haben. Alles Gute, Kalle!

Brigitte Fehle Lokalredakteurin Berlin, 1990 bis 1994

■ Sein Thron Er schreitet durch die taz wie durch einen Roman. Er geht wahnsinnig leise. Man kann ihn nicht hören, bevor er auftritt. Und er tritt nur auf, wenn es ernst ist. Dann lehnt er an der Wand, die Hände hinter dem Rücken verschränkt. Wenn er redet, sind alle anderen still. Wenn er da so steht, an die Wand gelehnt, dann merkt man, dass ihm sein Stuhl fehlt. Er ist ein bisschen nackt ohne seinen Stuhl. Alle kennen Kalles Stuhl. Helles Holz, elegante Lehnen. Ein kleiner Thron. Ich war wohl sieben Jahre bei der taz. Ich hatte nicht den Eindruck, dass er mich je bemerkt hätte. Hochmütig ist er nicht. Aber stets mit Dingen beschäftigt. Zahlen zum Beispiel. Strategien wahrscheinlich. Sonderbar, dass seine sanfte Stimme auch drohen kann. „Modell Grieneisen“ sagt er dann nur und meint damit, dass er die taz auch sterben lassen könnte, wenn man nicht auf ihn hört. Es hören dann immer alle auf ihn. Ich glaube das bleibt auch so, wenn noch

Ein Teil unserer Auflage enthält eine Beilage vom: Mobilitätsatlas der Heinrich-Böll-Stiftung

taz die tageszeitung

erscheint tägl. Montag bis Samstag, Herausgeb.: taz die tageszeitung, Verlagsgenossenschaft eG

Hausanschrift: Friedrichstraße 21, 10969 Berlin

Postanschrift: Postf. 610229, 10923 Berlin

Telefon: 030 | 25 902-0 | www.taz.de

Chefredaktion: Georg Löwisch, Katrin Gottschalk (stellv.), Barbara Junge (stellv.)

Chefreporter: Peter Unfried

Lokalredaktionen: Nord-Hamburg: Stresemannstraße 23, 22769 Hamburg, 040 | 38 90 17-0

Bremen: Pieperstraße 7, 28195 Bremen, 0421 | 96026 0

Berlin: Friedrichstraße 21, 10969 Berlin, 030 | 2 5 902 0

Verantwortlich i.S. des Pressegesetzes: Georg Löwisch

LeserInnenbriefseite: Gaby Sohl

Anzeigen Gesamtausgabe: Margit Jöhnik

Berliner Lokalteil: Bert Schulz | alle Berlin

Regionalteil Nord: Jan Kahleke | Hamburg

Anzeigen: Andrea Bodirsky | Bremen

Manfred Frenz | Hamburg

LeserInnenbriefe E-Mail: briefe@taz.de

Fax: 030 | 25 902 516

Die Redaktion übernimmt keine Haftung für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos und Illustrationen. Die taz und alle in ihr enthaltenen Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Mit Ausnahme der gesetzlich zugelassenen Fälle ist eine Verwertung ohne Einwilligung des Verlages strafbar. Alle Anbieter von Beiträgen, Fotos und Illustrationen stimmen der Nutzung in den taz-Ausgaben im Internet, auf DVD sowie in Datenbanken zu.

Kleinanzeigen: Überregional und Berlin taz-Kleinanzeigen, Friedrichstraße 21

Telefon: Mo. + Mi. 9-13 Uhr 030 | 25 902 222

Fax: 030 | 2 59 02 444

E-Mail: kleinanz@taz.de

taz Shop | Tel.: 030 | 25 902 138

Anzeigenverkauf: Überregional und Berlin taz-Anzeigenabteilung, Friedrichstraße 21 | Tel. 030 | 25 902 314

E-Mail: anzeigen@taz.de

Lokalteil Hamburg | taz Verlags- und Vertriebs GmbH | Stresemannstraße 23, 22769 Hamburg. Tel.: 040 | 38 90 17 452

Lokalteil Bremen taz Verlags- und Vertriebs GmbH | Pieperstraße 7, 28195 Bremen, Tel.: 0421 | 96 02 64 42

Verlag: taz Verlags- und Vertriebs GmbH Friedrichstraße 21, 10969 Berlin

Geschäftsführer: Andreas Marggraf, Karl-Heinz Ruch

Gesellschafter | 99,99%: taz Verlagsgenossenschaft eG, Berlin

Vorstand: Pascal Beckner, Redakteur Andreas Bull, Kaufmann

Isabel Lott, Fotoredakteurin

Andreas Marggraf, Kaufmann

Anja Mierel, Verlagskauffrau | alle Berlin

Aufsichtsrat: Jens Pohlmann, Wirtschaftsprüfer/Steuerberater, Bielefeld | Hermann-Josef Tenhagen, Journalist, Berlin | Stefanie Urbach, Kommunikationsberaterin, Berlin

Druck: auf PALM Recyclingpapier: A. Beig Druckerei und Verlag GmbH & Co. KG, 25421 Pinneberg | prima Rotationsdruck Nord GmbH & Co. KG, 19243 Wittendorf | MDV GmbH & Co. KG, 35390 Gießen

Aboservice: 030 | 25 902 590

9.00 – 16.00 Uhr | Mo. – Fr.

Fax: 2 59 02-680

E-Mail: abo@taz.de

Abonummer nicht vergesst!

Mtl. Mindestpreis regulär 33,90 €





[M] taz
Aletta Lübbers

können ein neues taz-Haus in der Friedrichstraße bauen, wir bekommen das Grundstück günstig. Was denkst Du? Meine Rückfrage: Und das Alte verkaufen? Seine Antwort: Nein, das alte Haus behalten und das Neue für uns alle bauen.

Lieber Kalle, vielen Dank für die vergangenen Jahrzehnte! Ich werde Dich sehr vermissen.

Hermann Josef Tenhagen
Stellv. Chefredakteur
1996 bis 1998, seit 2004
Aufsichtsrat der taz

■ Kalle war einfach immer da. Selbstverständlich, im Hintergrund die Dinge bewegend. In meiner Zeit in der taz – von 1986 bis 1990 – hatte ich so viel mit der Frauenredaktion und mit mir selbst und meiner neuen Rolle als Journalistin zu tun, abgesehen davon, dass in dieser Zeit Tschernobyl in die Luft flog und die Mauer fiel, dass ich mir über solche Dinge wie Geschäftsführung überhaupt keine Gedanken gemacht habe. Erst sehr viel später, als ich selbst Geschäftsführerin von zwei selbst gegründeten Organisationen wurde, ist mir Kalles enorme Leistung, den „Laden“ über Jahre, ach Jahrzehnte, zusammen zu halten und mutige, richtungsweisende Entscheidungen für die materielle Basis der Taz zu treffen, so richtig bewusst geworden. Also, alles Gute für den Brandenburger Ruhestand, lieber Kalle, der taz-Birnbaum möge gedeihen und viele süße Früchte tragen.

Helga Lukoschat Frauenredakteurin, 1986 bis 1990

■ Lieber Kalle, nur noch ein paar Tage, dann hast du es geschafft. Lobreden, Feierlichkeiten, Schulterklopfer und Zapfenstreich – ich wünsch dir das volle Programm. So viel Unbehagen muss noch sein! Denn wenn es nach mir gegangen wäre, hättest Du noch ein paar Jährchen dranhängen können. Schließlich war es für mich ein gutes Gefühl, in der taz noch einen Freund zu haben, der einem aus Wattstraßenzeitern sehr vertraut ist und dafür sorgt, dass der taz kein Unbill was anhaben kann oder dass da was anbrennt. Du stehst noch gut im Futter und Genossenschaft, da bist du vom Fach. Oder wie der Genosse Detlef Berentzen gesagt hätte: Einmal Avantgarde, immer Avantgarde! Hau rein und Abrazos!

Tonio Milone Kalles Mitarbeiter, 1979 bis 1987

■ Kalle
Ein Restaurant
hat eben Tischbedienung
sonst heißt
Kantine

Berit Lusebrink Genossenschafts-team, 2011 bis 2019

■ Wissen, was sich gehört. Als die taz nicht besonders freundlich zu mir war, hat Kalle die Rolle des Gentleman übernommen. Ohne viele Worte – logisch – hat er mir einen anständigen Abgang möglich gemacht und ein verständliches Gefühl mitgegeben. Das habe ich nie vergessen.

Frauke Böger Ressortleiterin taz, de, 2009 bis 2014

■ Ohne Kalle ist die taz kaum denkbar. In meiner Zeit als Vorstandin der Freunde der Alternativen Tageszeitung fand ich es beruhigend, Kalle als Herrn der Zahlen an unserer Seite zu haben, auch wenn ich seinen Einsatz damals nicht so zu schätzen wusste. Im Nachhinein ist mir erst bewusst geworden, dass Kalle nicht nur Selbstvertrauen hatte, sondern ein ungeheures Vertrauen in uns alle gesetzt hat – bis heute. Danke dafür Kalle, ich bin gespannt, was dir nun einfällt – gutes Gelingen und viel Freude dabei.

Gitti Hentschel taz-Mitgründerin und Frauenredakteurin, 1979 bis 1985

■ Ach, Kalle, wie soll das werden ohne Dich, was hat das für einen Sinn? Ich kann nur einen einzigen erkennen: Erst wenn Du nicht mehr die Geschäfte führst, wird die taz den Nachweis führen können, dass sie auch ohne Dich überlebt. Aber wozu? Das wird sich finden. Aber wo? Bestimmt gibt es einen Plan, den Du hinterlassen hast. Dir traue ich's zu, die Welt auch ohne Dich zu denken.

Elke Schmitter Chefredakteurin, 1992 bis 1994 und Kuratorin taz Panter Stiftung

Ich fand: Damit war alles gesagt. Schlicht, kein Erstaunen oder Herumgerede, in sechs Worten auf den Punkt. Vielleicht lag es am kleinen „K“ in „Kalle“, vielleicht lag es am Abschiedsschmerz, ich weiß es nicht – aber einen Moment lang fühlte ich mich Karl-

Heinz Ruch wirklich nahe.
Annabelle Seubert Redakteurin taz am Wochenende, 2011 bis 2019

■ Ein journalistisches Klischee, das es in keine gute Zeitung schafft, lautet: „Und er lächelt verschmitzt.“ Kaum ein Lächeln

aber würde man so verkennen durch die Verschmitzung der Welt – ihre Verniedlichung durch Oberflächlichkeit – wie das vielschichtige Lächeln des Kalle Ruch. Denn nicht bloß hat er die taz geformt, sondern gewiss hat auch die taz Kalle geformt, bis in

die geheimnisvoll gekräuselten Mundwinkel hinein: Wenn alle am liebsten Purzelbäume schlagen, braucht es einen, dem nicht die Gesichtszüge entgleiten, egal was die Welt, die Branche und die morgige Ausgabe bereithalten.
Patrik Schwarz Redakteur Inland, 1997 bis 2005

■ Anfangs war mir Kalle nicht geheuer. Als ich ab 1990 Artikel für die Öwi-Redaktion schrieb und bei taz-Partys herumstand, verwickelte er mich in Gespräche über Atomkraftwerke, Ökostrom oder irgendwelche Firmen. Was will er bloß?, fragte ich mich. Ich war unsicher, hatte Geschichte studiert, nicht Wirtschaft. Er las alles genau, was auf unseren Seiten stand, lobte, stellte in Frage, diskutierte, hatte Ahnung, brachte mich durcheinander. Mit der Zeit fand ich heraus: Kalle interessierte sich für Wirtschaft insgesamt, auch für die Ecken, die wir lieber ignorierten. Schon mal nicht schlecht für einen Geschäftsführer, dachte ich.

Hannes Koch Redakteur Öwi, 1995 bis 2008

■ Kalle-Triptychon

Ich kenne Kalle seit 1991. Aber es sind drei spätere Bilder von Kalle, die mich immer begleiten werden.

1. Bild: Kalle sitzt im 5. Stock des Neubaus mitten zwischen den Verlagsmitarbeiter/innen. Ohne jedes Zeichen der Macht. Auf dem Weg zu den gemeinsamen Sitzungen von Vorstand und Aufsichtsrat komme ich dutzendfach an diesem Schreibtisch vorbei. Nirgends sonst habe ich einen Geschäftsführer erlebt, der so unprätentiös dasitzt.

2. Bild: Ich bin noch Redakteur, in den Neunzigern. Sicherheitsbehörden suchen in der taz nach einem Bekennterscheiben. Kalle begegnet mir im Flur, er sitzt auf seinem verschlossenen Schreibtisch. Mitarbeiter der Sicherheitsbehörden tragen den Schreibtisch, den sie beschlagnahmen wollen, mit dem Geschäftsführer über den Gang. Fotografen anderer Verlage drängen die Treppe hinauf, um die Durchsuchung festzuhalten.

3. Bild: Kalle am Telefon: Wir

Anzeige

Gemeinsam was bewegen!

Mit Mut, Gemeinsinn und Freude die Welt verändern – wir danken Kalle und wünschen viel positive Energie für eine sonnige Zukunft!

*



* Ökostromlieferant der taz.

atomstromlos. klimafreundlich. bürgereigen.

■ Jetzt geht er also. Ich kann mich noch erinnern, wie er kam. „Ich heiße Kalle und studiere Volkswirtschaft“, sagte er mit einer leicht brüchigen Stimme im Frühjahr 1978, als wir die taz planten: „Ich interessiere mich nicht so für die Redaktion, sondern für die finanzielle Seite des Projekts.“ Wir kannten zwar das Diktum von Karl Marx „Das Sein bestimmt das Bewußtsein“, doch wir waren auf die Ideen fixiert und ignorierten die ökonomische Basis. Kalle nicht. Bei allen großen Entscheidungen, die über das Schicksal der taz bestimmten, lag Kalle immer richtig. Alle Achtung. Das muss ihm erst mal einer nachmachen.

■ **Michael Sontheimer** Öffentlichkeitsarbeit Gründungsphase, Ökologie-Redakteur, Nachrichtenredakteur, Chefredakteur 1979 bis 1994, Kuratoriumsmitglied taz Panter Stiftung

■ Kalle hat mir einmal eine „Bescheinigung“ geschrieben und damit einen großen Gefallen getan. 2014, noch nicht so lange her. Da wollte ich mich in der Atom-Endlagerkommission des Bundestages engagieren. Alles schien klar zu gehen, doch der Deutsche Bundestag forderte, streng der Stellenausschreibung folgend, den Nachweis eines Volontariats – nach abgeschlos-

Medienbeauftragter Bisky sorgte dafür, dass die taz eine Zeitungs-Lizenz erhielt.

Kalle Ruch und Thomas Purps machten mit 20.000 DM „rüber“ und tauschten sie bei der Ostberliner Volksbank in 20.000 DDR-Mark. Damit marschierten sie zum Notar Friedrich Wolf am heutigen Platz der Vereinten Nationen und gründeten die „Anbau Verlags GmbH“. Gesellschafter wurden die beiden oppositionellen DDR-Schriftsteller Klaus Schlesinger und Martin Stade, Geschäftsführer Jürgen Kuttner. Sie mieteten symbolträchtige Räume im früheren ZK der SED in der Oberwasserstraße an und erstellten dort ab 26. Februar 1990 die Ost-taz. Ein Dutzend Ostdeutsche schlachteten dafür die Westausgabe vom Vortag aus und klebten ihre eigene Sicht der Dinge ins Layout. „Die taz einosteten“, nannten sie das. Gedruckt wurde beim Neuen Deutschland Der Vertrag, den Kalle mit der Ost-Post abschloss, sah die Belieferung aller DDR-Kioske mit einer garantierten Auflage von 100.000 Exemplaren vor. Hunderttausend! Das brachte der chronisch klammen taz bis zur Währungsunion einen satten Gewinn von etwa 300.000 Mark ein. „Eine schöne Zeit war das“, sagt Kalle im Rückblick, „ein großes Konzert.“ Und er war der Dirigent **Ute Scheub** taz-Gründerin, Redakteurin, 1979 bis 1997, seit 2008 Kuratorium taz Panter Stiftung

■ Kalle konnte ich immer nur bewundern. Ich war ja auf der anderen Seite, ein „Realo“. Bei der denkwürdigen Abstimmung über das Genossenschaftsmodell – kurz nach dem Mauerfall – gehörte ich zu jenen, die für ein „realistisches“ Modell votierten, die Übernahme durch eine Zeitung wie „La Repubblica“. Von so etwas träumte man damals. Ich erinnere mich noch an die Redeschlachten der Anwälte. Meiner Meinung plädierte damals auch der später als Nazi bekannt gewordene Horst Mahler für die Genossenschaft – sei's drum. Kalle hatte recht gehabt: Die Genossenschaft war das realistische Modell. Und Kalle hat es hinbekommen, seine Passion – das Bauen von Häusern – mit einer wirtschaftlichen Perspektive für die auch von mir geliebte taz zu verbinden. Dabei hatte Kalle das Pokerface eines Ministerialdirigenten. Ich bin einer der wenigen, die es mal zum Erröten brachten. Da hatte ich ihn einen Jesuiten genannt.

■ **Thierry Chervel** Kulturredakteur, 1987 bis 1999

■ Fundamental. Irgendwann musste ich dann doch einmal fragen, wer er denn ist. Ich vertrat gerade zum ersten Mal die Frauenredakteurin in der taz und Kalle schlich gelegentlich durch die Reihen, allerdings ohne viele Worte zu machen. Das war 1993. Deshalb kann ich mich kaum an die Worte erinnern, die wir tatsächlich auch mal miteinander gewechselt haben. Aber – weil ich es rein berufsbedingt einfach nicht lassen kann – beobachtet habe ich ihn immer wieder. So habe ich verfolgt, wie er der taz ein sicheres Fundament gegossen hat. Und falls er jetzt noch für seine Nachfolger den Schlüssel für Gehälter, die alle tazler*innen schon lange verdient haben, hinterlegt hat, dann darf ihm seine Zeitung jetzt gestrotzt auch einen Sockel vermachen.

■ **Petra Welzel** Kulturredakteurin, 1992 bis 2001

■ Die taz, sagen die anderen immer, ist die Zeitung mit den originellen Titelseiten. Umso erstaunlicher, dass der wichtigste Mann der Zeitung das Foto auf der ersten Seite überhaupt nicht schätzt. Als wir mal wieder

über die x-te Layoutreform diskutierten, zog Kalle mich zur Seite: Wenn es nach seinem persönlichen Geschmack ginge, dann läse er am liebsten ein Blatt ohne Fotos, nur Text – so wie die F.A.Z. damals. Das sei wieso sein Lieblingsblatt. Ich will nicht sagen, dass ich Kalle zuliebe dorthin wechselte, aber ein wenig hatte ich doch auf seinen Segen gehofft. Da täuschte ich mich. Schließlich ging ich zur Sonntagszeitung, die ihm – oh Graus – natürlich viel zu bunt war. Fast so schlimm wie die taz.

■ **Ralph Bollmann** Redakteur Inland, 1997 bis 2011

■ Mehr oder weniger zufällig, nach dem Motto „Du studierst doch BWL, mach das doch mal“, wurde Kalle zum Geschäftsführer des Vereins „Freunde der alternativen Tageszeitung“. In der taz ist wohl niemand anderes in den ersten 15 Jahren so durchgängig angefeindet worden wie Kalle. Dass er nicht geschmissen hat, erscheint mir im Nachhinein wie ein Wunder. Es ist schön, dass er den Erfolg der Genossenschaft noch als Geschäftsführer und nicht erst postum genießen konnte.

■ **Jürgen Gottschlich** taz Gründer, Chefredakteur, 1992 bis 1994, Türkei-Korrespondent bis heute

■ „Kalle, ich glaube, die Betriebsrentenverträge der taz sind nicht so gut.“

„Doch.“

„Aber Kalle, ich lese hier, dass nur die bis 1995 gemachten Verträge eine gute Rendite abwerfen.“

„Na und?“

„Aber Kalle, viele von uns sind erst nach 1995 zur taz gekommen und möchten auch gute Betriebsrenten haben.“

„Gut möglich.“

„Ja aber Kalle, sollte man da nicht mal was machen?“

„Natürlich hätte man die Verträge mit dem marktbeherrschenden Anbieter abschließen sollen. Aber dann hättet ihr auch wieder gemockert wegen Großkonzern und so. So seid ihr doch.“

„Aber Kalle ...“

„Würdet ihr eine anständige Zeitung lesen, wüsset ihr das auch. Die FAZ zum Beispiel.“

„Aber ...“

„Hast du das denn schon recherchiert, wie das mit Betriebsrenten ist? Nein? Ich hoffe, für deine Texte recherchierst Du besser!“

(Redakteurin ab. Wurde später Sozialredakteurin. Vielleicht aus Trotz.)

■ **Ulrike Winkelmann** Redakteurin Inland, 1999 bis 2014

■ Lieber Kalle, unter den vielen Chefredakteuren, die an dir vorbei gezogen sind, war ich wohl der einzige, der vorher mal mit dir in der Verlagsleitung gearbeitet hatte. Anfang der Neunziger, als die taz von Krise zu Krise taumelte. Du hast damals nicht nur die Genossenschaft auf den Weg gebracht, sondern auch mich zeitweise als eine Art Controller eingesetzt, der den heillos überzogenen Redaktionsetat in Ordnung zu bringen hatte. Ohne Deinen Sparkurs (und die Genossenschaft natürlich) gäbe es die taz längst nicht mehr. Zu viele Zeitungen werden heute von Betriebswirten dirigiert? Ja, und Du bist auch einer – hast aber immer Wege gefunden, die taz nicht kaputt zu sparen.

■ **Michael Rediske** ab 1987 Redakteur, Chefredakteur 1996 bis 1999

freund und feind

Die taz hat Kalle alles bedeutet. Und doch, es gab noch ein Leben außerhalb der taz: Grußworte von Weggefährten und Nachbarn

■ Die Hassliebe zwischen Axel Springer und der taz wird ja manchmal auf etwas folkloristische Weise gepflegt. Deshalb heute mal ganz ironiefrei: Vor der unternehmerischen Leistung von Karl-Heinz Ruch habe ich einfach uneingeschränkt großen Respekt. Ein erfolgreicher Gründer – denn er hat eine Zeitung maßgeblich mitgeschaffen, die rund vier Jahrzehnte lang die deutsche Medienlandschaft prägt und bereichert. Ein erfolgreicher Kaufmann – denn während viele Zeitungen um ihre Existenz ringen und dabei wirtschaftlich einen Teufelskreis eingeleitet haben, hat die taz das Ringen um die Existenz zu einem Geschäftsmodell ausgebaut und sich konsequent auf die zahlenden Leser konzentriert, um heute sicherer dazustehen denn je zuvor. Ein erfolgreicher Erneuerer – denn die frühe Weichenstellung zu ausschließlich digitalem Vertrieb wird über kurz oder lang von allen kopiert werden. Und ein erfolgreicher Verleger – denn bei allen wirtschaftlichen Zwängen lag das Primat immer auf dem Journalismus, die Leidenschaft galt immer der Macht der Sprache und des Gedankens. Deshalb – und weil ich ihn für einen fairen und integren Menschen halte –, gratuliere ich von Herzen. Mit besten Grüßen

■ **Mathias Döpfner** Vorstandsvorsitzender der Axel Springer SE und Präsident des Bundesverbandes Deutscher Zeitungsverleger

■ Aus Tunix entstand taz Der Tunix-Kongress im Jahr 1978 diente als Impuls und Aufbruch zu einer neuen alternativen Gründerzeit. Die Idee und der Traum einer neuen linken Tageszeitung wurde geboren und greifbar. Eine Woche nach Tunix gehörtest du, lieber Kalle, zu denen, die in das Berliner Lehrzentrum, einer Fabriketage im Hinterhof der Neuköllner Hermannstraße, gingen, um das „Projekt taz“ in die Tat umzusetzen. Ein wahrhaft wildes Vorhaben. Ich erinnere mich an eine Veranstaltung unter dem Motto „Zeitungs machen ist kein Deckchenhäkeln“. Diesem Motto, lieber Kalle, seid du und deine Kolleginnen und Kollegen euch bis heute treu geblieben. Knapp ein Jahr nach Tunix erschien die vierte Nullnummer der taz am 20. Januar 1979. Im Jahr 2018 ist die taz in ihr neues Haus gezogen – und es jährte sich der Impuls zur Gründung zum 40. Mal. Die „Vision taz“, lieber Kalle, hast Du federführend geboren und mitgeprägt. Über die Etablierung einer Genossenschaft mit heute rund 20.000 Mitgliedern hast du etwas geschaffen, für die Vergangenheit, das Heute, die Zukunft und hoffentlich die Ewigkeit. Der taz-Journalismus ist und bleibt der „Rock 'n' Roll“ unter den Blattmachern. Und dafür danke ich dir. Alles Gute und einen spannenden „Unruhestand“ wünsche ich dir. Dein

■ **Alfred Plатов** Gründer und Vorstandsvorsitzender der ÖKOWORLD AG (gegründet als versiko im Jahr 1975)

■ Lieber Kalle, als wir uns kennenlernten, hätte ich mir kaum vorstellen können, dass wir einmal Kollegen werden würden. Ganz sicher hätte mir beim gemeinsamen Ausdenken und Umsetzen von taz-Rettungsaktionen und Nachwuchsprogrammen die Fantasie gefehlt, dass die taz einmal ein ökonomisches Musterbeispiel für den ganzen Medienmarkt werden würde, wie die Digitalisierung zu meistern ist. Jetzt bist du also auch noch Vorbild. Das war damals am wenigsten unwahrscheinlich. Genieße die Zukunft!

■ **Sebastian Turner**, heute Tagesspiegel, früher Mitträger von Berliner Semester/Creative Village und Komplize bei der „Leser-Erpressungs-Rettungskampagne“

■ Karl-Heinz Ruch zum Abschied – Genossenschaften brauchen Persönlichkeiten, die es verstehen, einen gemeinschaftlichen Geschäftsbetrieb in einer unternehmerischen Art und Weise so zu führen, dass die Mitglieder zufrieden sind. Dazu gehören neben wirtschaftlichem Verständnis insbesondere Kreativität und Fingerspitzengefühl im Umgang mit Menschen.

Mit Karl-Heinz Ruch hatte die taz eine solche Persönlichkeit. Mit seinem Wirken hat er die Genossenschaft nachhaltig geprägt. Es waren vielfach ungewöhnliche Wege und Entschlusskraft nötig, um die taz in der sich rapide ändernden Zeitungslandschaft gut zu positionieren. Für seine Arbeit, die auch als Vorbild für andere Genossenschaften dient, sagen wir ganz herzlichen Dank.

■ **Mathias Fiedler** Vorstandssprecher Zentralverband deutscher Konsumgenossenschaften e. V.

■ Kalle war und blieb für mich die lenkende Hand der taz, von außen weniger sichtbar, jedoch immer wahrnehmbar. Nie im Vordergrund und doch immer präsent. Vor und nach jeder taz-Krise habe ich mich gefragt: Wer um Gottes willen hält diesen Laden zusammen?! Wie hätte die taz inhaltlich und strukturell weit jenseits vom Mainstream leben und vor allem überleben sollen ohne Kalle als leisen, wirklichen Visionär und einem effizienten wirtschaftlichen und sozialen Gestalter! Mit einer Wirkungsgeschichte weit über seine Zeit hinaus. Danke Kalle! Ich verneige mich. Du solltest das

Bundesverdienstkreuz bekommen! Eine Anerkennung deiner Leistung durch die Republik, für uns, für einen unabhängigen, kritischen Journalismus und damit für Freiheit und Demokratie.

■ **Lukas Beckmann**, Gründervater der Grünen, ehemaliger Vorstand GIS Treuhand

■ Vom Wort zur Tat. Dass dir das gelingen würde, haben wir sofort geglaubt, nachdem wir dich kennengelernt haben. Und wir haben es nie bereut, uns von deinen Plänen überzeugen zu lassen, die du mit Unterstützung der unverzichtbaren Kommunikationsweltmeisterin Konny kommuniziert hast. Du hast eine Menge Fantasie bewiesen bei den Wegen, die du eingeschlagen hast, um den zeitweise von schweren Wogen geschüttelten Dampfer der taz über Wasser zu halten. Jetzt gehst du von Bord. Dank deines Beitrags zum taz-Gelingen hat der Dampfer genug Wasser unterm Kiel, dass er keine Untiefen zu befürchten hat. „Eine muss es sagen“ hieß einmal ein Motto der taz. „Einer muss es machen“, so hieß es bei dir. Gut gemacht! Viel Glück und alles Gute für dich, deine Familie und deine Projekte der nächsten 40 Jahre!

■ Herzliche Grüße **Hanne** und **Andreas Schairer** Stuttgart, langjährige Unterstützerinnen der taz

■ Die Steiner-Delegation Erst Jahre später hat uns Kalle verraten, wie er die Gestalten wahrgenommen hat, die in sein Büro geschlappert kamen: Strickjacken vom Verein für ganzheitlichen Journalismus, Steiner-Delegation aus Stuttgart, dem spirituellen Zentrum der Anthros. Die „Kontext“-Redaktion. Nun hat der ewige Geschäftsführer viel erlebt und wir hatten uns auch angestrengt, in der Folge der Kooperation mit ihm so säkular wie möglich zu erscheinen. Wenn Herr Ruch in Stuttgart zu Besuch war, eilten Küchenhexenmeister Klink herbei, die Rostbratenkönigin Claudi von der Weinstube Vetter und der Herr der Zahlen, Rauschenberger, der für Kosten und Logis zuständig war. Im Laufe des Abends konnte Pokerface Kalle dann andeuten, dass ihm mit „Kontext“ eine „Win-win-Situation“ gelungen sei, eine kleine „Le Monde diplomatie“ sozusagen. Und dass wir eigentlich ganz okay seien. Das schiefe Grinsen bei diesem Gefühlsausbruch werden wir vermissen.

■ **Josef-Otto Freudenreich** Kontext

■ War die taz ein Ein-Generationen-Projekt? Ich sehe Kalle mit großem Unbehagen gehen. Ihm werden andere folgen: Sein Co-Geschäftsführer, die langjährige gute Seele der Genossenschaft, andere aus den Ursprüngen der taz geborene Leistungsträger, die Urgesteine sozusagen. Als Kalle die Gescheh der taz zu übernehmen begann, hatten wir noch eine rot-gelbe Bundesregierung (sozial-liberal ging und geht mir nicht über die Lippen). Er überstand die Zeit der späten alten Bundesrepublik, der Wende, der Transition von der Westberliner Subventionswirtschaft in den scharfen medialen Wettbewerbskapitalismus, die Zeit der rot-grünen Bundesregierung, die Merkel-Regierungen. Die Verlagsleiter, die Anfang der 80er Jahre sonst so tätig waren, erinnert heute niemand mehr. Daran gemessen ist die Überlebenskunst von Kalle geradezu sagenhaft. Er hat aber nicht nur überlebt, sondern auch das Überleben der taz gewährleistet. Er stammte noch aus der Zeit, als die taz ein Projekt der dort Arbeitenden war, und nicht ein Arbeitgeber, gegen den man sich mit trickreich arbeits- und betriebsverfassungsrechtlich begründeten Ansprüchen einen möglichst großen Teil vom schmalen Kuchen des Etats herauschneidet.

Diese Identität der tazler ist lange verloren. Ebenso verloren gegangen ist der staatsferne politische und publizistische Wert der taz. Sie folgt häufig dem Mainstream. Wenn ich mir die Ansprüche, die die tazler an die taz stellen, ansehe und ins Verhältnis zu den Erlösen der taz setze, dann stellt sich die Überlebensfrage der taz heute viel dramatischer als in der Wendezeit. Denn diese Ansprüche sind schlechterdings nicht zu erfüllen. Der publizistische Wert der taz wird diesen Ansprüchen nicht gerecht.

Vielleicht ist es einfach so: Die taz war ein Projekt meiner Generation. Sie war analog. Sie ist gegründet worden als Reaktion auf die Informations- und Nachrichtensperre, die die Schmidt-Regierung mit den herrschenden Medien in den 70er Jahren vereinbart hat und den staatlich und medial installierten Verfassungsbruch gegen Art. 5 des GG. Eine solche Informationssperre würde heute unter den geänderten Medien-Verhältnissen nicht mehr funktionieren. Vielleicht ist deshalb auch der Gebrauchswert der taz nicht mehr so hoch wie zu Kanzler Schmidts, Kohls und Schröders Zeiten. Ich würde mich freuen, wenn ich nicht recht hätte. Aber ich befürchte, dass das dicke Ende für die taz noch bevorsteht. Da muss sie dann durch, ohne ihren Steuermann Kalle Ruch. Ahoi! **Jony Eisenberg** Justiziar

zapf umzüge
**UMZUG
LAGERN
MATERIAL**
www.zapf.de

senem Journalistik-Studium und 25 Jahren Berufserfahrung. Kalle schrieb in der Bescheinigung, dass die Phase der Festanstellung in der taz „insgesamt einem Volontariat gleichkam“. Danke, lieber Kalle, das war so! Und hat geholfen. Ich bekam die Stelle und habe es dann doch lieber sein gelassen.

■ **Gerd Rosenkranz** Redakteur Öwi, 1988 bis 1992, Mitglied im Kuratorium der taz Panter Stiftung

■ Gern mimte Karl-Heinz die Gutemine, die im Zeichen der Sauerkirische Geborene; ferner gab er den Majestix, den Hauptling, von Gutemine Schnäuzelchen genannt, vom Rest des Stamms auf K. getauft. Und hier und da sah man ihn als Miraculix, der nicht nur den Zaubertrank, sondern auch so manch überliefertes Heilmittel zu erzeugen wusste. Können Dreifaltigkeiten in Rente gehen? Herzlichen Gruß,

■ **Marie Luise Knott** Redaktionsleiterin Le Monde diplomatique, 1995 bis 2006

■ Ich denke oft an ein Gespräch mit Kalle an einem hellen Sommertag an der Havel zurück. Kinder spielten und sprangen ins Wasser. Kalle lachte und sah einfach zu. Er hat mir hier an dieser Stelle die Zuversicht gegeben, dass wir alle Schwierigkeiten bei Gründung der taz ruhr überwinden würden. Und dass es auch keine Katastrophe sein würde, wenn wir scheiterten. Er gab mir das Gefühl, dass am Ende ein goldenes Licht scheinen würde. Es liegt wirklich sehr viel Kraft darin, Menschen diese Art von Energie zu schenken durch Ruhe und Zuversicht. Auf Kalle kann man sich verlassen. Das habe ich hier gelernt.

■ **David Schraven** Redakteur taz ruhr, 1997 bis 2007

■ Kalles Anbau Ost Kalles Geniestreich im Wendejahr 1990 war die Gründung der Ost-taz. In der DDR waren damals überall Vertreter:innen westdeutscher Verlage unterwegs, um sie publizistisch zu erobern. Doch dank Kalle war ausgerechnet die kleine taz die erste und erfolgreichste. Über den ZDF-Journalisten Michael Smids nahm er Kontakt zu Lothar Bisky auf, zu jener Zeit im Vorstand der SED-PDS, heute Die Linke genannt. Ihr

Lieber Kalle,
Danke für die Zusammenarbeit!

Allerdings:
die Fassadenbegrünung
für den taz-Neubau steht noch aus!

Wir empfehlen die Birnensorte
„Gräfin von Paris“.

hofgrün berlin
www.hofgruen-berlin.de

taz  **genossenschaft**

Jetzt auch die taz: Ruchloser Journalismus.

Lieber Kalle,
vielen Dank für
Dein großartiges
Engagement für
eine unabhängige
Presse



Die **taz Genossenschaft** wünscht Dir für Dein »Leben nach der taz«
alles Gute. Bleib gesund, tatkräftig und uns verbunden.

geno@taz.de | T (030) 25 90 22 13 | www.taz.de/genossenschaft

Vom Geschäftsführer zum Bauherren, vom Bauherren zum Baumenschen. Kalles Herz schlägt für Architektur

Im noch leeren taz Neubau
Foto:
Elke Seeger

Keine falschen Kompromisse

Die Ära des Bauherren Kalle Ruch begann Mitte der achtziger Jahre, als es in den taz-Redaktionsräumen an der Wattstraße in Berlin-Wedding räumlich eng wurde. Er engagierte den Architekten Gerhard Spangenberg, den er kennengelernt hatte, als dieser eines seiner Projekte vorstellte: eine Hochgarage, die zu einem Kindergarten umfunktioniert wurde. „Das gefiel mir“, sagte Kalle Ruch knapp und bewies schon zu Beginn seiner Bauherrentätigkeit mit seiner typisch wortkargen, prägnanten Art ein Gespür für gute Architektur.

Als Qualifikationen brachte der Bauherr Kalle eine skeptische Sprödigkeit und eine ausgeprägte Empfindlichkeit mit, erinnert sich Gerhard Spangenberg. Er stellte sich gegen gerade angesagte Sichtweisen. Im Gespräch mit den Planern ging er jeder Entwurfs- und Kostenentscheidung bis ins Detail nach und entschied dann ohne Zögern. So entstand wie im Selbstlauf ein architektonisches Leitbild. Der Dialog zwischen Altbau und Neubau, so sperrig wie offen, wurde zum gebau-

ten taz-Markenzeichen und zum neuen, heute alten Domizil an der Rudi-Dutschke-Straße. Kalle durchlief, so Gerhard Spangenberg, bei dem gemeinsamen Bauvorhaben den Werdegang vom Bauherren zum perfekten „Baumenschen“. „Ach, solch einen hätte ich gern mal wieder“, resümiert Spangenberg heute wehmütig.

Anfang 2013 bot sich die Chance, an der Friedrichstraße ein modernes Medienhaus zu bauen. Alle tazler*innen würden wieder unter einem Dach arbeiten können – zuvor hatte die taz aus Platzmangel Büroräume auf der anderen Straßenseite anmieten müssen. Der Baumensch Kalle ergriff nun diese Gelegenheit ohne langes Überlegen: Mit Weitsicht, Geradlinigkeit und Begeisterung realisierte er den zweiten Bau der taz. Mit konstanter Unterstützung von Andi Bull war Kalle die treibende Kraft – zwischen der ersten Idee, dem Kauf des Grundstücks und der Kür des Architekturbüros E2A zum Wettbewerbsgewinner verging nur ein Jahr.

Wim Eckert von E2A erinnert sich so an die Zusammenarbeit mit Kalle: Er stelle im richtigen

Moment Dinge infrage, nicht zu früh und nicht zu spät. Nie zu unbestimmt und nie zu bestimmt. „Überlegt euch das noch mal“, sage er dann. „Zweimal hat er angeregt, es uns nochmals zu überlegen: einmal bei der Position der großen Treppen und einmal bei den blauen Fliesen in den Nasszellen. Die Treppe steht heute zu Recht nicht mehr an der Friedrichstraße, und aus den monochromen blauen Fliesen ist ein polychromes Bild geworden, das uns beide an Gerhard Richters ‚256 Farben‘ erinnert.“

Kalle ging es dabei auch immer um die tazler*innen. Über die blauen Fliesen sagte er: „Wenn jemand nach einer Redaktionskonferenz schlecht gelaunt auf die Toilette geht, machen die blauen Fliesen so blass.“

Eines beherrscht der Baumensch Kalle wie kein anderer: In kluger und unaufgeregter Weise förderte er in allen Prozessen das Miteinander, verneigte allen vorhandenen Sachverstand und das Engagement der tazler*innen, schweißte kompetente Planerteams zusammen, vertraute, erzeugte Teamgeist und gab jedem das Gefühl, Teil eines

Ganzen zu sein. Gleichzeitig hörte er genau zu und erfasste Inhalte unglaublich rasant.

Kein Mensch der großen Worte, aber einer mit klarer Meinung und präziser Sicht auf die Dinge, so beschreibt ihn die Projektsteuererin des taz Neubaus, Jeanette Scholz. Selbst als Kalle eine nicht unerhebliche Budgeterhöhung vor dem gesamten Projektteam freigeben musste, habe er nur kurz genickt. Mehr als Coolness war in seinem Gesicht beim besten Willen nicht zu lesen.

Mit Kalle zu bauen hieß: Kein Weg ist zu weit, kein Problem zu groß. Egal, was anlag, eine schwierige Aufgabe, eine Entscheidung mit Deadline, die Antwort von ihm blieb meistens dieselbe: „Kein Problem.“ Und auf sein Wort war Verlass, erzählt der Bauleiter Manuel Sedeño. Selbst im anstrengenden, nervenzehrenden Bauprozess bewahrte er Ruhe, vertraute und unterstützte das Planerteam entschlossfreudig bis zur Fertigstellung.

Ging es um Architektur versus andere Faktoren, so antwortete Kalle meist: „Das letzte Wort hat der Architekt!“ Sein Herz schlägt für die Architektur. Er weiß: Wenn es wirklich gut werden soll, darf man keine falschen Kompromisse machen.

Kevin Rahner, Tragwerksplaner des taz Neubaus erinnert sich an Kalles intensives Interesse an ziemlich komplexen statischen Details. Fachthemen wie zum Beispiel die Vorspannung der Tragkonstruktion wollte Kalle ganz genau verstehen. Im Gedächtnis blieb Rahner aber vor allem der erste Kontakt mit dem neuen Bauherren. In der noch etwas steifen Vorstellungsrunde fragte dieser ihn, ob er auch Schweizer sei wie die Architekten von E2A. Als Rahner antwortete, er sei gebürtiger Freiburger, antwortete Kalle: „Freiburg, da habe ich mit Andreas Bull in den Neunzigern gegen einen Tunnel der Bundesstraße und gegen das Abholzen der Bäume demonstriert.“ Für Kevin Rahner eine sehr ungewöhnliche erste Berührung mit einem Bauherrn, das Eis war im Nu gebrochen.

Die regelmäßigen Baustellenbesuche von Kalle sind vielen in Erinnerung. Oft lief er in sich gekehrt über die Baustelle, erkannte jedes neu hinzugekommene Detail, erfreute sich in seiner stoischen Gelassenheit am Werden des Hauses, hinterfragte nachdenklich und erkannte noch vorhandene Probleme.

Laut Wim Eckert verfügt Kalle über die notwendige Ausdauer, um ein Haus fertigzubringen. „Kalle weiß, dass Bauen etwas Langsames und Kontinuierliches ist. Er war bei jeder Planungsitzung dabei und sehr wahrscheinlich mehr auf der Baustelle als jeder Einzelne von uns.“

Seinen physischen Fußabdruck hinterließ er eines Morgens, als das gesamte Projektteam mit ihm das Gebäude zur Baustellenrunde durchstreifte. Ein sehr netter, etwas älterer Bauarbeiter hatte den ganzen Vormittag damit verbracht, das Treppenpodest der Haupttreppe zu betonieren, und seine Arbeit gerade fertiggestellt. Daher nahmen alle den südlichen Treppenlauf. Alle? Kalle nahm den nördlichen und trat mitten in den frischen Beton. Der Blick von Kalle war so geschockt und schuldbewusst, dass der Schreck des Bauarbeiters sofort verflög und er beschwichtigend auf Kalle einwirkte.

Der Baumensch Kalle hat viele Abdrücke hinterlassen. Er hat allen am Bauen Beteiligten die Freude bereitet, Teil großartiger Projekte zu sein. Er hat mit Mut, Weitsicht und architektonischem Verständnis dafür gesorgt, dass zwei außergewöhnliche Gebäude für die tazler*innen, die Genossin*innen und für uns alle geschaffen wurden.

Der Weg und die Resultate sind beide so wertvoll – ohne Karl-Heinz Ruch sind sie nicht zu denken, und nur mit ihm sind sie so wunderbar glücklich.

Der Text entstand unter Mitwirkung von Ulrike Lickert, Gerhard Spangenberg, Jeanette Scholz, Manuel Sedeño, Kevin Rahner und Wim Eckert

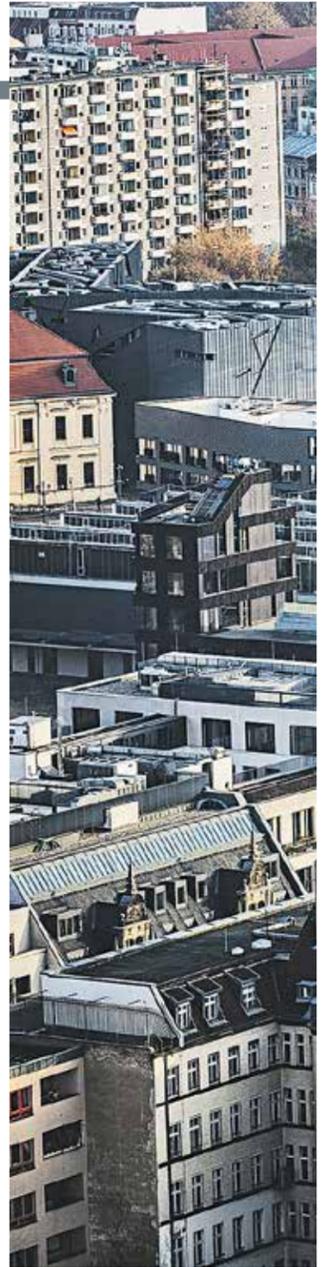
Die Gentrifizierer von der linken Zeitung



Für den taz Neubau mussten acht Bäume gefällt werden: fünf Ahorne, eine Eiche und zwei Japanische Schnurbäume Foto: Wolfgang Borris

Die taz hat ein Haus gebaut und damit ein Viertel verändert – wie?

Von **Rolf Lautenschläger**



Anzeige

Nominiert für:
**Österreichischer Buchpreis
Schweizer Buchpreis
2019**

WIE VIELE BRÜCHE UND UMBRÜCHE
VERTRÄGT
EINE FAMILIENGESCHICHTE?

»Was für ein Debüt!
Ivna Žic Sprache springt mich an.
Das Präzise, das Atemlose,
das Befremdliche.«

ANNETTE KÖNIG, BUCHKÖNIG SRF

164 Seiten,
gebunden mit Schutzumschlag



MATTHES & SEITZ BERLIN

Foto © Katharina Mamo/lovic

Es gibt Metaphern für den aktuellen Zustand auf dem Berliner Immobilienmarkt – von „auf der Autobahn“ bis „gedeckelt“ –, die die ganze Bandbreite dieses berühmten Sektors illustrieren. Angesichts von Anzeigen dieser Art müssten jedoch krassere Umschreibungen her: „Penthouse, 4,5 Zimmer, 270 Quadratmeter, Kaufpreis 2,95 Millionen Euro“. Eine Garage ist zusätzlich für läppische 30.000 Euro zu haben. Etwas günstiger ist es in der Nachbarschaft, wo in einem „NeuHouse“ 3-Zimmer- und 2-Zimmer-Buden nur 1,5 Millionen beziehungsweise knapp 500.000 Euro kosten. Kein schlechter Preis für die Lage.

Ausgerechnet in der südlichen Friedrichstadt, ein paar Meter vom Jüdischen Museum und vom Willy-Brandt-Haus entfernt, dort, wo Kreuzberg in seinen zerfurchten Teilen und Milieus noch mehr oder weniger aussieht wie seinerzeit im Schatten der Mauer, werden solche Luxusimmobilien angeboten.

Es sind Offerten an die Zukunft „mit Blick auf den Besselpark“ oder für „kreative Köpfe“. „Medienschaffende finden hier Inspirationen durch Impressionen aus der umliegenden Nachbarschaft.“ Und da wird's interessant: Bebildert ist die Annonce mit der neuen taz, mit Journalisten, die vor dem Haus in der Sonne sitzen, sowie mit anderen schicken Adressen gleich um die Ecke. La dolce vita in Kreuzberg – auch dank der taz?

Dass sich in der unmittelbaren Umgebung der Großmarkthalle etwas verändern würde, nachdem Daniel Libeskind sie 2011 zur Akademie des Jüdischen Museums umgebaut hatte, war absehbar. Auch war erwartbar, dass Investoren und Wohnungsbauunternehmen mit wachsendem Druck die sechs Brachen östlich der Friedrichstraße ins Visier nehmen würden.

Neu aber war damals, dass eine Gruppe von Architekten, Initiativen aus dem Bezirk, Genossenschaften, Medien- und Kunstschaffende ein Gleiches taten, um dort ein „Kreativquartier“ in der typischen Kreuzberger Mischung aus Arbeiten und Wohnen zu entwickeln; darunter auch die taz.

Karl-Heinz „Kalle“ Ruch, Geschäftsführer des Blattes, wollte „etwas für die Zukunft“ der Zeitung bauen. Von Gentrifizierung war damals keine Rede oder davon, dass tazler und andere Kreative die Preise verderben könnten.

Heute steht das taz Haus der Züricher Architekten Piet und Wim Eckert aus Glas und Stahl wie eine Landmarke in der unteren Friedrichstraße und in seiner Flucht das Projekt „Frizz23“ mit Nutzern aus den Branchen Architektur, Design und Medien.

Um den Fromet-und-Moses-Mendelssohn-Platz sind, als urbaner Rahmen für die Akade-

mie geplant, Gebäude entstanden für potente Mieter (zum Beispiel 15 Euro kalt pro Quadratmeter) und Ladenpächter (30 Euro kalt), außerdem bezahlbare Unterkünfte: das terrassenförmige „Metropolienhaus“ im Norden; und südlich des Platzes der fast 100 Meter lange originelle Riegel mit 66 Wohnungen, 17 Ateliers sowie Läden für soziale Träger der Selbstbaugenossenschaft Berlin eG gemeinsam mit den Architekten ifau und Heide & von Beckerath.

Komplettiert wird das Ensemble vom Wohnkomplex „NeuHouse“, der seine sieben Geschosse wie den Bug eines Kreuzfahrtriesen in Richtung Besselpark schiebt. Hier werden für Wohnungen besagte 500.000, eine Million und mehr verlangt.

Kreuzbergs grüner Baustadtrat Florian Schmidt hält ebenso wie die beteiligten Architekten und Projektentwickler das Ganze noch jetzt für einen genialen Coup von Senat, Bezirk und zivilgesellschaftlichem Engagement, durch den ein innovativer Städtebau entstanden ist: „Nachdem das Land das Gelände um die Blumengroßmarkthalle 2011 noch höchstbietend verkaufen wollte, ist dort, nachdem Berlins erstes Konzeptverfahren zur Vergabe öffentlicher Liegenschaften durchgeführt wurde, mittlerweile ein vielfältiges Kreativquartier entstanden, in dem sowohl Kunst und Gewerbeflächen als auch bezahlbares Wohnen und das neue taz-Gebäude ihren Platz finden.“

Zur Sache gehört auch, dass die engere südliche Friedrichstadt mit ihren rund 11.000 Bewohnern, etlichen mit Migrationshintergrund, und den vielen Sozialbauten aus den 1960er/1970er Jahren seit der Vereinigung der Stadthälften große Begehrlichkeiten privater Wohnungsunternehmen geweckt hat. Mieterhöhungen, Umwandlungen von Miet- in Eigentumswohnungen oder Gewerberäume hat das Bezirksamt in seiner letzten Sozialstudie registriert. Häuser wurden verkauft.

Das geht bis heute so. Gerade konnte der Bezirk den Verkauf von 525 Wohnungen an die Deutsche Wohnen verhindern und einen Block mit 1.500 Bewohnern der landeseigenen Wohnungsbaugesellschaft Gewobag zuschlagen.

Im Quartier links und rechts der Friedrichstraße, sagt Schmidt zur taz, seien „wie in ganz Berlin und insbesondere in den innerstädt-

Dort, wo Kreuzberg in seinen zerfurchten Teilen und Milieus noch aussieht wie seinerzeit im Schatten der Mauer



Die taz (Mitte) und ihr neuer Kiez
Foto: Karsten Thielker

schen Lagen steigende Mieten und Verdrängungsprozesse“ zu beobachten. Der Bezirk habe das Viertel zwar vor zwei Jahren zum Milieuschutzgebiet erklärt, „um miettreibende Modernisierungen zu unterbinden“ und „durch das bezirkliche Vorkaufsrecht“ private Verkäufe und Spekulationen aufzuhalten. Doch es brenne bereits an anderer Stelle, etwa in der Wohnanlage Franz-Klühs-Straße, die die Eigentümer verkommen lassen. Schmidt wünscht sich, „dass auch dieser Block an die Gewobag geht“.

Geht das Gespenst der Gentrifizierung um in der südlichen Friedrichstadt? Ist das Kreativquartier dafür verantwortlich, in dem gerade mithilfe des Bezirks die neue taz entstanden ist? Oder wird es aus den Sozialblöcken zwischen Wilhelm- und Lindenstraße bereits wieder vertrieben? Die Frage ist: Steht das ganze Stadtviertel überhaupt vor einer Gentrifizierung oder hätte es gar eine nötig?

Die Antwort liegt irgendwo dazwischen. Jurymitglieder des Architekten Wettbewerbs um

Die Preise in manchen Cafés, Bistros und Geschäften haben angezogen – auch die in der taz Kantine

die neue taz erinnern sich vielleicht noch, dass in Vorbereitung der Auslobung 2013 Kalle Ruch Anwohnerinitiativen, Bürgerinnen und Bürger der südlichen Friedrichstadt in die alte taz in der Rudi-Dutschke-Straße eingeladen hatte. Die zukünftigen Nachbarn sollten über das Bauvorhaben informiert werden, aber auch ihre Bedenken äußern.

Partizipation kommt manchmal sehr pragmatisch daher. Bleiben uns noch genug Parkplätze? Wird es laut und dreckig im Bereich der Bauarbeiten? Und wie lange dauern die? Ein paar Bemerkungen spiegelten die Besorgnis wider, dass das neue taz-Gebäude samt Kreativquartier das Gesicht des Viertels, dessen soziales Gefüge und den Wohnungsmarkt verändern könnte. Zu Protesten gegen den taz Neubau kam es 2015 kurz vor Baubeginn; Anwohner und Geschäftsleute wetteten: „Hände weg von unseren Bäumen“, obwohl nur acht Bäume auf dem Grundstück fielen. Zudem warnten sie davor, dass Gewerbetreibende verdrängt würden und das ganze Viertel vor der Gentrifizierung stehe.

Na ja. Tatsächlich ist es in der Galerie Tammen, die gegenüber der taz liegt, schicker geworden als noch zu Zeiten ihres Standorts am Cha-

missoplatz oder in der Kochstraße. Die Preise in manchen Cafés, Bistros und Geschäften haben angezogen – auch die in der taz Kantine. Es gibt mehr Hotels, Neubauten, sanierte Gebäude, höhere Mieten. Büromenschen und Coffee-to-go-Konsumenten mischen sich ins Viertel. Der Besselpark wird renoviert. Doch zugleich existieren die typischen Ramschläden, die Nailsstuben, der Imbiss, informelle Geschäfte, der Supermarkt, der Mehringkiez, das Tommy-Weisbecker-Haus und der öde Theodor-Wolff-Park noch immer.

Mittendrin die taz, die Ärztekammer, Schulen, Kitas, der Campus Berufsbildung und einen Steinwurf weiter das Theater Hebbel am Ufer, das Arbeitsamt, die Architektenkammer, der Checkpoint Charlie, die Berlinische Galerie. Als eine „Vielzahl der Orte“ hat der frühere Kreuzberger Bürgermeister Franz Schulz das Quartier einmal charakterisiert und die interessante Bemerkung gemacht, dass hier die „üblichen Assoziationen von Kreuzberg“ nicht funktionieren.

Denn obwohl die Attribute des Wandels bemerkbar seien, prägten die Gegensätze, die Widerstände den Ort. Was stimmt. Ist doch die südliche Friedrichstadt zu komplex, zu heterogen, zu identisch, um nur aktuell kausalen Veränderungsprozessen zu gehorchen.

Zugleich hat es der Bezirk geschafft, Milieus zu schützen. „Durch den hohen Anteil an kommunalem Wohnraum [...] kann eine soziale Mischung erhalten bleiben. Aber auch der Mietendeckel wird einen Beitrag leisten, wie auch der Milieuschutz“, ist sich Schmidt sicher.

Ist also die Typologie des Stadtteils der Kontrast, sein lebendiges Gefälle, Arm neben Reich? Kann er deshalb Aufwertungswellen – im Schutz von Regelungen – verkraften?

Am merkwürdigsten ist doch, dass die Friedrichstraße das Quartier und das soziale Gefüge seit langer Zeit wie eine Grenzlinie teilt. Im Süden markiert der Mehringplatz einen Schlusspunkt. Von dort aus reihen sich die Archipele der südlichen Friedrichstadt wie autonome Einheiten aneinander. Besucher des Jüdischen Museums spüren nichts vom Viertel um das Wohnkollektiv Tommy-Weisbecker-Haus. Kaum anderes spiegeln die Archipele Kreativquartier und Hedemannstraßenblock wider.

Es bleibt also weiterhin widersprüchlich in der südlichen Friedrichstadt. Alles hier ist in Bewegung, es gibt Metamorphosen und auch Widerstände. Genau das Viertel also, das die taz braucht.

Gut gemacht, Kalle.

Rolf Lautenschläger war bis 2017 Redakteur für Architektur und Stadtentwicklung in der Berlin-Redaktion der taz.

Anzeige

Die Genossenschaftliche FinanzGruppe Volksbanken Raiffeisenbanken hat immer den richtigen Finanzpartner für Sie. Besuchen Sie uns in einer der über 10.000 Filialen der Volksbanken Raiffeisenbanken in Ihrer Nähe oder auf finanzgruppe.de

**Genossenschaftliche FinanzGruppe
Volksbanken Raiffeisenbanken**

Zur Genossenschaftlichen FinanzGruppe Volksbanken Raiffeisenbanken gehören außerdem: VR Smart Finanz, DZ HYP und Münchener Hypothekbank.



Das Geschwätz von gestern?

Im alten taz-Archivkeller in der Rudi-Dutschke-Straße tropft Wasser von den Decken auf die Zeitungen, die ungeschützt auf Holzregalen modern. Ebenfalls schimmeln dort die liebevoll in grüne Bücher gebundenen und somit ordentlich archivierten tazzen vor sich hin. Und dann vergammelt dort auch noch die Bibliothek von Christian Semler, ein kleiner Schatz mit

Werken aus Politik- und Zeitgeschichte. Im großen Panorama-Raum im neuen taz-Gebäude in der Friedrichstraße wäre Platz für das Gedächtnis der taz. Auch das Fotoarchiv könnte dort unterkommen. Noch wird der Platz für eine Tischtennisplatte benötigt. Schon bald aber könnte hier das Kalle-Ruch-Archiv entstehen. Foto: Wolfgang Borrs

Mein Schreibtisch, meine vier Wände

Werkwohnungen wie in Berlin-Siemensstadt sind Ausdruck fürsorglicher und kühl kalkulierender Unternehmer. Die 180 Jahre alte Geschichte von Arbeiten und Wohnen unter einem Firmendach will die taz nun neu erfinden

Von **Uwe Rada**

Es war sein bisher größter Coup als Wissenschaftssenator. Im Oktober 2018 hatte der Siemens-Konzern angekündigt, 600 Millionen Euro in die Berliner Siemensstadt investieren zu wollen, und Michael Müller, Sozialdemokrat, Wissenschaftssenator und Regierender Bürgermeister, der Siemens den Weg geebnet hatte, strahlte. In Spandau sollen neue Büros und Forschungseinrichtungen entstehen, Start-ups sollen sich ansiedeln, Wohnungen gebaut werden. So soll bis 2030 auf einer Fläche von einem Quadratkilometer ein komplett neues Stadtquartier entstehen. Müller betonte, dieses Projekt sei ihm „persönlich sehr wichtig“. Es sei von großer Bedeutung „für die Weiterentwicklung des Wirtschafts- und Wissenschaftsstandortes Berlin“.

Eine Siemensstadt 2.0 soll da also in Berlin-Spandau kommen. Auch die erste Siemensstadt war für den Wirtschaftsstandort Berlin eine Zäsur, aber auch für die Stadt und ihren Wohnungsmarkt. Um seine verschiedenen Standorte zu vereinen, wurde um die Wende zum 20. Jahrhundert auf den Nonnenwiesen in Spandau ein neues Werk von Siemens & Halske errichtet. Gleichzeitig begann der Konzern mit dem Bau von Werksiedlungen, für die namhafte Architekten wie Hans C. Hertlein gewonnen wurden. Arbeiten und Wohnen unter einem Firmendach: 1914 bekam dieses Ensemble aus Werk und Mietswohnungen den Namen Siemensstadt. Die gleichnamige Großsiedlung ist heute Weltkulturerbe.

Kalle und sein Haus

Es könnte sein größter Coup als Bauherr sein. Nachdem die taz im November 2018 ihr neues Gebäude in der Friedrichstraße 21 bezogen hat, will Karl-Heinz („Kalle“) Ruch, nennen wir ihn einfach mal den Paten dieser Zeitung, auch als Unternehmer mit sozialer Verantwortung in die Geschichtsbücher eingehen. Nach dem Vorbild von Siemens, allerdings eine Nummer kleiner, sollen auf dem freien Grundstück neben der taz Genossenschaftswohnungen entstehen. Mehrfach hat der Bauherr in spe dem Autor dieser Zeilen diese Idee erläutert. Dass sie auf den ersten Blick utopisch erscheinen mag, muss kein Argument gegen ihre Realisierung sein.

Auch die Utopie einer taz-Genossenschaft, durchgesetzt mit Hilfe von Olaf Scholz gegen die Mehrheit der Redaktion, wurde 1992 Wirklichkeit. Selbst das Scheitern eines anderen Vorhabens, dem Bau eines „taz-towers“ neben den beiden taz-Gebäuden in der Kochstraße (jetzt Rudi-Dutschke-Straße) muss nichts bedeuten. Damals stellte sich der Bezirk quer. Heute ziehen taz, Bezirk und das Land Berlin an einem Strang. Gut möglich, dass die taz Genossenschaft nach dem Grundstück in der Friedrichstraße 21 auch das leer stehende Nachbargrundstück bekommt. Derzeit wird da noch urban gegärtnert.

Ruhrgebiet und Schlesien als Vorbild

Was aber wäre die Botschaft eines genossenschaftlichen Wohnbaus neben einer genossenschaftlichen Zeitung? Um diese Frage zu beantworten, reicht es nicht nur auf die Siemensstadt zu verweisen, man muss etwas weiter in die Geschichte des Städtebaus zurückblicken und darf dabei gerne auch über den Berliner Tellerrand hinausschauen. Die ersten Werksiedlungen in Deutschland entstanden in Bergbauregionen. Allerdings war die erste dieser Zechenkolonien, die 1844 begonnene „Kolonie Eisenheim“

der Gutehoffnungshütte Oberhausen, nicht für Arbeiter gebaut worden, sondern für Vorarbeiter und Meister. Heute ist die nahe dem Kulturzentrum Gasometer gelegene Siedlung ein Kleinod im ansonsten eher unwirtlichen Oberhausen.

Ein Beispiel für eine Siedlung der Bergleute findet sich in Nikiszowiec, ehemals Nikischschacht. Die Siedlung aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg ist mittlerweile saniert, die roten Ziegelfassaden glänzen in der Sonne, vor den Cafés schieben Männer Kinderwagen vor sich her und zeigen, dass es im ober-schlesischen Revier ein Leben nach der Kohle gibt. Nickischschacht, heute ein Stadtteil von Kattowitz, hat den Sprung in die Zukunft geschafft.

Räumliche Trennung

Stadtteilprägende Quartiere wie in der Siemensstadt sind allerdings eher die Ausnahme gewesen. Im Zuge der Industrialisierung ging der Trend nicht zum integrierten Quartier, sondern zur funktionalen und räumlichen Trennung. Nicht nur Kattowitz ist dafür ein Beispiel, sondern auch Berlin. Borsig etwa zog Ende des 19. Jahrhunderts von der Chausseestraße nach Tegel, der Name Borsigwerke der U-Bahn-Linie 6 zeugt noch heute davon, dass die Wege von der Arbeit bis zur Wohnung weiter wurden.

Allerdings gab es auch die Gegenbewegung. Lodz zum Beispiel wurde im 19. Jahrhundert zum Zentrum der Textilproduktion, ein „Manchester des Ostens“. Typisch für die Stadt, die erst mit der Industrialisierung aus dem Boden gestampft wurde, ist das unmittelbar räumliche Nebeneinander von Fabriken, Fabrikantenvillen und Werkswohnungen. Eine ähnliche Typologie der integrierten Industriestadt gibt es in Deutschland nur in Forst in der Lausitz, auch das ein Zentrum der damaligen Textilfertigung.

Weimarer Siedlungsbau

Demgegenüber fand der Siedlungsbau nach dem Ersten Weltkrieg vorwiegend auf den grünen Wiesen statt. BauherrInnen waren nicht mehr Unternehmer, sondern die Kommunen. Das Baugeschehen hatte sich von der Wirtschaft entkoppelt, auch deshalb, weil nach dem Krieg die Wohnungsnot so groß geworden war, dass Staat und Kommunen mit öffentlichen Geldern den Bau bezahlbarer Wohnungen ankurbeln mussten. Es war der Beginn des kommunalen und sozialen Wohnungsbaus in Deutschland. Von 1924 bis 1931 wurden alleine in Berlin fast 150.000 Wohnungen mit öffentlichen Mitteln gebaut – das entsprach drei Viertel des damaligen Baugeschehens. Bauträger waren Bauhütten und Genossenschaften, aus denen später die Vorläufer der heutigen Wohnungsbaugesellschaften wurden. Und auch des sozialen Wohnungsbaus, der in Westberliner Zeiten zum sozialdemokratischen Milliardengrab wurde.

An die Neue Heimat denkt Kalle Ruch aber sicher nicht, wenn er für die taz-Genossinnen und -Genossen nun auch noch ein Wohnhaus errichten will. Eher an die Anfänge in der Geschichte des Werkwohnungsbaus. Denn Kalle Ruch kann nicht nur rechnen, er hat auch ein soziales Gewissen. Vielleicht sind die taz-Wohnungen ja eine Entschädigung für die Gehälter, die ohne Erbe keine großen Sprünge mehr auf dem Berliner Wohnungsmarkt erlauben.

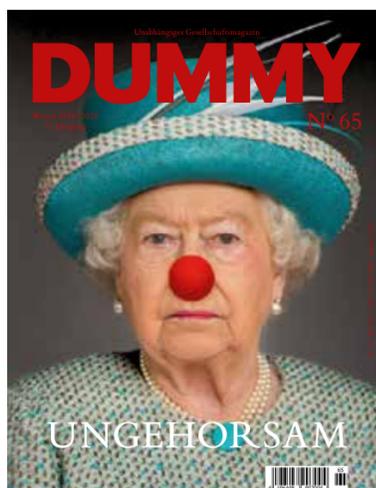
Uwe Rada, 56, ist Redakteur für Stadtentwicklung und freut sich mit Karl-Heinz Ruch seit Langem über die Wiederbelebung der südlichen Friedrichstraße.

Anzeige

Unabhängiges Gesellschaftsmagazin **DUMMY**

Winter 2019/2020 — 17. Jahrgang — Thema Ungehorsam

N° 65



Dieses Titelbild durften wir leider nicht drucken

Journalismus royal

Jetzt am Kiosk oder unter www.dummy-magazin.de

Der Pimmel über Berlin

Die Geschichte um das Kunstwerk von Peter Lenk an der Fassade des alten taz-Hauses steht pars pro toto für den Arbeitsstil des taz-Geschäftsführers Kalle Ruch

Von Peter Unfried

Ein überdimensionales Geschlechtsorgan ist ein leuchtendes Beispiel für die Art, wie der taz-Geschäftsführer Kalle Ruch seinen Job interpretiert hat. Es befindet sich seit ziemlich genau zehn Jahren an der Wand des früheren taz-Gebäudes an der Rudi-Dutschke-Straße und ist Teil eines Kunstwerks des Bildhauers und unbeugsamen 68ers Peter Lenk.

Dieser „Pimmel über Berlin“ wird offenbar von einer Flötistin nach oben gelockt, wie eine Schlange von einer Schlangenbeschwörer. Die Flötistin ist einer Verlegerin vom anderen Ende der Rudi-Dutschke-Straße nachempfunden: Friede Springer, weshalb das Kunstwerk offiziell „Friede sei mit Dir“ heißt. Die Pimmel-Schlange wiederum wurde Kai Diekmann zugeordnet, damaliger Chefredakteur des Boulevardblattes *Bild*. Lenks Kunstwerk sollte „eine Therapie für die sexuellen Obsessionen der *Bild*-Zeitung“ sein. Es war aber auch ein grandioser Mediencoup auf der Grundlage des historischen gesellschaftspolitischen Konflikts zwischen Gut und Böse – also taz und *Bild*.

Geschäftsführer Ruch hatte die Aktion nicht ausgeheckt und auch nicht die Kontakte hergestellt. Aber als eine von der damaligen Chefredakteurin Ines Pohl angeführte interne Widerstandsgruppe die sofortige Entfernung des Kunstwerks forderte, zeigte Ruch seine solitären Qualitäten: Das

erarbeitete Gespür dafür, was die taz ausmacht und was ihr nutzt. Und den eisernen Willen, das als richtig Erkannte, dann auch gegen alle Widerstände durchzusetzen oder wenigstens auszusitzen.

„Kalle Ruch hat nicht die Idee. Aber er zieht sie durch, selbst wenn er dann alle am Hals hat“, sagt ein langjähriger Weggefährte, „und der Erfolg gibt ihm recht.“ Bald schon standen ständig Touristengruppen unter Lenks Kunstwerk, besonders gern asiatische und italienische, kicherten und fotografierten die zum Springer-Hochhaus zeigende Wand, die plötzlich zur spektakulärsten außenarchitektonischen Sehenswürdigkeit rund um den Checkpoint Charlie geworden war.

Bei der taz standen Ruch und sein kongenialer Mitgeschäftsführer Andreas Bull anfangs eher am Rand. Während die Journalisten sich traditionell für verlegerische Innovation zuständig fühlten und gern und viel redeten, schwieg Ruch vor sich hin. Das war die Grundlage, um aus ihm den weisen Strategen und Jahrhundertverleger werden zu lassen, als der er heute dasteht. Er hatte schon früh gemerkt, dass das aus reinem Herzen kommenden Versprechen der Redakteure – ihnen einfach immer mehr Geld zu geben für die neueste Idee, mit der die Auflage aber diesmal wirklich wahnsinnig steigen würde – schlicht nicht stimmte.

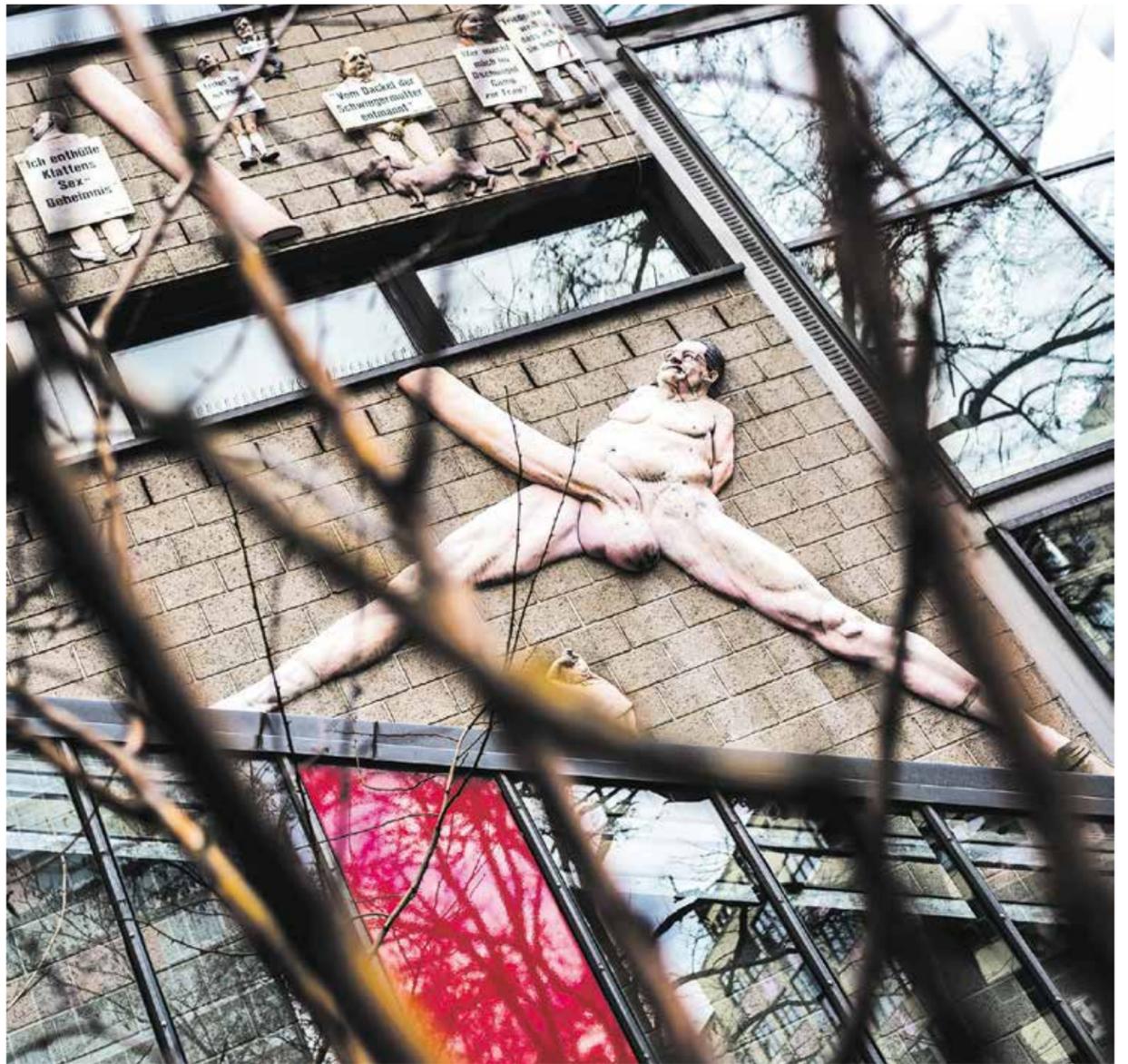
Kalle Ruch redete also eher wenig, das wäre auch nicht gut angekommen, damals.

Aber er konnte schon immer gut zuhören, aufsaugen, abwägen und die aufgesaugten Ideen und Konzepte, die er für gut hielt, in den Gremien und wohl auch seinen Küchengremien vorantreiben.

Die meisten Großen zünden ihre Superkracher am Beginn, Ruch reifte und reifte und brachte seine beiden größten Hits erst im zweiten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts heraus. Der eine war die Ankündigung, die taz werde bald schon nur noch samstags gedruckt erscheinen. So eine mutige Vorgabe hätte er sich früher gegen die Superchecker der Redaktion vermutlich nicht getraut.

Der andere war das neue Haus in der Friedrichstraße. Den Bau der dritten taz-Immobilie hat er nicht nur durchgezogen, es ist weitgehend seine Idee, sein Projekt und sein Herzblut – womit er schließlich auch die oben zitierte Ruch-Regel überwunden hat. Mit beiden Maßnahmen hat Ruch die Bedingungen und Chancen gewaltig verbessert, unter denen die taz die Transformation und Diversifizierung ihres alten Geschäftsmodells und ihrer traditionellen Kultur angehen muss.

Peter Unfried, 56, ist taz-Chefreporter. Als stellvertretender Chefredakteur von 1999 bis 2009 bekam er von Kalle Ruch viel zu wenig Geld für seine Ideen und Projekte, mit denen er die Auflage wirklich wahnsinnig gesteigert hätte.



Beliebt bei Besuchergruppen aus aller Welt: die Penis-Kunst am ehemaligen taz-Haus Foto: Karsten Thielker

Ruch redete nicht viel. Aber er konnte gut zuhören, aufsaugen, abwägen. Und die aufgesaugten Ideen, die er für gut hielt, in den Gremien und Küchengremien vorantreiben

Carl-Bruce von Lee-Clausewitz

Volle Kontrolle: Um seine Ziele durchzusetzen, vertraute er auf preußisch-buddhistische Kampfkunsttechnik

Von Tania Martini

Er ist eine Mischung aus preußischem Generalmajor und buddhistischem Kampfkünstler, aus Carl von Clausewitz und Bruce Lee. Und damit eigentlich ein Rolemodel für das moderne Management.

Was die Armeen von Chefdarstellern jedoch nicht wissen: So was lernt man nicht im Coaching. Kannst du noch so oft hingehen, am Ende stehst du da wie ein entkerntes Haus mit aufgeputzter Fassade. Leere, auf die du dann draufschauen kannst.

Blöd nur: Du wirst nichts mehr erkennen. Aber dein Gegenüber, es sieht dich und deine ganze geputzte Fassade, doch du wirst es nicht mal merken.

Ihm hingegen ist eine natürliche Grandezza eigen. Was nicht ohne Übertreibung gesagt werden kann, verkörpert er doch zugleich eine gewisse Technokratie. Kein Widerspruch, denn als Bruce Lee weiß er: „Just be ordinary and nothing special.“

Sollen doch die anderen eitel, kopflos, impulsgetrieben agieren. Was uns zu Carl von Clausewitz bringt: „Die Strategie ist ein Gebrauch der Streitkräfte.“

Also sorgt er dafür, dass es stets zwei Fraktionen gibt, die sich beschäftigen. Das verschafft ihm die Zeit und den Spielraum, seine Ziele durchzusetzen. Währenddessen kommuniziert er so wenig wie möglich. Das würde nur die Aufmerksamkeit der Fraktionen füreinander unterbrechen.

Und sind dann doch mal Gefühle im Spiel, ist es wieder Bruce Lee, der zu ihm spricht: „Ihr werdet leiden, wenn ihr eine emotionale Reaktion auf alles habt, was zu euch gesagt wird. Wahre Kraft ist es, sich zurückzulehnen und Dinge mit Lo-

gik zu beobachten. Wahre Macht ist Zurückhaltung. Wenn Worte dich kontrollieren, bedeutet das, dass alle anderen dich kontrollieren können. Atme und lasse die Dinge passieren.“

Denn was er weiß, aber die meisten im Raum nicht wissen: „Wenn du kritisiert wirst, dann musst du irgendetwas richtig machen.“

Hat er gemacht. Und wie.

Tania Martini ist Redakteurin im taz-Kulturreport, war von 2012 bis 2018 Teil des taz-Vorstands und hat noch nie einen Bruce-Lee-Film mit ihm geguckt.

Anzeige

Die taz ohne dich nicht denkbar!

Wir wünschen einen erfüllten Unruhestand

Foto: Karsten Thielker



der Freitag
Die Wochenzeitung

Das Kalle-Lächeln

Eine Rolle, die er gerne pflegte?
Die des wohlwollenden Begleiters
im Hintergrund

Karl-Heinz Ruch steht auf der Rudi-Dutschke-Straße, die vor ein paar Minuten noch Kochstraße hieß. Er hört dem damaligen Berlin-Chef Gereon Asmuth zu, zwischen den beiden stützt sich der Ex-Tazler Gerd Nowakowski auf ein Plakat mit dem Slogan „Bild lügt! Taz auch?“ Alle drei halten Bier in der Hand – es ist der Tag der Einweihung dieser neuen Kreuzberger Straße. Sie ist einem der Idole der Studentenbewegung des vorigen Jahrhunderts gewidmet: Rudi Dutschke, der am 24. Dezember 1979 an den Spätfolgen eines Attentats starb. Karl-Heinz Ruch hört zu, den Mund wie ein Strich, die Mundwinkel leicht nach hinten gezogen. Karl-Heinz Ruch hat wieder dieses Kalle-Lächeln.

Dieses Kalle-Lächeln steht für eine Rolle, die Karl-Heinz Ruch gerne pflegte bei solchen Projekten wie der Umbenennung der Kochstraße in Rudi-Dutschke-Straße. Der wohlwollende Begleiter im Hintergrund. Zweieinhalb Jahre hat das Dutschke-Projekt gedauert, bis die Rudi-Straße Vorfahrt hatte vor der Axel-Springer-Straße.

Das fing an bei der Idee. Es ging um die Sonderausgabe am 24. Dezember 2004 zum 25. Todestag Rudi Dutschkes. Da stellten Gereon Asmuth und ich uns die Frage: Warum erinnert nichts in Berlin an Rudi Dutschke? Und wir so: Straße! Schnell war ein Antrag zur Straßenumbenennung verfasst, den die taz dann an die zuständige Bezirksverordneten-Versammlung (BVV) Friedrichshain-Kreuzberg faxte (sic!). Zuvor musste Karl-Heinz Ruch den Antrag absegnen. Und Kalle nur – mit seinem Kalle-Lächeln: „Wo muss ich unterschreiben?“

Es folgten große Debatten. In der BVV hatten Grüne und Linkspartei den Antrag eingebracht, die SPD überlegte noch (bis heute?) – und die Kreuzberger 9-Prozent-Partei CDU war dagegen, sie hatten aber leider nur Kurt Wansner zu bieten. Kalle kam zu den Debatten in der BVV. Podiumsdiskussion im Kreuzberg-Museum. Kalle war da. Und dann, 2008, klar, bei der Einweihung. Da umarmte er Gretchen Dutschke. Und die taz, die im Rudi-Dutschke-Haus residierte, hatte nun die Postanschrift: Rudi-Dutschke-Straße.

Gut, auch nicht lange. Ein paar Jahre später beschloss Karl-Heinz Ruch mal kurz, ein Haus zu bauen, in der Friedrichstraße um die Ecke. Das ist noch etwas, was man von Kalle lernen konnte: Tradition ist wichtig, aber es ist nicht immer ein bestimmendes Handlungsprinzip für das Heute und Morgen.

Thilo Knott, 47, war von 2001 bis 2011 bei der taz – als Redakteur für besondere Aufgaben, Chef vom Dienst Seite 1 und Schwerpunkt-Ressortleiter. Er ging mit Kalle auf die Straße.

Der erste offizielle Besuch einer Bundeswehrinheit im Reichstag am 18. 10. 1990
Foto: Dietmar Gust



Der Bundi

Wer in den 80ern nicht zum Bund wollte, zog nach West-Berlin. Man durfte sich beim Elternbesuch nur nicht am Grenzübergang erwischen lassen

Von **Ulli Kulke**

Ob Kalle auch mal so ein Erlebnis hatte? Als ich in den 80er Jahren einmal per Anhalter über die Transit-Autobahn nach Berlin fuhr und am westlichen Kontrollpunkt Helmstedt der Mann vom Bundesgrenzschutz aus seinem Häuschen heraus die vier Insassen des BMW, alle irgendwie Anfang zwanzig, besonders scharf anschaute: „Na, meine Herren, wer von Ihnen muss denn noch zur Bundeswehr?“ Fünf Sekunden sagte niemand etwas, dann gab der Grenzer die Papiere zurück, grinste, und sagte: „Gute Fahrt.“ Bei mindestens einem im Auto war das Herz da ein wenig in die Hose gerutscht. Der Mann im Häuschen hatte seinen Spaß gehabt.

Es war nicht immer nur Spaß. Es soll vorgekommen sein, dass am Grenzübergang hinterm Busch die Feldjäger warteten und den einen oder anderen wehrpflichtigen, aber frohgemut nach Berlin abgehauenen Studenten einkassiert haben, wenn der Weihnachten zu seinen Eltern nach Wanne-Eickel oder Salzgitter fahren wollte. Und ab ging es gleich in die

nächste Kaserne. Kalle war ja auch so einer. Nur deshalb also kam Kalle damals, nach dem Abitur, nach Berlin – und deshalb später zur taz. Auch er gehörte zu dieser Drückeberger-Kolonie. Vielleicht war er ja auch ein bisschen stolz darauf, dass der frühere Bundesverteidigungsminister Kai-Uwe von Hassel diese Jungs einmal als

Auch Kalle gehörte zu dieser Drückeberger-Kolonie

„clevere Burschen“ bezeichnete. Mich hatte der Minister natürlich auch gemeint, den späteren Sport-Redakteur Matti auch, meinen Schulnachbarn, mit dem ich damals zusammen aus Braunschweig nach Berlin ging, um der Bundeswehr zu entgehen. Und, ganz nebenbei, auch an der FU Wirtschaft zu studieren, wo wir dann auch Kalle kennenlernten, der aus Salzgitter kam, gleich bei uns um die Ecke.

Der besondere Status West-Berlins, auf den auch die West-Alliierten Wert legten, sorgte

dafür, dass die Stadt Bundeswehr-frei blieb, bis zum Mauerfall 1989. Kein West-Berliner musste deshalb Wehrpflicht ableisten. Aber wer war West-Berliner? Und wer Bundesdeutscher? Wer da meinte, der Fall sei erledigt, wenn er nur nach dem Abitur nach Kreuzberg zog, dort eine Wohnung mietete und laut sagte „Ich bin ein Berliner“ – der konnte sein polizeiblaues Wunder erleben. In den 60er Jahren sahen sich von denen einige sogar verschlafen im Flugzeug nach Hannover wieder, nachdem sie in den frühen Morgenstunden aus ihrer Kreuzberger Hinterhof-Bleibe abgeholt worden waren. Das untersagten zwar sehr schnell die Alliierten, aber dann gab es ja immer noch die Feldjäger und ihren Busch hinter der Grenze bei Helmstedt-Marienborn.

Laut Wehrdienstgesetz galt für jeden, den das Kreiswehersatzamt – schon im Alter von 16 oder 17 – „erfasst“ hatte, als Lebensmittelpunkt der Ort, an dem seine Eltern wohnten, nicht aber sein Studienort. Auch dann nicht, wenn er sich polizeilich umgemeldet hatte. Wenn Papa und Mama also nicht nach Berlin mit umgezogen waren, hatte alles keinen Sinn, es sei denn, man blieb bis zum Alter von 33

nur in West-Berlin und trat seinen Urlaub über den Flughafen Schönefeld an (überallhin, nur nicht nach West-Deutschland). Manch einer sicherte sich doppelt ab, stellte zusätzlich einen Antrag auf Kriegsdienstverweigerung oder verwirrte die Wehrbehörden anderweitig, der eine mit Erfolg, der andere ohne.

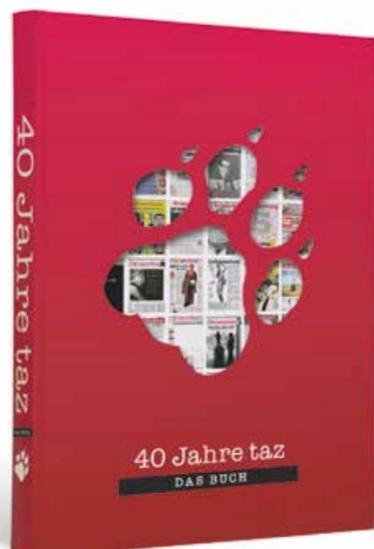
Andere aber blieben einfach cool und ließen es – als nicht anerkannte Neu-Berliner – drauf ankommen. Die Feldjäger saßen ja nun auch nicht immer hinterm Busch. Kalle war auch so einer. Er fuhr die Transitstrecke und holte hinter Helmstedt einfach tief Luft, Augen zu und durch. Kalle soll ja sonst auch ziemlich cool sein. Clever sind wir, wie gesagt, alle. Amtlich bestätigt, vom Minister.

Eins noch, Kalle: Wo ist eigentlich dein Wehrpass? Hast du ihn noch? Schau mal rein, was da alles so drinsteht, was man tun und lassen muss und was einem da blüht. Eigentlich musst du sofort zurück nach Salzgitter. Hättest ja jetzt auch Zeit. Aber psst.

Ulli Kulke, 67, war viele Jahre taz-Redakteur. Er wuchs in der gleichen Gegend auf wie Kalle – und drückte sich genau wie er um den Wehrdienst.

taz abo

taz.de/
print-abo



Immer noch zu haben – taz täglich in Ihrem Briefkasten.

Seit 40 Jahren ist die taz ein journalistischer und gesellschaftlicher Gegenentwurf: gegründet aus Überzeugung, getragen von einer Genossenschaft, durch alle Fährnisse gesteuert von **Kalle Ruch**.

Abonnieren Sie kritischen und unabhängigen Journalismus.

**Unser Dankeschön: 40 Jahre taz – Das Buch. 400 Seiten
Zeitgeschichte im Großformat.**

Das Abonnement der taz kostet 52,90€/Monat.

*Eine Prämie erhalten Sie bei Bestellung eines unbefristeten Abos zum Standard oder Politischen Preis mit einer Mindestlaufzeit von einem Jahr, zzgl. Porto bei Versand ins Ausland.

Aboprämie*: 40 Jahre taz Buch, während des „Deutschen Herbstes“ war die Zeit reif für eine Gegenstimme. Also wurde die taz gegründet, ohne Kapital und in Selbstverwaltung. Unser 40-Jahre-Buch ist voller Geschichte, Geschichten und außergewöhnlicher Titelblätter. Großformat, Hardcover gebunden, 400 Seiten.

„Es kommt darauf an, dass man etwas macht“ hört man überall in Strodehne. Ein Besuch in der Havelgemeinde, die seit über 20 Jahren Kalle Ruchs zweite Heimat ist

Den Heiner kennen alle



Von **Edith Kresta** (Text) und **Stephanie Steinkopf** (Fotos)

Um die 40 Leute haben sich eingefunden im Festsaal des Gasthofs „Stadt Berlin“ in Strodehne. Zum Jubiläum, „Zwanzig Jahre Haveland-Brücke“, wird ein TV-Film aus den 90er-Jahren gezeigt. Er dokumentiert den Widerstand der Strodehner gegen die Einstellung des Fährbetriebs über die Havel 1997. Man kommentiert die Kampfeslust von damals, freut sich über das jugendliche Erscheinungsbild der Mitstreiter, die man alle kennt, über die damalige Haartracht, bevorzugt ein lockerer, fransiger Stufenschnitt.

Der Gasthof „Stadt Berlin“, ein Betrieb in dritter Generation, ist ein Glücksfall: Einkehrmöglichkeit Treffpunkt, Dorfmittelpunkt. Nur wenige Dörfer in Brandenburg können noch damit punkten. Fred Heinrich macht den Schankbetrieb in der Traditionswirtschaftsstube mit Kachelofen, Holzverkleidung, alten Schwarz-weiß-Fotos vom Dorf. Seine 87-jährige Mutter kocht. Auf dem Speiseplan steht heute Eisbein mit Kohl und Kartoffeln. „Das ma-

chen wir zweimal im Herbst, zweimal im Frühjahr“, sagt der zugewandte Wirt. „Alle 40 Plätze sind ausgebucht.“

Strodehne mit seinen 263 Einwohnern liegt im Kreis Havelland an der Grenze zu Sachsen-Anhalt. Ein fast durchgängig restauriertes Backsteinensemble. Sicherlich landete auch Theodor Fontane auf seinen Streifzügen durch die Mark Brandenburg irgendwann hier. Karl-Heinz Ruch jedenfalls hat hier seit 20 Jahren seinen Landsitz. Alle kennen Heiner, so wird er hier genannt.

Der Ort ist umgeben von Wasser mit Rastplatz am Ufer der Havel und einer Badestelle. Direkt angrenzend ist das Naturschutzgebiet Gülper See, ein Vogelparadies, in dem Graugänse überwintern, Seeadler und Rotmilane kreisen. Der Naturpark Westhavelland wurde 2014 zum ersten Sternepark Deutschlands erklärt. Die Region ist wenig besiedelt und die geringe künstliche Beleuchtung lässt die Sterne strahlen.

An diesem regnerischen Novemberwochenende ist Herbstputz in Strodehne. Die Bürger

treffen sich auf dem Dorfplatz, um gemeinsam „Laub und was sonst so anfällt aufzuräumen. Das fördert den Austausch“, sagt Elke Melkus, die sich trotz schlechtem Wetter für den Dorfeinsatz rüstet. Land-Blues im grauen November? „Es kommt darauf an, dass man was macht“, sagt Elke Melkus, die früher eine Kunst-Eventagentur führte. Eine Aussage, die hier öfters fällt. Ihr Ehemann, der Künstler Michael Ilg, bietet Kräuterwanderungen an, organisiert zusammen mit dem örtlichen Fischer Bootstouren auf der Havel, auch Paddeltouren mit Gesang.

Das Paar lebt seit 1999 hier. „Botanische Botschaft“ heißt ihr Backsteinhaus. Sie kommen – wie die meisten Zugezogenen – aus Berlin. Strodehne hat sich immer mehr zu ihrem Lebensmittelpunkt entwickelt. In ihrem geschmackvoll renovierten Haus mit Naturgarten bieten sie zwei Ferienwohnungen an.

In Strodehne scheint die Integration zu klapfen. Es gibt ein reges Dorfleben. Skatrunden in der „Stadt Berlin“, einen Billardsalon, Sportverein,

die freiwillige Feuerwehr und einen Heimatverein, der im Festsaal des Gasthofes hin und wieder Filme zeigt, wie die Diskussion um den Fährbetrieb. Ein Bilderbuchort? „Auf jeden Fall kommen viele junge Familien aus Berlin und dem Umland hier her, um Häuser zu suchen“, sagte Elke Melkus. „Aber das ist inzwischen aussichtslos.“

„Es gibt bei unseren Aktivitäten viele Schnittmengen zwischen Zugezogenen und Eingesessenen, sagt die Künstlerin Gabriele Konsor, die gleich neben der „Botanischen Botschaft“ wohnt. Auch sie kommt aus Berlin und seit 20 Jahren hierher. „Die Leute in Strodehne sind aufgeschlossen“, sagt sie. „Ein Ort am Wasser eben, den Austausch mit Fremden gewohnt.“ Gabriele Konsor muss es wissen. Sie ist inzwischen Ortsvorsteherin zusammen mit zwei Alteingesessenen. Ihr Ziel: den Strodehner Geist pflegen und erhalten.

Zum Beispiel mit dem Kunstprojekt „landmade. Kulturversorgungsraum“. „Wenn zeitgenössische

Müde bin ich, geh zur Ruh-Klappen zu: Malerisch ist es im Brandenburgischen

Fortsetzung von Seite 35

Kunst ein Brandenburger Dorf ins Zentrum des Geschehens stellt, trifft sie auf eine heterogene Gesellschaft von Bewohnern, die mehrheitlich wenig Bezug zu aktuellen Kunstdiskursen hat“, sagt Konsor. Um nicht wie ein Ufo in abgehobener Sphäre zu agieren, müsse man sich neue Formate einfallen lassen: In Strodehne haben Künstler*innen und Dorfbewohner*innen gemeinsam die Kittelschürze neu entdeckt, neu designt.

In der Projektbeschreibung steht dazu: „Ihre Gegner verachten sie als Merkmal eines rückständigen (Haus-)Frauenbildes, ihre Befürworter finden sie praktisch, erfreuen sich an ihren bunten Mustern und ihrer heimlichen Sinnlichkeit oder schätzen sie, weil sie ähnlich einer Uniform ihre TrägerInnen gleich stellt“. Der Öffentlichkeit präsentierte sich das „Strodisign“ in einer Schau auf dem Dorfplatz, bei der die Kittelträgerinnen als Models auftraten.

Der Strodehner Geist lebt, das Projekt geht weiter, grenzüberschreitend nach Schottland: „Kittelmuster treffen auf Schottenkaro, weiblich auf männlich, Arbeitskleid auf repräsentative Tracht“, erklärt Gabriele Konsor das Projekt. „Die traditionellsten Kleidungsstücke der zwei europäischen Regionen, Kittelschürze und Kilt, werden zu einem Kittel-Kilt-Partnerlook vereint.“

Nicht nur der Geist der Kunst, auch Körperkultur wird in Strodehne gepflegt: „Ob Fasten,



Hier kann man alt werden: Blick auf den Ortskern von Strodehne

liches Korsett. In mühevollen Gesprächen mit Flächeneigentümern und Gemeinden hat er es geschafft, dass 90 Kilometer der Unteren Havel renaturiert werden. Dass der Fluss wieder mäandert und Brutgebiet für Vögel und Laichplatz für Fische ist. Dafür bekam er im August den Brandenburger Naturschutzpreis.

„Ich bin an und auf der Havel aufgewachsen“, erzählt er. „In meiner Kindheit sind wir im Frühling an den überschwemmten Wiesen mit den hohen Weiden herumgestrolcht. Daher kommt meine Liebe zur Havellandschaft. Als die Schifffahrt nach der Wende zusammenbrach, hatten wir neue Optionen. Der Verzicht auf die weitere Nutzung der Havel als Bundeswasserstraße war eine wichtige Weichenstellung.“ Zusammen mit dem Fischer Wolfgang Schröder – „mein Freund“, sagt Buchta – organisiert er Bootstouren durch die verzweigte Flusslandschaft, wo Wasser- und Watvögel, Fischotter und Biber grüßen.

Den Fischer findet man, wenn man bis ans Ende des Sackgassendorfes Strodehne läuft, etwa zwei Kilometer durch die jetzt braunen Felder bis zu einer schilfbewachsenen Auenlandschaft. „Man muss noch mehr machen“, sagt Wolfgang Schröder. Und fischt – groß und breitschultrig – Wollhandkrabben aus dem blauen Plastikbottich. Schröder ist das Flaggschiff von Strodehne: Er führt einen alteingesessenen Betrieb in vierter Generation und macht einen aussterbenden Job mit viel Arbeit und wenig Freizeit. „Und nicht dem Verdienst, den man sich vorstellt.“

Der Tourismus spielt für Wolfgang Schröder daher eine große Rolle. „Die Leute essen hier und kaufen Fisch, ich mache Bootstouren auf der Havel und Erlebnisfischen. Und ich mache viel mit dem Nabu zusammen, zur Renaturierung. Deshalb kommen häufig Gruppen zu Bootsfahrten her.“ Schröder kauft fast keinen Fisch dazu, sondern versucht mit seinem Fang Produkte herzu-

stellen, die vermarktungsfähig sind. „Die Kundschaft wächst, weil sie wieder mehr regionale Produkte schätzt. Das hat auch etwas mit dem Zuzug aus Berlin zu tun.“

Zu den Zugezogenen aus Berlin gehört auch Karl-Heinz Ruch: „Ich kenne den Heiner schon seit mehr als 24 Jahren“, sagt Wolfgang Schröder. „Der hat bei mir Eier gekauft. So sind wir in Kontakt gekommen, auch weil unsere Kinder gleich alt sind. Wir haben schon eine Menge zusammen gemacht. Ich habe ihm auch die Fensterläden am Haus gezimmert. Er wollte ja unbedingt die tazze darauf haben.“

Am nächsten Tag will er mit Karl-Heinz Ruch und einem Koch aus Rathenow zu einer Teigwarenmanufaktur fahren. Zusammen wollen sie Krabben-Tortellini produzieren und vermarkten – der Koch, der Fischer und der Kaufmann. Eine vielversprechende Gespann.

„Die Entscheidung mit dem Haus in Strodehne habe ich nie bereut“, sagt Karl-Heinz Ruch. „Ich war nie mit meiner Familie in Mallorca, allenfalls haben wir einen taz-Kollegen, etwa Werner Raith in Italien, besucht. Ich habe das Reisen nie vermisst.“

Jetzt will er ganz nach Strodehne ziehen. Und wie man sieht nicht ohne Geschäftsidee. Es kommt eben darauf an, dass man was macht.

Edith Kresta ist Leiterin der taz-Kleinressorts. Sie benedikt Kalle seit Jahrzehnten für sein stoisches Beharrungsvermögen.

Havel-Bootstouren, Basen-Fasten, Kunstprojekte, ein Sternepark – Strodehne bietet auch Besuchern viel

gesunde Ernährung oder (Wieder-)Entdeckung der Natur, ich begleite Sie gern in meinen Seminaren oder bei Wanderungen. Oder möchten Sie einfach mal entspannen, Ruhe finden und Urlaub machen?“, schreibt Marion Werner auf ihrer Website. Marion Werner lebt seit 18 Jahren hier. Ihr Angebot reicht vom Basen-Fasten bis Sterne gucken.

„Es kommt darauf an, dass man was macht“, sagt auch Rocco Buchta, Flussexperte des Nabu und Leiter des Havel-Projekts Renaturierung. Seine Vision: eine frei fließende Havel ohne künst-

Tipps für Strodehne

Wohnen

Die Botanische Botschaft vermietet zwei Apartments und bietet Touren an, Tel.: 03 38 75-9 09 87. www.havel-natur-erleben.de/strodehne/ Unterkunft, Fasten, Ernährung bei Marion Werner, Tel.: 03 38 75-9 01 92, www.marion-werner.de

Essen

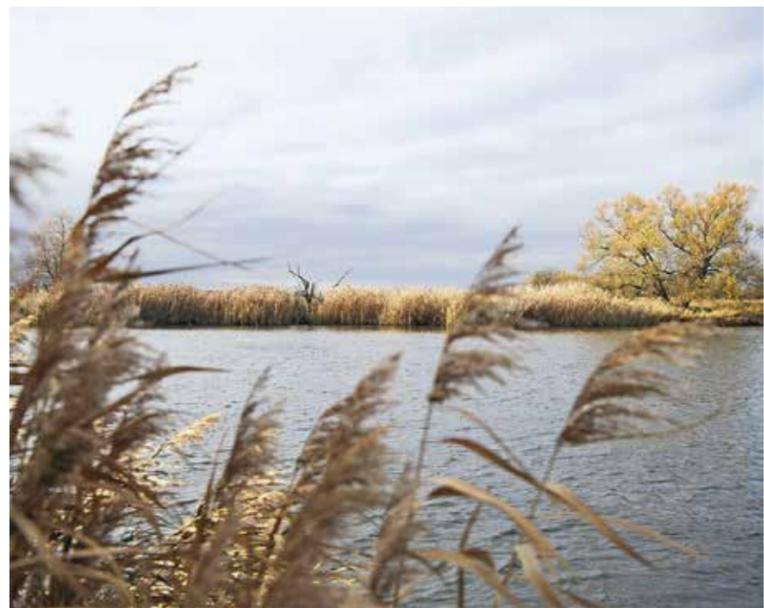
Frischen Fisch verkauft Wolfgang Schröder. Er bietet auch Zugnetzfischen auf dem Gülper See an. www.fischerei-schroeder.eu

Naturschützen

Der Nabu versucht aktiv, die Havel wieder ins Gleichgewicht zu bringen. www.nabu.de



Sozialer Mittelpunkt eines vielfältigen Dorflebens: der Gasthof „Stadt Berlin“



Lebensader eines Dorfs: Die Havel bei Strodehne

reisen

REISEN 2020
Der neue Reisekatalog – druckfrisch!

www.unterwegs.eu - Tel. 05 31 - 34 74 27

anders reisen
POLARLICHTREISE ----- Finnland
----- thewhiteblue.de

griechenland
Musisch-Kulturell und speziell günstig überwintern bei freier Nutzung des Zitrusfrüchtegartens, des Konzertflügels, der Klaviere, des Cellos uvm., (auch Alt/Neugriechisch lernen) in hochkarätiger geselliger Atmosphäre mit Gleichgesinnten im „Garten der Museen“ in 1-2-Zimmer-Wohnungen direkt am Strand im schönen Dorf am Golf von Korinth, zwei Autostunden von Athen entfernt. www.idyllion.eu Kontaktieren Sie uns auch eventuell mit Ihrem eigenen kulturellen Beitrag-Vorschlag
☎ 00 30 210 34 61 034,
mobil 0030 69 72 26 33 56

großbritannien

London Kl. Wohnung, Altbau, hell & gemütlich, sehr gute Bus- & Bahnanbindung, 2 - 14 Nächte, für Nichtflieger.
www.londonwohnung.de,
☎ 0221/5102484

polen

Masuren und mehr erleben: Rad-, Kanu-, Wander- und Naturreisen in Polen und im Baltikum. Fordern Sie unseren neuen Katalog für 2020 an! in naTOURa Reisen,
☎ 0551 - 504 65 71,
www.innatoura.de

reisepartnerIn

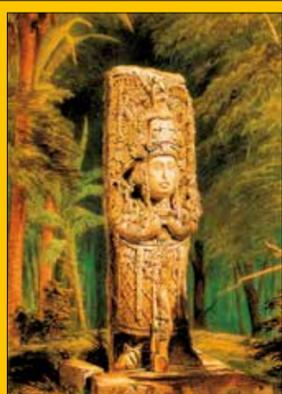
Urlaubs-Wohn-Projekt BuenVivir La Palma (Kanaren) erweitert sich! Lust auf einen gemeinschaftlichen Urlaubs-wohnsitz mit Freunden, Sonne und Meerblick?
Infos www.BuenVivir.casa

skireisen/skitouren

Bergell/Oberengadin, Schweiz. Gegeführte Skitourenwoche vom 8. bis 15. Februar und vom 14. bis 21. März 2020. Ferien- und Bildungszentrum Salecina, 7516 Maloja,
☎ 0041 81 824 32 39,
www.salecina.ch

John Lloyd Stephens: Reiseerlebnisse in Centralamerika, Chiapas und Yucatan

Der Jurist erhielt 1839 von US-Präsident Van Buren den Auftrag, den politischen Zustand der Zentralamerikanischen Föderation zu untersuchen, eines Staatenverbundes aus fünf mittelamerikanischen Ländern. Auf seiner neun Monate dauernden Reise durch die von Bürgerkriegen zerrissenen Länder unternahm er – gemeinsam mit dem Zeichner Frederick Catherwood – die erste wissenschaftliche Erforschung der Maya-Ruinenstätten von Copán, Palenque und Uxmal und untersuchte ausführlich die Streckenführung für den seit der »Conquista« erträumten Nicaragua-Kanal.



ISBN 978 3 941924 04 8, 968 Seiten, Leinen im Schutzumschlag. Erweiterte Neuausgabe auf der Grundlage der amerikanischen Erstausgabe von 1841. Mit 10 Karten, vielen Hintergrundinformationen, einem umfangreichen Register und über 100, teils farbigen Abbildungen von Frederick Catherwood und anderen. 49 € (D). In jeder Buchhandlung oder unter www.verlag-der-pioniere.de

taz shop

Stiftehalter ~~Horst~~ Kalle

Eine Institution, eine singuläre Erscheinung, ein Glücksfall für jedes Büro. Mit solider Basis und überraschendem Überbau. Steht aktuell leider nicht mehr zur Verfügung.



10% Rabatt für taz-AbonentInnen & taz-GenossInnen

taz Shop | taz Verlags- und Vertriebs GmbH | Friedrichstraße 21
10969 Berlin | T (030) 25902138 | tazshop@taz.de | www.taz.de/shop



Des Fischers Drinnen ist draußen: Wolfgang Schröder auf einem seiner Boote

Der See gibt

Wolfgang Schröder ist der Fischer von Strodehne im Havelland. Er wollte nie etwas anderes sein. Einst gehörte der ganze Gülper See den Schröders, heute ist er Naturschutzgebiet

Von **Waltraud Schwab** (Text) und **Stephanie Steinkopf** (Fotos)

Als Fischer in vierter Generation ist Wolfgang Schröder mit den Fischen auf Du und Du. Aber wortkarge Menschen schätzt er als Freunde auch sehr.

Draußen: In Strodehne im Havelland ist mehr Himmel als Erde. Als wäre der Horizont nach unten gerutscht, trennt er kurz vor der Dämmerung ein violettgraues Firmament von schlammgrauem Wasser. Auch das herbstliche Land schmiegt sich von unten an den Horizont, mit allen Farben zwischen Graugrün und Braun. Dazu niedrige Häuser aus Backstein, manche in erdigen Tönen angestrichen, andere mit Fachwerk. Eines der Häuser gehört Kalle, Schröders Freund. Von dort sind es noch zwei Kilometer auf einem Plattenweg zu ihm. Seine Fischerei liegt am Gülper See.

Drinnen: Des Fischers Drinnen ist draußen. Denn sobald Schröder aufgestanden ist, mit seiner Frau, „die auf dem Amt arbeitet“, gefrühstückt hat, geht's mit dem Kahn aufs Wasser. Im Sommer um vier Uhr, jetzt im Winter um sieben. Der Kahn ist schlicht, zehn Meter lang, drei Bänke zum Sitzen, ein Motor. Ein wenig angerostet ist das Boot, liegt aber weich im Wasser. Schröder besitzt noch andere, aber weil dienstags keine Schleppnetze eingezogen werden, nimmt er heute dieses. Nicht sehr tief ist der Gülper See, aber 500 Hektar groß: fünf Kilometer lang, einen Kilometer breit, der größte See im Havelland. Einer ohne Bebauung am Rand, „Vogelschutzgebiet“. Das Wort ist ein vollständiger Satz.

Elemente: Schröder wollte nie etwas anderes machen. „Draußen sein“, sagt er. „Die Luft“, sagt er. Sein Kinderwagen war das Boot. Dort wurde er geschaukelt. Schwimmen hat er früh gelernt. „Lieber bin ich auf dem Wasser als im Auto“, sagt er. Er ist jetzt seit 52 Jahren am, im und auf dem Wasser. Gekentert

sei er schon – auch im Winter. Sieben, acht Grad hat das Wasser heute, schätzt er. Über den Gülper See sagt er: „Der ist sehr produktiv. Der See produziert viel.“ Brassen, Hecht, Karpfen, Plötzen. Sein Lieblingsfisch ist der Schleie. „Der See gibt.“

Die Fischerei: Schröders Urgroßvater war Fischhändler in Brandenburg. Im Jahr 1900 kaufte er den ganzen Gülper See und ließ das Haus bauen, dort, wo der See in die Havel fließt. Aber schon 1913 wurde der Urgroßvater enteignet, weil der preußische Staat eine Wasserstraße durch den See plante. Die Fischereirechte konnte er behalten. „Ein Glück“, sagt Schröder heute, „sonst wäre die Familie 1945 in der neu gegründeten DDR ganz enteignet worden. „Dann wären wir nicht mehr hier.“

Die Genossenschaft: 1960 wurden die Fischereien in der DDR vergenossenschaftlicht. „Aber 1989 war damit wieder Schluss.“ Auch Schröders Fischerei ging an die Familie zurück. Schröder bedauert, dass die Genossenschaft nach der Wende zerschlagen wurde. „Viele wollten schnell Geld machen“, sagt er. Habe nicht so geklappt. Vom

Fischverkauf wird man nicht reich, von den 34 Fischern von damals arbeiten heute nur noch 14 hauptberuflich. Alles wäre gemeinschaftlich einfacher gewesen, Vertrieb, Verarbeitung, sagt Schröder. Heute seien die großen Produktionsanlagen der Genossenschaft verschrottet. Jetzt muss jeder Fischer selber dafür sorgen, dass sein Laden läuft, dass er Platz und Kapazität hat, um Fische auszunehmen, dass er Händler kennt, die ihm die Tiere abkaufen.

Events: Und ständig, sagt Schröder, müsse er sich jetzt Sachen einfallen lassen, um seine „Produktpalette“ zu erweitern. Einen Imbiss hat er auf dem Gelände, Fisch kann man in dem kleinen Laden kaufen. Events müsse er sich ausdenken, Bootstouren, „Hörspielkino unterm Sternenhimmel“. Sternenhimmel? „Ja, Sternenhimmel.“ Da liegen die Leute in Liegestühlen und hören zu. „Strodehne ist ein dunkler Ort“, sagt er.

Fische fangen: In Schröders Hof stehen die Tanks, in denen der Fang frisch gehalten wird. In einem sind riesige Welse. In anderen sind Flusskrebse und Krabben. Auch Reusen hängen im

Hof, jetzt im Winter werden sie repariert. Nur mit Schleppnetzen wird in dieser Jahreszeit Fisch gefangen. Schröder hat Fischereirechte nicht nur im Gülper See, auch für Havel und Elbe. Es ist schwere Arbeit, sagt er. „Zehnstundentag.“ Den Job könne man zwar lernen, aber nicht ohne Herzblut machen. Zu dritt halten sie den Betrieb am Laufen. Er bedauert, dass er für diese schwere Arbeit nicht die gebührende Anerkennung gibt.

Freundschaften: Strodehne hat 263 Einwohner und Einwohnerinnen. Man hilft sich, sagt Schröder. Sein Bruder ist Elektriker und wohnt auch auf dem Fischereigelände. Es gibt einen Klempner, einen Tischler, eine Kneipe im Dorf. Schröder war früher Volleyballspieler. „Wenn ich Hilfe brauche, rufe ich an. Das passt schon.“ Kalle ist auch ein Freund. „Seit 24 Jahren kennen wir uns.“ Für ihn beantwortet Schröder all diese Fragen, obwohl er die Hälfte von ihnen unnötig findet. Manchmal hilft Kalle, fährt mit Schröder raus, um Fische einzuholen. Aber: „Ein Fischer ist an ihm nicht verloren gegangen“, sagt er. Wenn sie auf dem Boot seien, würde nicht viel geredet. Mit Kalle sei

schweigen leicht. „Der redet ja nicht.“

Waschbären und Co: In einem der Tanks auf dem Fischereigelände sind die Wollhandkrabben. Vor 100 Jahren sind sie eingewandert aus China, gerade machen sie in den Medien Furore. Selbst im Berliner Tiergarten werden sie mittlerweile aus den Seen geholt, weil sie allen anderen Kleintieren den Garaus machen. Die Krabben gelten als Delikatesse, chinesisch- und russischstämmige Händler fahren zu Schröder aufs Land, um ihm den Fang abzukaufen. Den Hype um die Wollhandkrabben versteht Schröder nicht so. Andere invasive Arten seien schlimmer. Der Waschbär etwa, der fängt alles Obst von den Bäumen gefressen. Und Minks, die fressen alle Bodenbrüter und Reptilien. Es sei ein Elend. Schröder fängt Waschbären in Lebendfallen und bringt sie dann zum Jäger. Nur der darf sie erschießen. Schröder nicht, er hat keinen Jagdschein. Fast jede Woche geht einer in die Falle.

Klimawandel: „Ich arbeite in der Natur“, sagt Schröder. Das Wasser im See sei noch nicht umgekippt in den heißen Som-

mern, aber er sehe die Algen, sehe, dass es grün wird, sehe den sinkenden Wasserstand. Es sind mehr Welse im Wasser jetzt, mehr Karpfen, die kämen mit wärmeren Temperaturen besser zurecht.

Monokultur: Ein Problem seien auch die Sandstürme. „Wir haben sie hier im Frühjahr und im Herbst“, sagt Schröder. Die Leute würden schimpfen, aber er sage ihnen, sie hätten es selbst so gewollt: „Sie haben riesige Ackerflächen an einen Holländer verpachtet, der nur Mais anpflanzt, jedes Jahr auf den gleichen Flächen. Der Boden ist kaputt und wird mit Dünger und Pestiziden noch kaputt.“ Die obere Erdschicht, die fruchtbarste eigentlich, werde bei den Sandstürmen auf die Wasserflächen geweht und düngte den See, was schlimm sei. Schröder hofft jetzt, dass der neue Agrarminister in Brandenburg die Weichen für nachhaltigere Landwirtschaft stellt. „Wir leben mit der Natur“, sagt er, „Ich beobachte sie genau.“

Waltraud Schwab ist Redakteurin der taz am Wochenende. „Alles fließt“, ruft sie Kalle zu, von Fisch zu Fisch.

Manchmal hilft Kalle, fährt mit Schröder raus, um Fische einzuholen. Aber: „Ein Fischer ist an ihm nicht verloren gegangen“, sagt Schröder



Die Wollhandkrabbe ist ein Einwanderer in Strodehne. Genau wie Kalle

Anzeige

LATEIN AMERIKA
NACHRICHTEN

// SOLIDARISCH
// KRITISCH
// UNABHÄNGIG

JETZT EIN JAHRESABO VERSCHENKEN!
Monatszeitschrift für Politik, Kultur und Gesellschaft
www.lateinamerika-nachrichten.de



Kartoffeln für einen unabhängigen Journalismus – Alltag in der Kantine in der Wattstraße Foto: Günter Zint

Wider den Skorbout

Vom Alufolien-Döner zum Do-it-Yourself-Ratatouille, vom ewigen Apfel-Crumble bis zur Saisonkarte im eigenen Restaurant: Die kulinarische Geschichte der taz ist eine Geschichte der permanenten Verfeinerung

Von Jörn Kabisch und Manfred Kriener

Am Anfang war das Fleisch, und das Fleisch hing am Spieß. Es wurde von Schnauzbärtigen gegrillt, die es mit Salatkrümern in Brotviertel stopften und mit Knoblauchsoße besprenkelten. In der guten alten Wattstraße, wo die taz in den 80er Jahren ihre Redaktionsräume hatte, gab es zwei, drei Türken um die Ecke, die man jederzeit anrufen konnte, um, sagen wir, 34 Döner zu bestellen. Er war das Grundnahrungsmittel: sättigend, dem monatlichen Salär (800 Mark) angemessen und zu den Gründungszeiten der Zeitung auch noch ein bisschen multikulti.

Für die Massenverköstigung der taz rückten die Schnauzbärtigen den Spieß allerdings gefährlich nahe an den rotglühenden Grill heran, damit das Fleisch schneller briet. Es zischte, Flammen züngelten, Kanzerogene wirbelten durch die Berliner Luft. Dann wurden angekohlte Fleischstreifen abstrahiert, zu Bergen getürmt und in Brottaschen gesteckt. Die 34 Döner landeten, von Alufolie umschlungen, in Dutzenden Plastiktüten. Die Kostlichkeit wurde im individuellen Essbereich zwischen Tickerschlangen, Aschenbechern und Schreibmaschinen direkt am Arbeitsplatz gierig verschlungen.

Als einziges Getränk wurde „Politik in der Tasse“ geschlürft – ultrascharf gerösteter Nicaragua-Kaffee, der in schlafsackgroßen Filtern gebrüht wurde. Die XXL-Kanne hatte Form und Größe eines Atomkraftwerks und stand auf einer Warmhalteplatte, wo die Sandino-Dröhnung fröhlich vor sich hin köchelte und langsam in Teer überging. In den Schreibtischschubladen der Belegschaft lagen die zugehörigen Rennies: Magensäurebinder von Bayer. Magenschleimhäute hatten im politischen Kampf nicht höchste Priorität.

Plünderungen waren die Regel

Die Geschichte der Verfeinerung ist selten stringent. Sie ist von Rück- und Seitwärtsschritten geprägt. Und manchmal ist sie so undurchsichtig wie die Vorgänge in einem Schmortopf. Man füllt ihn mit Inhalt, setzt ihn bei geringer Hitze in den Ofen, in der guten Hoffnung, dass sich irgendwann das Gericht mit appetitlichem Geruch meldet. Für die taz lässt sich immerhin sagen: Die Verfeinerung setzte ein.

Irgendwann gab es Vollkornbrot. Der Ökologieredakteur karrte täglich 20 Exemplare aus der Neuköllner Bäckerei Mehlwurm heran. Im Kühlschrank der Ökoredaktion lagen Wurst und Käse. Das sprach sich schnell herum, Plünderungen waren die Regel. Am Kühlschrank arretierte Hassbotschaften an die Wursträuber blieben wirkungslos. Einige Redaktionen taten sich schließ-

lich zusammen und organisierten mit tägliche Einkaufstouren bei Kaiser's.

Unbestrittene Höhepunkte dieser Anfangsjahre waren Prozessgewinne von Christian Ströbele. Nach juristischen Triumphen in einem der unzähligen Beleidigungsverfahren schleppte der taz-Anwalt kistenweise Brötchen und Aufschnitt in die Wattstraße und servierte der gesamten Belegschaft eines seiner üppigen Frühstücke, inklusive Räucherlachs und Leberpastete, Trauben und Ananas. Die Belegschaft schlang, als gäbe es kein Morgen – und keinen Redaktionsschluss. Die Ströbelebuffets gelten als der kulinarische Urknall der taz.

Was folgte, war eine lange Do-it-yourself-Phase. Eine Zeit voller Schweiß und Tränen. Auch Redakteure standen an den Töpfen.

Mitte der 80er-Jahre wurde eine Kantine installiert. Gleich kam Schadenfreude auf. „Wenn das Gesundheitsamt davon Wind bekommt, machen die den ganzen Laden dicht.“ Doch es funktionierte. Morgens wurde ein Frühstückchen angeboten. Die KöchInnen schnippelten Obstsalat gegen den in der taz weit verbreiteten Skorbout. Sie waren um acht Uhr immer die ersten, konnten folglich Buch führen, wer nach gemeinsam verbrachter Nacht zusammen in der Wattstraße aufschlug. Mittags gab es zwei gut gekochte Gerichte, eines war schon damals vegetarisch.

Der Erfolg war überwältigend, nach zwei Wochen konnte sich niemand mehr an die Zeiten des kulinarischen Tiefflugs erinnern. Plötzlich wurden angebetete Stars geboren, direkt am Herd. Ulrike Halbrock stemmte die Anfangsjahre mit souveräner Gelassenheit. Mit Claudia Mussotter betrat erstmals eine ausgebildete Köchin die Wattstraße. Einzelne Redakteure halfen ihr während der morgendlichen Redaktionskonferenz beim Kartoffelschälchen. Claudia konnte der Flüchtigkeit einer Gemüsebeilage den Anschein von Feierlichkeit verleihen. Oder Norbert Thomma: Wenn Herr Thömmes morgens mit seiner Spätzlemaschine unterm Arm auftauchte, ging ein Raunen durch die Abteilungen.

Indes: Die Küchenleute stöhnten. Sie hatten nur einen normalen Vier-Platten-Küchenherd, sollten aber täglich 50 Essen kochen, ebenso waren die Kühlmöglichkeiten minimal. Als die Herdplatten ausfielen und nur noch der Backofen zur Verfügung stand, kochte Kollege Thomma zu Hause am Lausitzer Platz riesige Nudelportionen, die er mit Rucksack und Plastiktüten in die Wattstraße schleppte, wo er daraus im Backofen einen feinen Nudelaufwurf mit Salat zauberte. Herrlich!

Immer neue Küchenbullen versuchten sich an den taz-Töpfen, darunter

echte MeisterInnen, gelegentlich aber auch welche, die sich nur dafür hielten. Die hackten ein bisschen Gemüse, warfen es in einen Bottich, kochten es ein paar Stunden und nannten es Ratatouille. Die Fluktuation war hoch, und nach dem Umzug 1989 in die Kochstraße wurde die Nahrungsaufnahme zum täglichen Vabanque-Spiel. Das Ende der Kantinezeit war besiegelt.

Das Parterre des taz-Hauses in der Kochstraße wurde an ein Restaurant vermietet, das fortan den Mensadienst übernahm: erst das „Blumhagen“ und ab 1995 das „Sale e Tabacchi“. Eine denkwürdige Phase, denn diese Lokalitäten waren *très chic*.

Bis 2007 waren die Edelrestaurants der Futtertrog der Belegschaft. Zur Mittagszeit konnte man bestaunen, wie die tazler mit ihren bunten Essensmarken

Kalle, der Fischräuber

In seiner Zeit als Geschäftsführer bettelte Karl-Heinz Ruch bei den taz-Köchen ständig nach Fischgerichten. Er aß seit dem zweiten Lebensjahr nichts Anderes. WWF und Ocean 21 betonten regelmäßig, dass Ruch für die Überfischung der Meere einen Gutteil Mitverantwortung trägt. Der Kabeljau in der Nord- und der Dorsch in der Ostsee, die Flunder, die Sardelle, der schwarze Dornhai und Heringsschwärme von der Größe Manhattans: Kalle hat sie alle weggemümmelt – an Senfsauce und Beurre blanc, mit neuen Kartoffelchen und mit alten, eskortiert von Riesling und Chablis.

Jetzt versuchen Wissenschaftler in ihren Bio-Reaktoren den fast ausgestorbenen Blue-fin-Thunfisch aus Stammzellen zu vermehren. Schon steht Ruch mit Einkaufstasche und unterwürdigem Blick vor den Werkstoren, um die ersten Laborfische aufzukaufen. Die „Deutsche See“ hat ihm den Goldenen Trawler am Bande verliehen. Norwegische Lachszüchter wollen den neuen genmanipulierten Riesensalmon *Kallefisk* nennen.

Bald hat Kalle viel Zeit zum Schnorcheln und Harpunieren in den Berliner und Brandenburger Seen. Naturschützer sind schwer beunruhigt.

Manfred Kriener

ungeduldig herumwedelten. Sie bildeten einen verfressenen Fremdkörper, der als Attraktion sogar in verschiedene Restaurantführern Eingang fand. Nur manchmal wurde es den distinguierten Kellnern zu viel, zu Zeiten des „Blumhagen“ etwa, als taz-Hausmeister Jens es wagte, sich in Shorts, Badeschlappen und sockenfrei niederzulassen. Ihm wurde klargemacht, dass seine Garderobe den Ruf des Hauses gefährde, woraufhin der Gedeimigte seine Teller fortan im ersten Stock auslöfelte.

Im „Sale e Tabacchi“ beeilte sich der Service, nach dem ersten Gang – „Suppe oder Salat?“ – möglichst schnell die Pasta aufzutragen, denn sonst gab es kein Halten mehr: Brotkörbe wurden im Dutzend nachbestellt, Olivenöl freigebig in die leeren Suppenteller geschüttet, um weiter zu tunken. Irgendwann verbannte Piero de Vitis, der „Sale“-Patron, die Flaschen von den Tischen. Beim Olivenöl war das noch zu machen, erinnerte er sich, aber nicht beim Balsamico. Ein männliches Mitglied der Chefredaktion warf sein ganzes Gewicht in die Waagschale, um den sirupartigen Essig zu retten, der vor allem dazu diente, den vielen pürierten Gemüsesuppen jegliche Feinheit zu rauben. Für die Völlerei an Weizengebäck büßt die Belegschaft bis heute mit einer in der taz weit verbreiteten Glutenskepsis.

Die taz wird Gastronom

Mitte der nuller Jahre ließ sich die taz auf das vielleicht waghalsigste Projekt ihrer ganzen Geschichte ein. Sie wurde selbst zum Gastronomen, direkt neben dem „Sale“ eröffnete im Parterre des inzwischen errichteten Anbaus das taz-Café. Entwicklungshelfer wurde Christoph Esser, der aus einer handtuchgroßen Küche heraus einen Mob abzufertigen hatte, der nun nicht mehr mit Baguettekörben ruhig zu stellen war, sondern den Tresen belagerte und ständig den Bedienungen im Weg stand. Nur eine unausgesprochene Regel wurde in dieser Zeit eingehalten: Selbst in die Küche zu gehen, das war tabu.

Dort stand nun auch wieder Nancy Krüger, seit dem Mauerfall die eigentliche Ernährerin der tazler. Ihre Stullen hatten Generationen von Redakteurinnen und Katerphasen hinaus- und über Schreibblockaden hinweggeholfen. Sie brachte Empanadas mit und produziert die gefüllten Teigtaschen bis heute, auch zum Mitnehmen. Für nicht wenige MitarbeiterInnen sind sie das kulinarische Festmahl der Woche, kurz bevor das nächste Gehalt ansteht.

Christoph Esser setzte sich geduldig für die kulinarische Bildung der taz ein, auch in vielen Schriftbeiträgen. Viel-

leicht erkannte er, dass die Arbeit getan war, als das Murren einsetzte über die vielen „Curry“ genannten, asiatisch anmutenden Gemüse- und Tofukreationen, die nun neben Salat, Suppe und Pasta – dem Erbe aus „Sale“-Zeiten – auf der Karte standen. Länger hielt sich dort nur die Dessertkreation Crumble aus Äpfeln, Pflaumen oder Pfirsichen.

In der Post-„Sale“-Ära geriet die taz-Küche recht eklektizistisch. Das fiel vor allem in den heißesten Wochen des Jahres auf. Bei gefühlten 45 Grad in der Redaktionsstube unterm Dach wartete das taz Café gern als Erfrischung mit Schweinebraten und Klößen oder anderen Winterklassikern auf. Kalles heißgeliebter Fisch wiederum wurde immer donnerstags serviert.

Heute ist die taz ganz im Jetzt der bundesdeutschen Esskultur angekommen. Die Individualisierung prägt die Essgewohnheiten, und doch sind die Geschmäcker im kulinarischen Kosmos der taz leicht auszurechnen. Mit dem Umzug in den taz Neubau in der Friedrichstraße wurde aus dem taz-Café die taz Kantine. Sie ist mehr als doppelt so groß, hat eine offen einsehbar Küche und bietet mit einer Tages-, Abend-, Wochen- und Saisonkarte so viele Gerichte, dass selbst anspruchsvollen Essern selten langweilig wird. Sind aber Evergreens der Gemeinschaftsverpflegung wie Currywurst, Schnitzel oder Spaghetti Bolognese im Angebot, sind die Redaktionsräume trotzdem zu früher Mittagsstunde wie leergefegt. Und auch die sonst laute Fraktion der Veganer und Vegetarier, die schnell mit Diskriminierungsverdacht bei der Hand ist, hält bei solchen Gelegenheiten das Maul.

Nur eines hat sich nicht verändert. In den Kaffeeküchen der Redaktion stehen heute Voll- und Kapselautomaten, eine beängstigende Sammlung an Aufgussgetränken füllt unzählige Schubladen aus. Der Filterkaffee, heute *Caparica* genannt, in den großen Bonamat-Maschinen jedoch köchelt wie eh und je leise vor sich hin.

Teile des Textes fußen auf dem Beitrag: „Das Land der Schimmelpilze“ von Karl Wegmann (†), der 1994 in der taz erschien.

Jörn Kabisch, 48, ist kulinarischer Korrespondent der taz. Er hatte einmal das Vergnügen, mit Kalle ein Restaurant zu besuchen. Beide bestellten Fisch.

Manfred Kriener, 66, war in den 80er Jahren Redakteur und Leiter des Ökologieressorts bei der taz. Mit Kalle hatte er dann von 2008 bis 2013 erneut viel zu tun: als Chefredakteur des Umweltmagazins *zeozwei* (heute: *Futurzei*).

aus- und fortbildung

aus- und fortbildung
 Kreativ und lebendig zum Großen Wandel beitragen? Werde als Botschafter*in für die positive Vision der Erd-Charta aktiv. **Multiplikator*innen-Ausbildung** für ganzheitliche entwicklungspolitische Bildungsarbeit an zwei Wochenenden **7. bis 9. 2. und 17. bis 19. 4. 2020** in Warburg-Germete, www.erdcharta.de

Wie antworte ich auf eine Chiffre-Anzeige?

Chiffrewort links in der Ecke

taz-Kleinanzeigen
 Friedrichstraße 21
 10969 Berlin

wohnungsmarkt

immobilien ausland
GR-Westpeloponnes - 5100 m² traumhaft gelegener Baugrund, schöne, ruhige Lage, mit Baugenehmigung und Architektenplänen für 80 m² Haus, (Bilder siehe unter „Immozentral: Ort: Alfiousa“) zwischen Alfiousa und Epitalio bei Pyrgos Ilias (alle Einkaufsmöglichkeiten), 250m Landstr., eingezäunt, eig. Brunnen, 5 km Ionisches Meer, 15 km Olympia, Preis: 39.000,00 € VB von privat, ☎ 49(0)82959695807

immobilien inland
Wohnen und Gewerbe / Existenzgründung, Fachwerkhaus ca. 150qm mit großem Gewerberaum ca. 1350 qm, bei Nordhessischer Kleinstadt sehr vielfältig nutzbar (Verkauf, Produktion, Lagerung) zu verkaufen. 149 tsd. € VB simon@poldi-kassel.de

wohnen bietet
Sehr helle 3,5-Zimmer-Whg (91qm) inkl. großer Wohnküche in Berlin/Friedenau, 3. (oberster) Stock (kein Aufzug) von Ende 12/2019 bis Ende 4/2020 zu vermieten. Kinderfreundlich! Miete inkl. aller Nebenkosten, W-Lan etc. 1400/Monat, **mehr Details: Janina ☎ 0049(0)176-61688405**

wohnprojekte
Beratung & Wandern für Gemeinschaftssuche/gründung weltweit. Rundbrief kostenlos. Festival Taunus überregional f. Gemeinschaften & Interessierte jährl. Pfingsten & Silvester ☎ 07764-933999 oekodorf@gemeinschaften.de

sonstiges

an- und verkauf
Wir kaufen Wohnmobile + Wohnwagen ☎ 03944-36160, www.wm-aw.de
Cuttify dein Konterfei! Dein Motiv als Medaillon in Holz o. Acryl, besonderes Geschenk, auch als Gutscheine, cuttify.de

bücher
Die Herren der Erde aber werden sein, die den Tod nicht scheuen. DAS

SONNENMODELL ist eine Denkschrift der SPIEGELRUNDE: Leuchter und Anker zugleich. 50 Seiten ISBN 9783732279135. Preis: 12,50€

kontakte + freunde

www.Gleichklang.de: Die alternative Kennenlern-Plattform im Internet für naturnahe, umweltbewegte, tierfreundliche und sozial denkende Menschen. **Sei jetzt dabei!**

transporte

zapf umzüge, ☎ 030 61 0 61, www.zapf.de, **Umzugsberatung**, Einlagerungen, Umzugsmaterial, Beiladungen, Materiallieferungen, Akten- und Inventarlagerung

verschiedenes

Gypsy in your soul - Entdecke die legendären Selmer/Maccaferri Style Guitars. www.gypsiguitar.de

veranstaltungen

SOLAR PENGUIN AGENCY PRESENTS
HEAVEN 17

(WE DONT NEED THIS) FASCIST GROOVE THANG TOUR

08.12.2018	SOLD OUT!	FRANKFURT MAIN
09.12.2018	CAPITOL	MANNHEIM
13.04.2020	DAS BETT	FRANKFURT MAIN
14.04.2020	GARAGE	SAARBRÜCKEN
15.04.2020	GLORIA	KÖLN
17.04.2020	KULTURETAGE	OLDENBURG
18.04.2020	FABRIK	HAMBURG
19.04.2020	ASTRA	BERLIN

Kleinanzeigen online aufgeben?
www.taz.de

Partnerschaft auf Augenhöhe macht alle stärker
 Gemeinsam mit unseren Projektpartnern in Indien, Brasilien und Afrika setzen wir uns für sozial benachteiligte Bevölkerungsgruppen, Frauenrechte und Umweltschutz ein.
 Werden auch Sie PartnerIn und fordern Sie unser Informationsmaterial an!
 Aktionsgemeinschaft Solidarische Welt e.V.
 Potsdamer Str. 89, 10785 Berlin
 Tel.: 030-25 94 08 01 - Fax: 030-25 94 08 11
mail@asw-net.de, www.asw-net.de

ASA
 LUCID TOUR 2020

 22.02. KARLSRUHE 25.02. HAMBURG
 23.02. HANNOVER 27.02. MÜNCHEN
 24.02. BERLIN 28.02. KÖLN
 Tickets unter: 01806-853 653* / www.fkpscorprio.com
 01806-570 000* / www.eventim.de

CHARLIE CUNNINGHAM
 02.03. BERLIN Heimathafen
 03.03. HANNOVER Musikzentrum
 04.03. LEIPZIG Täubchenthal
 05.03. ERLANGEN E-Werk
 08.03. ULM Roky
 09.03. MANNHEIM Alte Feuerwache
 12.03. BOCHUM Christuskirche
 Tickets & Infos: [SCHONEBERG.DE](http://schoneberg.de)

HOLY SHIT SHOPPING
 KÖLN 30.11. + 1.12. SARTORY SALE
 BERLIN 7.12. + 8.12. ARENA BERLIN
 HAMBURG 14.12. + 15.12. MESSEHALLE B1
 STUTTGART 21.12. + 22.12. PHOENIXHALLE
holysitshopping.de

Region Syrien/Irak
 Wir unterstützen Frauen und Mädchen in Kriegs- und Krisengebieten.
 Spendenkonto/IBAN: DE92 3705 0198 0045 0001 63
 BIC: COLSDE33
 Sparkasse KölnBonn

www.medicamondiale.org

PANTEÓN ROCOCO
 INFIERNOS TOUR
 11.12. KÖLN / KANTINE
 12.12. KARLSRUHE / TOLLHAUS
 16.12. BOCHUM / BHF. LANGENDREER
 17.12. MARBURG / KFZ
 19.12. BREMEN / SCHLACHTHOF
 20.12. DRESDEN / BEATPOL
 21.12. HAMBURG / FABRIK
 22.12. HANNOVER / FAUST
 23.12. BERLIN / SO36

ANNA DEPENBUSCH
 TOUR 2020
 12.03.20 FULDA
 13.03.20 RAVENSBURG
 14.03.20 KARLSRUHE
 20.03.20 HALLE
 21.03.20 MÜNCHEN
 22.03.20 FREIBURG
 24.03.20 LUDWIGSBURG
 25.03.20 ESSEN
 27.03.20 OLDENBURG
 28.03.20 WOLFSBURG
 02.04.20 HANNOVER
 03.04.20 BERLIN
 04.04.20 JENA
 05.04.20 AUGSBURG
 06.04.20 REUTLINGEN
 07.04.20 DARMSTADT
 24.04.20 HAMBURG
 25.04.20 LÜBECK
 Tickets unter [EVENTIM.DE](http://eventim.de)

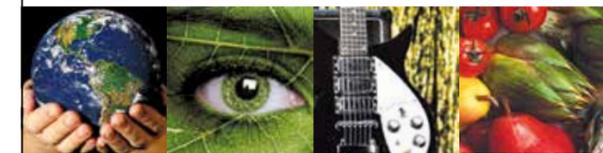
KOBIERS
 EURO 2020 TOUR
 14.02. Köln Club Volta
 15.02. Schorndorf Manufaktur
 17.02. Frankfurt Zoom
 18.02. Dresden Beatpol
 24.02. München Strom
 21.04. Hamburg Knust
 27.04. Berlin Lido
 Tickets & Infos: schoneberg.de

CHE SUDAKA
 CONECTANDO TOUR 22 JAN-21 MÄRZ
 ALLE TERMINE AUF WWW.CHEMUDAKA.COM

taz recherchefonds ausland

Recherchen Reportagen Hintergründe
 ... aus anderen Ländern kosten viel Geld. Korrespondentinnen müssen reisen, um herauszufinden, was wirklich passiert. Deshalb gibt es seit 2011 den Recherchefonds Ausland e. V., einen Förderverein, der Mittel für die Auslandsberichterstattung der taz zur Verfügung stellt. Bisher hat der Verein 65 Reisen finanziert.
Mit einem Jahresbeitrag ab 60 Euro können auch Sie Fördermitglied werden.
 Wir hoffen auf Sie!
 Für eine kritische, hintergründige taz-Auslandsberichterstattung. **Unterstützen Sie uns!**
www.taz.de/auslandsrecherche
auslandsrecherche@taz.de
 030 25 90 22 62

taz thema



1. Quartalsvorschau 2020

Die Verlagsseiten der taz mit Tipps und Hintergrundinformationen sind ein attraktives redaktionelles Umfeld für Ihre Werbung - von Leser*innen gerne genutzt, zudem, wenn ein taz Thema anlässlich einer Messe produziert und dort verteilt wird.

Bundesausgabe

- Anthroposophie 14.3.
- Beruf & Qualifikation (Didacta) 21.3.
- BioFach & Vivanness (BioFach & Vivanness) .. 12.2.
- Frauentaz 7.3.
- Literataz (Buchmesse Leipzig) 11.3.

Berlin/NBL

- Frauentaz 7.3.
- Recht 8.2., 28.3.
- Satt & Selig (Grüne Woche) 18.1.

Anzeigenschluss: 15 Tage vor Erscheinen

Gerne beraten wir Sie telefonisch oder per Mail.

taz-Anzeigen | T (0 30) 2 59 02-3 14 | anzeigen@taz.de

Gefangene haben keinen Zugang zum Internet!

Bitte spenden Sie die »taz« für Gefangene zum Preis von 33,90 € monatlich, 203,40 € halbjährlich, 406,80 € jährlich oder überweisen Sie einen Betrag Ihrer Wahl an: **Freiabonnements für Gefangene e.V.**
 IBAN: DE02 1002 0500 0003 0854 00
 Kennwort: »taz«
www.freiabos.de

Freibonnements für Gefangene e.V.

offline
 Foto © NinePhoto - stock.adobe.com

taz thema



Biofach & Vivanness

vom 12. bis 15. Februar 2020 trifft sich der Biohandel auf der weltweit größten Messe für Bioprodukte, der BioFach, in Nürnberg. Parallel präsentiert die Vivanness als wichtigste Fachmesse für Naturkosmetik Innovationen und Trends der Branche.

Wir berichten unter anderem über die aktuellen Themen der Messen, die ökologischen Wirtschaftsweisen als Antwort auf die Herausforderungen der Zukunft, die steigende Nachfrage nach veganen Bioprodukten, Weltmarkt und Klimawandel, ökologische Vielfalt in der Landwirtschaft, Tipps für Naturkosmetik, Biozertifizierung in der Mode.

Die Sonderveröffentlichung verteilen wir zusätzlich an allen vier Tagen auf der Messe am Stand der tageszeitung (Halle 7, Stand 400).

Anzeigenschluss: 29. Januar 2020
Erscheinungstermin: 12. Februar 2020

Ihr Kontakt in der taz:
 Anzeigenabteilung | Tina Neuenhofen | anzeigen@taz.de | T (030) 25902-930

Die unheimliche Macht im Zentrum

Hat der langjährige taz-Geschäftsführer Kalle Ruch Humor, oder nicht? Eine tiefeschürfende Untersuchung aus dem Inneren eines fast lautlosen Zeitungsmanagers

Von **Carola Rönneburg**

Was für ein Geräusch macht ein Wattlebausch, der geworfen wird und irgendwo landet? Bausch, bausch, bausch – nur noch viel leiser. Auch Kalle Ruch ist auf eine seltsame Weise leise.

„Schreib über Kalles Humor beziehungsweise Nichthumor“, lautete der präzise Auftrag des Wahrheit-Chefs Michael Ringel. Als ich in den neunziger Jahren für die taz arbeitete, in der prädigitalen Phase, hatte ich den Gründungsgeschäftsführer schließlich exklusiv erlebt, als Betriebsrätin. „PS: Du machst das schon“, entschied der Redakteur.

Als ich meinem Nachbarn H. davon erzähle, bringt der sofort Kalle Ruchs Buch ins Spiel. Als langjähriger taz-Leser habe er sich das vor ein paar Jahren sofort gekauft. „Waldbrand“ laute der Titel, ein sehr unterhaltsames Buch. Er könne es schon suchen. Weil das erfahrungsgemäß dauert, rufe ich ehemalige Kollegen an. Ich wittere eine Sensation. „Kennst du Kalles Buch?“ Nee. Alle sind verblüfft. Schnell kommen wir allerdings zum selben Ergebnis: Das Buch von Karl-Heinz Ruch heißt „Waldbrandmilieu“ und enthält „Ernstes, Heiteres und Skurriles“ in Form von Kurzgeschichten; „Episoden aus der Kindheit in der Zeit des Zweiten Weltkrieges bis in die Gegenwart“. Kalle ist zwar schon lange im Verlagswesen unterwegs, aber nicht so lange. Dieser Kalle ist nicht unser Kalle.

Ich bin wieder am Anfang. Was weiß ich über Kalle Ruchs Humor? Dass ihm welcher innewohnt, ist sicher. Aber gerade Menschen, die sich im Bereich

Wirtschaft haben ausbilden lassen, geraten in Sachen Humor schnell auf die schiefe Bahn.

Ich erinnere mich an den Kollegen U. aus der Wirtschaftsredaktion, studierter BWler, der eines Morgens das Wahrheit-Büro heimsuchte und luftschnappend von einem Film erzählte, den er am Abend zuvor im Kino gesehen hatte: „Verrückt nach Mary“. Den müssten wir sehen, japste er, so irrsinnig komisch sei der! Während er fast den gesamten Inhalt nacherzählte, brach er immer wieder in haltloses Kichern aus, er krümmte sich und hielt sich den Bauch.

„Und jetzt kommt die beste Szene“, prustete U., „sie ist also im Bad und will sich ihre Haare machen...“ Er grölte vor Lachen und klammerte sich an ein Bücherregal. Angstschweiß auf der Stirn, schickte ich einen flehenden Blick zur damaligen Wahrheit-Kollegin Barbara Häusler. „Na, na“, sagte die freundlich und zog den aufgedrehten Wirtschaftsexperten sanft am Ärmel auf den Flur. „Nicht die Pointe verraten, das gilt hier als schlechtes Benehmen!“

Kein Geld für teure Auslandsreisen mit viel Remmidemmi

Vielleicht liegt es daran, dass er Volkswirtschaft studiert hat, auf jeden Fall kann ich erleichtert versichern: Kalle Ruch hat uns nie mit komischen Erfahrungen behelligt. Aus den Sitzungen des Betriebsrats mit der Geschäftsführung lässt sich auch nichts über seinen Humor ableiten. Teure Auslandsreisen mit viel Remmidemmi für Betriebsräte gab das Budget der taz nicht her – jedenfalls behauptete Kalle Ruch das –, und so verliefen diese Begegnungen naturgemäß humorlos.

Man muss allerdings an dieser Stelle aber auch einmal überlegen, ob Humor generell immer etwas Gutes hat. Die Fähigkeit, Komik zu erkennen und über sich selbst, aber auch über andere zu lachen, macht abhängig! Das fängt oft harmlos an, mit einem Witz am Wochenende oder im Urlaub, aber schon bald will man sogar unter der Woche lachen, dann tagsüber während der Arbeitszeit. Und wenn es dann nichts zu lachen gibt, was in Kalle Ruchs Berufsleben öfter vorgekommen sein soll, sucht sich ein Humor-Junkie schnell ein besseres Plätzchen. Es ist deshalb anzunehmen, dass Kalle Ruch über ein spezielles, stilles Gen verfügt, das den Humor steuert und dessen vollständig aufgeschlüsselte DNS demnächst online von der taz veröffentlicht wird. Der Mann hat ja jetzt Zeit, sich um solche Dinge zu kümmern.

Je länger ich über diese These nachdenke, umso klarer wird mir eine weitere Szene aus der Vergangenheit: Kalle Ruch führte eine Gruppe von Genossenschaftlern durchs taz-Haus in der Rudi-Dutschke-Straße. Unter ihnen war mit Sicherheit der hunderttausendste Besucher, aber damals wurde noch nicht mitgezählt. Vor unserem Büro erklärte der Manager, der damals nie so genannt worden wäre, blumig und weitschweifig: „Hier ist die Wahrheit-Redaktion.“ Die Genossen guckten neugierig, wir winkten ihnen zu. „Und jetzt“, sagte Kalle, „gehen wir weiter zum Zentrum der Macht.“

Was ich in diesem Moment für Ironie hielt, war selbstverständlich keine. Kalle befand sich auf Mission, und nun würde er die Gruppe in seine Räume schleusen und bearbeiten – heute kann man das alles nachlesen.



Illustration: Ari Plikat

Ähnlich übrigens die Situation, als die Wahrheit-Redaktion den Wahrheit-Klub gegründet hatte und eine Ausstellung von Waldkaribu-Zeichnungen seiner Mitglieder präsentierte: Während die Gäste bei der Vernissage herumstanden und plauderten oder der klassischen Musik lauschten, ging Kalle Ruch von Bild zu Bild. Manche Leser waren davon ausgegangen, ein Waldkaribu sei ein Vogel. Das irritierte ihn nicht einmal, still prüfte er Werk für Werk. Heute glaube ich, dass er lautlos überlegte, ob der taz Shop womöglich vakuumierte Waldkaribu-Steaks anbieten sollte oder eher ein Waldkaribu-Streichelzoo in einem zukünftigen Neubau der taz profitabel wäre.

Rätselhafte Begegnung mit dem geräuschlosen Geschäftsführer

Er muss diese Ideen wieder verworfen haben, am Neubau aber hielt er fest. Und der hat es in sich, wie mir zugespielte Dokumente zeigen. Wer die heutige Ausgabe der taz aufmerksam gelesen hat, weiß von Stefan Kuzma-

nys unerwarteten Begegnungen mit dem Geschäftsführer. Dieser habe die seltsame, spukhafte, ja beinahe kafkaeske Angewohnheit gehabt, „plötzlich neben mir zu stehen, wie aus dem Nichts aufzutauchen“.

Genau das wird weiter geschehen, nur noch seltsamer, noch plötzlicher, noch ruhiger. Die mir vorliegenden Dokumente sind die Baupläne des neuen taz-Gebäudes in der Berliner Friedrichstraße. Sie zeigen eine Vielzahl an verborgenen Gängen, unbekanntem Stockwerken und versteckten Geheimtüren – wer diese Wege kennt, kann sich unentdeckt durch das gesamte Haus bewegen und quasi jederzeit an jedem Ort in Erscheinung treten. In eine Kühlkammer im taz-Restaurant etwa ist eine Schiebetür eingebaut, die per Iris-Scan bewegt werden kann. Dahinter befindet sich eine ausfahrbare Leiter, die in den nächsten Stock führt. Die dort aufgestellten Schließfachschränke tarnen übrigens eine Drehtür – hier offenbart sich Kalle Ruchs ganz eigener, sehr leiser Humor.

gurke der woche

Es gibt ja heutzutage alle Arten von Studien. Aber eine „Internationale Putzstudie“ war uns neu. In Auftrag gegeben hat sie die Dreck-muss-weg-Firma Kärcher, die in einer Pressemitteilung die Wiener Stress-Psychologin Dr. Brigitte Bösenkopf erklären lässt, wie sich das Putzen auf Menschen auswirkt: „Unser Gehirn entspannt beim Putzen.“ Dann soll doch bitte Frau Dr. Bösenkopf ihre gestressten Patienten als Therapie zu uns zum Putzen schicken. Uns stresst nämlich das Putzen enorm.

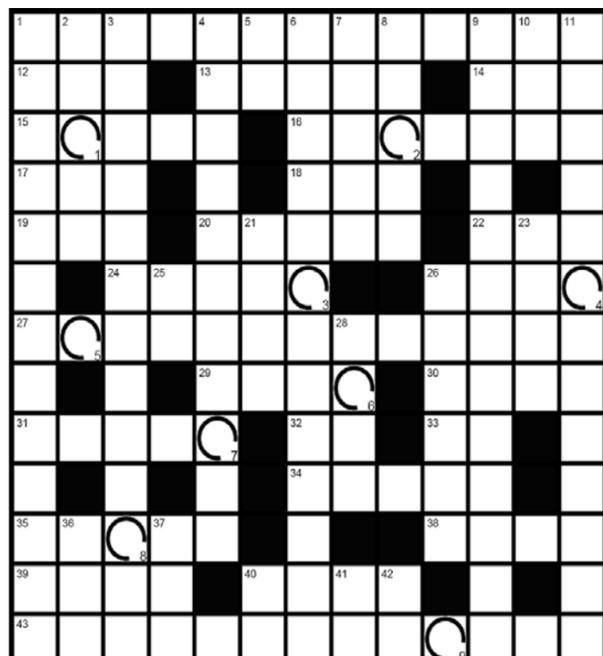


das wetter

Der Aufbruch

Warum bloß sollten die Geräte für immer wie angewurzelt herumstehen? Gefangen in diesem Albtraum aus Unterdrückung und Gewalt? Tjard Wilbur konnte es nicht mehr mit ansehen und entschloss sich, für ihre Befreiung zu kämpfen. Also rief er den Fahrkartenaufbruch ins Leben. Es sollte der Aufbruch in eine neue Zeit werden. Seit an Seit wollte Tjard Wilbur mit den geschundenen Existenzen in die aufgehende Sonne schrei-

ten. Doch er hatte nicht mit der Obrigkeit gerechnet, die ihre Büttel losschickte, um die Befreiungsbewegung zu stoppen. Dass er sich am Inhalt der Automaten bereichern wolle, empfand Tjard Wilbur als rüchlichen Scheinvorwurf. Der Aufbruch diente einzig und allein der Freisetzung enormer produktiver Potenziale. Und seine Freunde, die Automaten, würden ihn sicher bald aus dem Gefängnis befreien, glaubte Tjard Wilbur.



Wahres Rätsel 379 von RU

Die Ziffern hinter den Fragen zeigen die Buchstabenanzahl.

- Er schuftet oft unter Tage, bildete auch eigene SPD-Riege (13); Entfernung fiskalisch umgemünzt (13)
- Kampfstätte für Sport und Spiele und Versicherungspräsentation (5)
- Was so beiläufig noch im Portemonnaie landet (13)
- Selbst im hügeligen Hessen pocht die Politik auf diese flache Hierarchie (11)
- 40 senkrecht macht das Maß weltberühmt (2)
- Man muss keine Lumme sein, um sich so gigantisch selbst zu geißeln (13)
- Die leitende Karin des Deutschen Schauspielhauses (5)
- Jenseits jenseits der Alpen (5)
- Was ein Übungsleiter so verrichtet (13)
- Das noch Kältere am 24 (3)
- Er kümmert sich unermüdet um die Variierung stacheliger Pflanze (13)
- Dessen Produkt von Tralee ist sein großer Wettbewerb (3)

- Einzeln gesungene (5)
- So wird ein Fluss zur Metropole (3)
- Form des Daseins (5)
- Wer ihn begehrt, muss mit Kosten rechnen (7)
- Wem das Erste zu oldschoolhaft ist, kann ja dahin umschalten (3)
- Wer zu der fährt, sollte vorher anheuern (3)
- Mal Insel, mal Bereifter (3)
- Auch Friedrich war kein unumstrittener SPD-Chef (5)
- Carotinbuchstabe (4)
- Jetzt aber! (3)
- Das Land Mormon (4)
- Gilt erhitzt als erwünscht im Feuer und hatte sogar eine eigene Zeit (5)
- Wird mit 40 senkrecht künstlerisch wertvoll (2)
- Meisterlich bekannt, als Bruno einst problematisiert (4); Ahle eben (6)
- Sie reinigt, putzt und desinfiziert und sitzt manchmal vor einem karg gefüllten Tellerchen (13)
- Österreichische Rundlinge (4)

- Die Unistadt hat Italien an der Hacke (4)
- Die kommt dem Segler quer und doch gelegen (4)
- Sie ist so sicher wie sie niedrig ist (5)
- Japans jüngster Nobelpreisträger (2)
- Ermöglicht Dunkelfernsehen (Abk.) (2)
- Passt vor Werk und 15 (5)
- Nicht jede legt einen Eid ab (5)
- Das Dreifache des Vorvorigen (3)
- Klingt heilig, wurde von Hitler und Stalin als Grenzfluss missbraucht (3)
- Morgendliche Maurermarmelade am Bau (4)
- Hochmetropole (4)
- Danach steht dem Lateiner der Sinn (4); Der Stillaut ermöglicht Vögeln mit dem nächsten die Eiablage (2)
- Macht 12 zur Friedensfrau (2)
- Ja da, wo er 25 ist (2)
- Früher war er einfach ein Beauftragter, der eine Arbeit erledigte (13)

Auflösung vom 7. 12. 2019: **PRYTANEUM**
 1 SPINATWACHTEL, SLALOMSTANGEN;
 2 IMST; 3 ABREDE; 4 TOUR; 5 WACHSTUMSRATE; 6 CB; 7 HUME; 8 THAR; 9 LICHTERKTRAFTE; 10 BOA; 11 BUIH; 12 AUSDRUCK; 13 DUODEZ; 14 KEAS; 15 MARC; 16 TUERHEBER; 17 BOTTAS; 18 OK; 19 KIPA; 20 OD; 21 SAO; 22 PT, PFEIFE; 23 MINDESTSTRAFE; 24 NENNEN; 25 STYLE; 26 RISS; 27 ABT; 28 SPEE; 29 TU; 30 TIBER; 31 TANZGYMNASTIK; 32 GENERA; 33 NA; 34 ELSASS; 35 FE; 36 EINER; 37 IRAK; 38 SET, SENI; 39 GENRE; 40 ADELE; 41 EGO; 42 AR; 43 NEUKALEDONIEN
 Gewinner: Heidi Hellmann, Löhnberg-Niedershausen; Thomas Otto, Schweinfurt; Klaus Burger, Konstanz
 Zu gewinnen gibt es je ein Buch eines taz-Autors oder einer taz-Autorin. Schicken Sie das Lösungswort bitte bis zum Ein-schluss am 18. 12. 2019 (Datum des Poststempels) per Postkarte an: taz, Friedrichstraße 21, 10969 Berlin, oder per E-Mail an: raetsel@taz.de. Der Rechtsweg ist wie immer und für alle Ewigkeit ausgeschlossen.

GESELLSCHAFT

Auf den ersten Blick sieht Stefan Heidrich aus wie einer, mit dem man sich lieber nicht anlegt. Kräftig, die sich lichtenden Haare zur Spiegelglatte frisiert, dicke silberne Ohrhänge in den Ohrläppchen. Er könnte Trucker sein oder Motorradfahrer. Ist er nicht. Heidrich, ITler, 52 Jahre alt, ist einer, der viel und gerne lacht, einer mit Humor und Lebensfreude und Antirassist aus ganzem Herzen.

Vor ein paar Monaten hat er sich ein Demo-Schild gebastelt, weißes Papier mit schwarzen Buchstaben: „Ich stehe hier und schäme mich, weil nach fast 75 Jahren wieder völkischer Nationalismus in den Kreistag eingezogen ist. Nein zu Hass und Hetze im Kreisparlament.“ Zu allen vier Versammlungen bisher stand er damit vor dem jeweiligen Sitzungsgebäude, einmal vor dem Kloster Bronnbach, dreimal vor dem Landratsamt in Tauberbischofsheim, um gegen die drei AfD-Politiker zu demonstrieren, die im Mai dieses Jahres in das Gremium gewählt wurden. Und vor allem gegen Christina Baum, Wahlkreis Main-Tauber.

Heidrich lebt in Lauda, diesseits der Tauber und der B 290. In Königshofen, dem anderen Teilort der Gemeinde, betreibt Baum eine Zahnarztpraxis. Seit 2016 sitzt sie als Abgeordnete im Landtag von Baden-Württemberg. Für ihren Wahlkampf reiste der Thüringer Björn Höcke an, den man per Gerichtsurteil einen Faschisten nennen darf. „Da war dann klar, wie sie tickt“, sagt Heidrich.

Christina Baum ist eine ausgewiesene Parteirechte

Baum hat einen knackigen Ruf und alles durch, was sie ganz weit rechts in der AfD verortet. Sie hat die Erfurter Resolution unterzeichnet, den ersten großen Rechtsruck der Partei, später die Stuttgarter Erklärung, die eine ähnliche Intention hatte. Baum ist eine ausgewiesene Parteirechte, die im August 2018 beim Neonazi-Aufmarsch in Chemnitz mitgelaufen ist. Baum hat nach dem Mord an einem Mädchen in Kandel zu den sogenannten Frauenmärschen aufgerufen, die den Ort an den Rand der Verzweiflung brachten (Kontext berichtete). „Niemals werde ich mich damit abfinden, daß ich zukünftig als Frau zum Menschen zweiter Klasse, zu einer Sklavin, degradiert werden soll, so wie es die muslimische Lebensweise vorsieht“, sagte sie dem rechten Magazin „Zuerst“ im Februar 2018.

Vor einigen Monaten hat sie gemeinsam mit dem AfD-Abgeordneten Stefan Rappke zur Veranstaltung in Burladingen (Zollernalbkreis) eingeladen, auch dorthin sollte Höcke kommen. Kam aber nicht, dafür standen Aufsteller mit seinem Konterfei auf der Bühne. Marcel Grauf, gegen den Kontext vor Gericht steht, ist ihr Mitarbeiter. Bis vor kurzem war Anna-Lena Schuster für Baum in ihrem Wahlkreis tätig, verurteilt im Jahr 2017 wegen Volksverhetzung und Verwendung verfassungswidriger Symbole. Vor kurzem hat Christina Baum versucht, sich ins Parlamentarische Kontrollgremium wählen zu lassen, das dem Verfassungsschutz auf die Finger schaut. Was nicht zuletzt daran scheiterte, dass Baum zum rechts-extremen Flügel der AfD zählt, und der wird selbst als Verdachtsfall beim Verfassungsschutz geführt.

Es gebe viele in der AfD, die einfach so mitschwämmen auf der rechten Welle, sagt Heidrich. Solche, die sich besonders rechts gäben, um anderen zu imponieren. „Aber Christina Baum ist nicht so“, sagt er. „Sie sieht aus wie ein Püppchen, dadurch wird sie unterschätzt. Und sie scheint wirklich zu glauben, was sie erzählt. Das macht sie gefährlich.“

Als er im Juli 2019 zur konstituierenden Sitzung des Kreistags im Wertheimer Kloster Bronnbach das erste Mal mit seinem Plakat gegen Baum demonstrierte, versuchte sie, mit Heidrich zu diskutieren. Aber der sagte nur: Wer solche Mitarbeiter einstelle und einen Höcke in seinen Wahlkreis einlade, der mache sich deren Meinung und Haltung zunutze.



Stefan Heidrich vor dem Landratsamt in Tauberbischofsheim. Foto: Joachim E. Röttgers

habe noch nie Hass und Hetze verbreitet, das machten nur die Linken. „Das finde ich schlimm“, sagt Heidrich, „dass sich jemand aus dem bürgerlichen Lager auf die Seite von Frau Baum stellt.“

„Wir kriegen dich auch noch, nur eine Frage der Zeit“

Nach der ersten Sitzung haben die „Fränkischen Nachrichten“ über die kleine, feine Ein-Mann-Demo berichtet und ein Foto von Heidrich und seinem Schild veröffentlicht. Kurz darauf fand sich das Bild auf der Facebook-Timeline von Christina Baum wieder. Jemand hatte den Text auf dem Plakat ausgetauscht, jetzt stand da: „Deutschland verrecke“, weil ich gegen Hass bin. Keine AfD im Kreistag, weil ich demokratische Ergebnisse nur akzeptiere, wenn sie mir gefallen. Bitte findet mich toll.“ Die „Fränkischen Nachrichten“, erzählt Heidrich, seien wegen Urheberrechtsverletzung juristisch gegen die AfD-Abgeordnete vorgegangen und das Bild verschwand von Baums Timeline. Zum nächsten Kreistagstermin tauchte Heidrich dann mit zwei Plakaten auf: mit seinem Original und dem manipulierten Foto von der Facebook-Seite, damit die Leute wissen, wie man bei der AfD so tickt.

In einer Bürgerfragestunde vor der Kreistagssitzung forderte Heidrich, dass sich das Gremium mit den AfD-Personalien befasse, vor allem mit Frau Baum. Der Vorsitzende, Landrat Reinhard Frank, wiegelte ab: Das sei ein Verwaltungs- und kein politisches Gremium, habe der gesagt, berichtet Heidrich. Zu dessen Ehrenrettung habe er aber auch Frau Baums Beitrag mit demselben Argument eingeehrt. Die forderte später eine Resolution gegen Gewalt: Ihr Büro wurde in der Vergangenheit mehrmals beschädigt. Erst vor ein paar Tagen fand sie vor ihrer Arztpraxis ein Holzkreuz mit einer Todesdrohung – es ging durch alle Medien. Im Oktober wurde ihr Parteibüro mit Farbbeuteln beworfen.

„Scheiße ist das“, sagt Stefan Heidrich, „solche Aktionen fallen dann auf alle zurück, die sich gegen Rechts einsetzen. Das ist absolut kontraproduktiv.“ Auch das Netzwerk gegen Rechts findet dafür klare Worte. Auf ihrer Homepage schreibt die Initiative: „Wir hoffen, dass der oder die Täter ermittelt und zur Verantwortung gezogen werden können.“

Mit Morddrohungen kennt sich Heidrich aus. Kurz nach dem Mord an Kassels Regierungspräsident Walter Lübcke fand Heidrich den Artikel aus den „Fränkischen Nachrichten“ mitsamt einem Zettel in seinem Briefkasten: „Wir kriegen dich auch noch, nur eine Frage der Zeit.“ Heidrich hat das angezeigt, nicht aus Angst, sondern für die Statistik, sagt er. Damit solche Drohungen amtlich werden.

Abschrecken lässt er sich nicht. Und so wird er weiterhin vor jeder Sitzung des Kreistags stehen, mit seinem Schild in der Hand. „Eigentlich ist es Aufgabe aller, gegen Rassismus aufzustehen“, sagt er.

Die Ein-Mann-Demo

Stefan Heidrich demonstriert vor jeder Sitzung des Kreistags Main-Tauber gegen die AfD-Politikerin Christina Baum und ihre Gefolgschaft. „Nein zu Hass und Hetze im Kreisparlament“, steht auf dem Plakat, das er sich immer um den Hals hängt.

Von Anna Hunger

Höckes Besuch hat damals Wellen geschlagen im Main-Tauber-Kreis. Eigentlich sollte die Veranstaltung in einer Brauerei stattfinden, dann aber machte das Bündnis „Mergentheim gegen Rechts“ im Schulterschluss mit Gewerkschaften, Parteien und anderen Initiativen dagegen mobil, und Höcke samt Baum mussten mit ihrer Veranstaltung umziehen.

Heidrich hat einst bei der Bundeswehr gearbeitet

Heidrich kommt aus einem christlich geprägten Elternhaus, ist mit vier Geschwistern aufgewachsen. Seine große Familie, sagt er, habe ihm Werte vermittelt: Menschlichkeit, Gleichheit, Mitgefühl. Weil er sich als „gläubigen Christen“ bezeichnet, ist er vor einigen Jahren aus der katholischen Kirche ausgetreten. Bis auf den Vater ist ihm nach und nach seine gesamte Familie gefolgt.

Er hat mal Bäcker gelernt, dann umgeschult auf Kommunikationselektroniker,

und weil er damals keinen Job fand, hat er sich bei der Bundeswehr beworben. Luftwaffe in Lauda, die gab's damals noch. Als Stabsunteroffizier in Uniform hat er sich acht Jahre lang, „50 Meter unter der Erde“, um die Computer gekümmert, „und das als Antifaschist und Pazifist aus Überzeugung.“

In den Achtzigerjahren ist er bei Anti-Atom-Demos mitgelaufen, hat mit den Startbahn-West-Demonstranten sympathisiert, fand die Grünen der Neunzigerjahre gut, bis die angingen, sich in Fundis und Realos zu spalten. „Was sollen denn Realos bitte schön sein?“, fragt Heidrich. Das hat er nie verstanden. Ganz gekippt ist seine Grünen-Sympathie unter Schröder, als die Grünen den Kriegeinsatz im Kosovo befürworteten. „Ausgerechnet die Grünen. Die haben zu viele Werte für Macht verraten.“

Mitte der 2000er-Jahre wurden die Piraten Heidrichs neue politische Liebe. „Was die wollten, fand ich einfach toll.

Basisdemokratie bis ins Letzte, keine Delegierten, alle können online überall teilnehmen, das fasziniert mich immer noch.“ Zu der Zeit war Heidrich deren Zugpferd in der Region. Er stand an Infoständen, machte Werbung. Aber mit der Macht hat sich auch diese Partei verändert, sie wurde „gekapert“, sagt Heidrich, und von den tollen Ideen des Anfangs blieben nur noch die Forderungen nach Abschaffung des Urheberrechts und das Recht auf Rausch für alle übrig. Da hatte er genug. „Aber im Herzen bin ich immer noch Pirat“.

Anfang 2014 hatte sich die Initiative „Mergentheim gegen rechts“ gegründet. Auslöser war eine Vorführung der Dokumentation „Blut muss fließen – Undercover unter Nazis“, die der Journalist Thomas Kuban über rechtsradikale Musikkonzerte gedreht hatte. Stefan Heidrich war dort. Und plötzlich dachte er: „Jetzt muss ich auch was machen.“

Als Timo Büchner, der damalige Kopf von „Mergentheim gegen Rechts“, in eine andere Stadt zog und die Stelle sozusagen vakant wurde, hat Heidrich übernommen. Mittlerweile ist die Organisation in „Netzwerk gegen rechts Main-Tauber“ umbenannt, weil die Aktionen und Vernetzung mittlerweile weit über Bad Mergentheim hinausgehen. Zu den Kooperationspartnern gehören „Herz statt Hetze“ im Neckar-Odenwald-Kreis, die Rosa Luxemburg Stiftung, die bundesweite Initiative „Kein Bock auf Nazis“, die Amadeu Antonio Stiftung und regionale Kulturinstitutionen.

Für den Vorstand der AfD-Main-Tauber ist die Initiative ein „linker Mob“, für einen AfD-Kreisrat ist Heidrich ein Taugenichts, und ein CDU-Mitglied belehrt ihn, Christina Baum sei harmlos,

Von unserer Kontext-Redaktion

Danke, Community!



Wir sind auf der Zielgeraden und guter Dinge, dass wir es bis Weihnachten schaffen: mit Ihnen, mit dem Rückenwind unserer Community. Denn schon jetzt haben uns so viele Spenden und beste Wünsche erreicht, dass das Ziel nahe ist – und das heißt, die drohenden Prozesskosten im Streit mit einem Mitarbeiter zweier AfD-Landtagsabgeordneter bestreiten zu können. Wir sind überwältigt von dieser Spendenbereitschaft, von dieser Großzügigkeit unserer

Leserinnen und Leser, die damit uns und unsere Berichterstattung unterstützen. Dafür haben wir zu danken. Denen, die wissen, dass eine Demokratie Wachhunde braucht, die sich nicht fürchten, die Dinge beim Namen zu nennen. Denen, die uns seit Jahren ihr Vertrauen schenken, dass wir in diesem Sinne weitermachen (können). Und zur Erinnerung, dass wir zwar kurz vor dem Ziel, aber noch nicht ganz angekommen sind, fällt bei dem Besuch unserer Internetseite in dieser Woche noch einmal das Wimmelbild des Karikaturisten Gerhard Seyfried über je-

den Kontext-Artikel. Seyfrieds Zeichnung bringt uns zum Lachen und zeigt, dass der Widerstand gegen Braun ein bunter ist. Das beweist auch Stefan Heidrich – siehe Artikel oben.

Zur Friedensgala

Die „AnStifter“ blasen zum Endspurt: Es gibt noch Tickets für die Friedensgala am Sonntag, 15. Dezember im Stuttgarter Theaterhaus. Am schnellsten geht es über die Telefonnummer 0711 402070. In diesem Jahr geht die Auszeichnung an den Sea-Watch e.V., der Flüchtende vor dem Ertrinken bewahrt hat. Den Preis entgegennehmen wird das Gründungsmitglied Ruben Neugebauer. Als Laudatorin wird die frühere Justizministerin Herta Däubler-Gmelin zu hören sein. Und das letzte Wort hat wie immer Peter Grohmann.

Spenden an Kontext

Spenden Sie unter dem Betreff „Aufrecht gegen rechts“ auf folgendes Konto:

KONTEXT: Verein für ganzheitlichen Journalismus e.V.
GLS Bank
IBAN: DE80 4306 0967 7011 8506 00
BIC: GENODEM1GLS

KONTEXT e.V. ist gemeinnützig. Sie erhalten automatisch Anfang Februar die Spendenbescheinigung für das Vorjahr. Bitte geben Sie dazu bei der Überweisung Ihre Postadresse an.

WIRTSCHAFT

Auch dem unbegabtesten Betriebswirt ist klar, dass es mittelfristig eher unklug ist, ausgerechnet den Teil zu versilbern, der satte Gewinne einfährt. Also überlegt man im Konzern,

der Thyssenkrupp AG, noch weitere Wege. Vielleicht bringt man die Sparte Aufzüge und Fahrtreppen an die Börse? Behält man dann die Mehrheit? Oder verkauft man nur einen Teil, holt also einen Investor an Bord? Im Moment scheint alles möglich. Den rund 1.000 Beschäftigten in Neuhausen schmeckt keine Möglichkeit. „Egal was, alles ist unser Feind“, fasst der Betriebsratsvorsitzende vom Aufzugswerk in Neuhausen, Georgios Triantafyllidis, die Stimmung zusammen. „Wir wollen bei Thyssenkrupp bleiben.“

Um das dem Management klar zu machen, sind 2.500 Frauen und – vor allem – Männer aus den beiden deutschen Aufzugs- und Fahrtreppenwerken Neuhausen und Hamburg sowie den vielen Servicestandorten vorige Woche mit Bussen nach Essen gefahren. Dort sitzt die Zentrale und dort wurde kräftig demonstriert, mit Bengalos, Fahnen, Trillerpfeifen. „Alleine aus Neuhausen sind zwölf Busse mit 600 Leuten gefahren“, berichtet Georgios Triantafyllidis, genannt Gogo, stolz. „Das gab es noch nie.“

Wie gut die Aktion bei seinen Kolleginnen und Kollegen ankam, ist noch zwei Tage später bei einem Besuch im Werk zu sehen. Beim Gang durch die Produktionshallen wird dem Betriebsrat ständig auf die Schulter geklopft. „War super!“, „Danke, Gogo.“ Der griechischstämmige Weilheimer grinst zufrieden. Er sei im Betriebsrat der Außenminister, sagt er. Weil er auch im Aufsichtsrat von Elevator sowie im Konzern- und im Europa-Betriebsrat sitzt, reist er viel. „Nächste Woche bin ich wieder in Essen. Dann wird gemeinsam mit der IG Metall weiter verhandelt.“ Denn die IG Metall will Zusagen haben, dass Tarifbindung, Beschäftigung und die deutschen Standorte erhalten bleiben, egal wie der Konzern sich entscheidet.

Thyssenkrupp hat vorige Woche nach der Demo und Verhandlungen in Essen bereits signalisiert, dass da etwas vorstellbar wäre. „Das Unternehmen hat zugesichert, dass bei einem Börsengang oder Verkauf, Tarifbindung und Mitbestimmung fortgeführt werden“, sagt Jürgen Groß von der IG Metall Esslingen, der im Elevator-Aufsichtsrat sitzt. Einzigartig sei die Zusage, „dass ein möglicher Käufer vor dem Kauf mit der Gewerkschaft verhandeln muss. Diese Woche wollen wir diese Zusagen festzurren.“

Ein Käufer muss auch mit der Gewerkschaft verhandeln

Für Triantafyllidis wäre ein Verkauf die schlechteste aller Möglichkeiten. „Dann ist der Standort hier auf lange Sicht tot.“ Ein Konkurrent, Kone, hat bereits öffentlich Interesse bekundet. Doch Trianta-

Heuschrecken-Alarm auf den Fildern

Der Thyssenkrupp-Konzern braucht Geld. Der einfachste Weg heißt: verkaufen. Und da gibt es in dem Unternehmen, das vor allem für sein Stahlgeschäft bekannt ist, nur eine Sparte: Aufzüge und Fahrtreppen. In Neuhausen auf den Fildern geht die Angst um.

Von Gesa von Leesen

fillidis glaubt nicht, dass ein Konkurrent Neuhausen erhalten würde. „Die wollen unsere Kunden, nicht uns.“ In Neuhausen werden Spezialaufzüge gebaut. Zum Beispiel die, die im New Yorker One World Trade Center (541 Meter hoch) und im Shanghai World Financial Center (492 Meter) Personen befördern. Hier wird nach Kundenwunsch entwickelt und produziert. „Ich behaupte, es gibt keinen Standort, wo so viel Knowhow über Aufzugstechnik vorhanden ist, wie hier“, sagt Triantafyllidis. Der Rundgang – fotografieren verboten – führt an riesigen Drehmaschinen vorbei, an der Pulverbeschichtungsanlage, geht durch den Stahlbau. „Jetzt sind wir im Antriebsbereich“, Triantafyllidis zeigt auf Paletten, auf denen sich kleinere Antriebe stapeln. „Aber wir bauen auch richtig Große. Hier sind in den vergangenen Jahren 20 Millionen Euro investiert worden.“

Es geht weiter. „Hier wird alles in

punkto Sicherheitsbereich gebaut. Geschwindigkeitsbegrenzer, Fangzangen. Also ich sag mal: Ein Aufzug kann nicht abstürzen. Und hier das sind Treibscheiben, über diese Rillen laufen die Stahlseile für die Aufzüge. Das muss aufs My genau sein.“ Der Stolz ist dem 44-Jährigen anzuhören.

In Neuhausen werden maßgeschneiderte Aufzüge gebaut

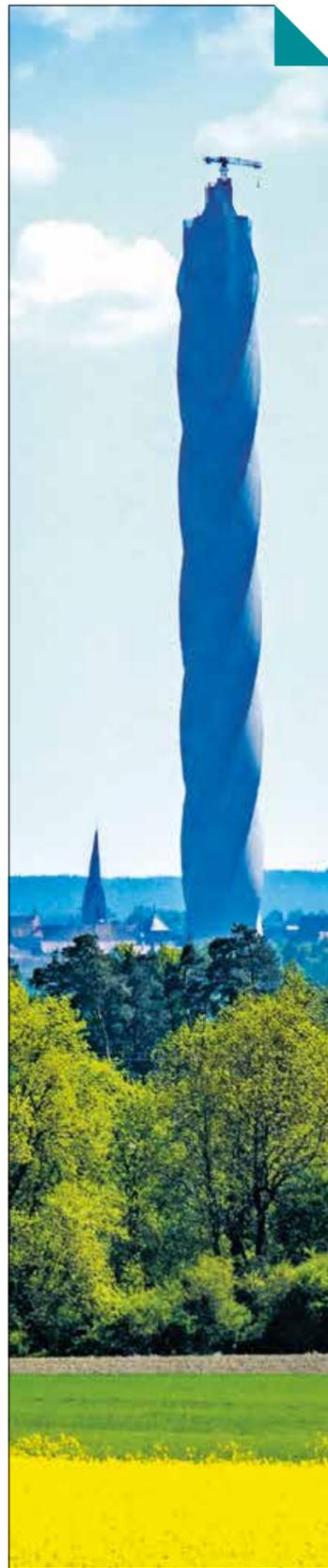
Er winkt einen jungen Mann herbei. „Darf ich vorstellen: Bilal, unser Flüchtling. Wir versuchen nämlich, immer auch Leute auszubilden, die keine tollen Noten oder irgendwie schwierige Lebenswege haben.“ Dostokhel Bilal lernt seit 2017 in Neuhausen Montagetechnik. „Ich bin aus Afghanistan, habe hier Deutsch gelernt, und bin jetzt in der Jugendauszubildendenvertretung Schriftführer“, erzählt er. Er lobt Gogo: „Deine Rede in Essen war gut. Du hast richtig eingeeizt.“ Er glaubt, dass die Demo die Unternehmensführung beeindruckt hat. „Und wenn nicht, fahren wir eben nochmal hin.“ So etwas hört Triantafyllidis gern.

Weniger gern hat er die Aufzugsstrategie von Thyssenkrupp in den vergangenen Jahren verfolgt. „Um Kosten zu sparen, wurden einzelne Komponenten outsourcet, beziehungsweise geschlossen. Zum Beispiel Türen. Die kaufen wir jetzt zu. Von der Firma, die alle Aufzugsfirmen beliefert.“ Er schüttelt den Kopf. Bessere Qualität käme so nicht zustande. Dabei sei Qualität „Made in Germany“ noch immer ein Pluspunkt bei vielen Kunden.

Triantafyllidis fände es sinnvoll, wenn Thyssenkrupp Elevator seine Werke in Deutschland und Spanien klarer am Markt aufstellen würde: „Die Spanier bedienen das untere Marktsegment, Wohnungsbau und so. Wir das mittlere und hohe. Hotels, hohe Bürogebäude, wo in kurzer Zeit viele Menschen transportiert werden müssen. Den Aufzug im Daimler-Museum haben wir gebaut. Oder: In

Steil nach oben – wie lange noch?

Wer mal auf dem Thyssenkrupp-Testturm bei Rottweil war, weiß, was ein moderner Aufzug ist. In etwa 30 Sekunden fährt die Kabine auf die 232 Meter hohe Aussichtsplattform. Das sind etwa acht Meter pro Sekunde, und diese Geschwindigkeit merkt der Fahrgast nicht. Beeindruckend. Auf seiner Webseite schreibt das Unternehmen: „Mit einem Investitionsvolumen von mehr als 40 Millionen Euro unterstreicht Thyssenkrupp die besondere Bedeutung der Region: Zusammen mit dem Aufzugswerk in Neuhausen auf den Fildern (...) bildet Rottweil mit dem geplanten Testturm eine hochmoderne Innovationsschmiede für Aufzugstechnik mit insgesamt über 1.500 Mitarbeitern.“ Das passt zum Tüftler-Image des Südwestens, doch wie lange es die „hochmoderne Innovationsschmiede“ in Neuhausen noch geben wird, ist derzeit unklar. (gvl)



Der Thyssenkrupp-Testturm bei Rottweil, 246 Meter hoch.
Foto: Joachim E. Röttgers

einem Nobelviertel in London haben wir mal einen Aufzug gebaut, da war die Kabine sechs Meter lang und fünf Meter hoch.“ Er lacht. „Damit der Typ mit seinem Auto in die Wohnung fahren konnte.“

Arbeiter wollen bei Thyssen bleiben

Mit seinem Stolz auf die Leistung in Neuhausen ist Triantafyllidis nicht alleine. Die Leute sind verbunden mit dem Werk. „Wir haben eine sehr geringe Fluktuation. Die Arbeit ist gut, die Bedingungen auch, wir haben ja eine besondere Mitbestimmungskultur. Es wäre schon bitter, wenn die drei Thyssen-Kreise vom Dach verschwinden würden. Außerdem sind wir wichtig für die Region.“

In diesen Wochen besichtigen potentielle Interessenten das Werk. „Heuschreckenalarm“ nennt Triantafyllidis das. Er und seine Kolleginnen und Kollegen sind verbittert, weil die finanzielle Misere der Thyssenkrupp AG hausgemacht ist. „Die Ursache ist der Bau eines Stahlwerks in Brasilien Anfang der 2000er Jahre“, erklärt der IG Metalller Jürgen Groß. „Da hat das Unternehmen Milliarden versenkt. Seitdem hat die AG fast jedes Jahr irgendeinen Teil verkauft, um Geld in die Kasse zu bekommen.“ Momentan komme zu der sowieso schon schlechten finanziellen Lage noch die schwächelnde Konjunktur: „Weniger Autos, weniger Anlagenbau – das schlägt natürlich auch auf die Auftragslage in der Stahlproduktion durch.“

Er will, dass in Deutschland weiterhin Aufzüge gebaut werden – zumal keiner der Konkurrenten, seien es Otis, Kone, Schindler, in Deutschland produziert. „Die Thyssen-Aufzüge haben den Ruf, der Daimler unter den Aufzügen zu sein. Es muss also auf Qualität geachtet werden, dann kann das funktionieren.“ Wenn aber auch in Neuhausen nur nach den Kosten geschaut werde und man auf billig mache, dürfte es schwierig werden. Dabei sei der Aufzug ein Zukunftsprodukt. Schließlich schreite die Urbanisierung voran und die Bauten würden immer höher.

Wenn Ende dieser Woche wieder verhandelt wird, geht Groß davon aus, dass Arbeitnehmer und Arbeitgeber sich weitgehend einigen. Auf jeden Fall müsse die Tarifbindung auch für die Zukunft sichergestellt werden. „Alle Thyssen-Elevatorstandorte sind tarifgebunden. Das ist bei so einem verzweigten Unternehmen schon ungewöhnlich. Sonst versuchen Firmen ja immer, Ausgliederungen oder Töchter tariflos zu halten.“

Endgültig entschieden, was mit der Aufzugssparte passiert, wird bei der Aktionärsversammlung am 31. Januar nächsten Jahres. Groß: „Wenn wir wissen, wer der künftige Eigentümer ist, muss dieser mit uns über Standort- und Beschäftigungssicherung verhandeln.“ Ob die Beschäftigten dann noch einmal in Essen demonstrieren werden, hänge von der Verhandlungsbereitschaft des eventuell neuen Eigentümers ab.

MEDIEN

Es weihnachtet sehr. Spätestens seit zahllose LED-Lichterketten die Bäume, Kaufhäuser und Eigenheime schmücken. Doch die blinkende Festlichkeit ist des Teufels Zeug, glaubt

man dem Stuttgarter Südwestrundfunk (SWR). Dessen TV-Magazin „Marktcheck deckt auf“ behauptet, dass uns mit modernen LEDs gar kein Licht aufgeht. Zumindest unseren Kindern nicht. Denn unter den Licht emittierenden Dioden – wofür die drei Buchstaben stehen – sieht's beim Nachwuchs mit Rechnen und Rechtschreiben zappenduster aus. Dies suggerieren die SWR-Autoren Inga Vennemann und Moritz Hartnagel in ihrer Reportage „Das Geschäft mit LED-Lampen“, die kürzlich im Südwestfernsehen zu sehen war. Schuld daran soll der hohe Blaulichtanteil des Diodenlichts sein.

Dieser Art der Volksverdummung sind alle Europäer hilflos ausgeliefert – dank rücksichtsloser Bürokraten, so vermittelt es die Reportage. Denn mit der sogenannten Ökodesign-Richtlinie für Beleuchtung hat die Europäische Union das Ende der letzten Glühbirnen bereits eingeläutet: ab September 2021 ist das „Inverkehrbringen“ auch derjenigen Halogenlampen verboten, die bislang noch in Deckenstrahlern und Schreibtischleuchten erlaubt sind. Nur für Produkte, bei denen die Umstellung auf

Leuchtender Feind im Klassenzimmer

Märchenstunde im Südwestfernsehen: Eine TV-Reportage erhebt Esoterik zur Wissenschaft, um Lernen unter energieeffizienter LED-Beleuchtung in Frage zu stellen. Es ist nicht die erste anthroposophische Entgleisung des Senders.

Von Jürgen Lessat

LED schwierig ist, gilt eine Schonfrist bis zum 1. September 2023.

Lichtversuch in der Ameisenbergschule

Dabei sprechen gute Gründe für LEDs. Die modernen Leuchtmittel brauchen wesentlich weniger Energie – oft weniger als 10 Prozent – als das Halogen-Äquivalent. Das könnte den Strombedarf in den derzeit noch 28 EU-Ländern rapide senken, wo momentan 12 Prozent der Elektrizität für Beleuchtung verbraucht werden. Wenn alle Haushalte alle Lampen von Halogen

auf LED umgestellt haben, ließen sich EU-weit 9,4 Terrawattstunden Strom pro Jahr einsparen, was dem jährlichen Energieverbrauch Estlands entspricht. Von den Effizienz Wundern profitiert neben dem Geldbeutel also auch das Klima: Pro Jahr ersparen die Leuchtdioden 3,4 Millionen Tonnen des Klimagases CO₂ – das Doppelte der gesamten jährlichen CO₂-Emissionen Malts. Zudem enthalten sie kein giftiges Quecksilber wie die inzwischen verbotenen Energiesparlampen.

Alles keine Argumente für die SWR-Marktchecker. Ein Beleuchtungsexperi-

ment in einer Schule soll das LED-Unheil beweisen. „Es geht um unsere Gesundheit, um Verhalten, Leistungsfähigkeit und Wohlbefinden“, führt der Off-Ton die Zuschauer in den Versuch an der Stuttgarter Ameisenbergschule ein. Der Ablauf: Eine Woche lang lernen Zweitklässler unter LED-Beleuchtung. Jalousien verdunkeln das Klassenzimmer. In der Folgewoche sitzen die Grundschüler unter Halogenlampen im Unterricht. Versteckte Kameras dokumentieren ihr Verhalten.

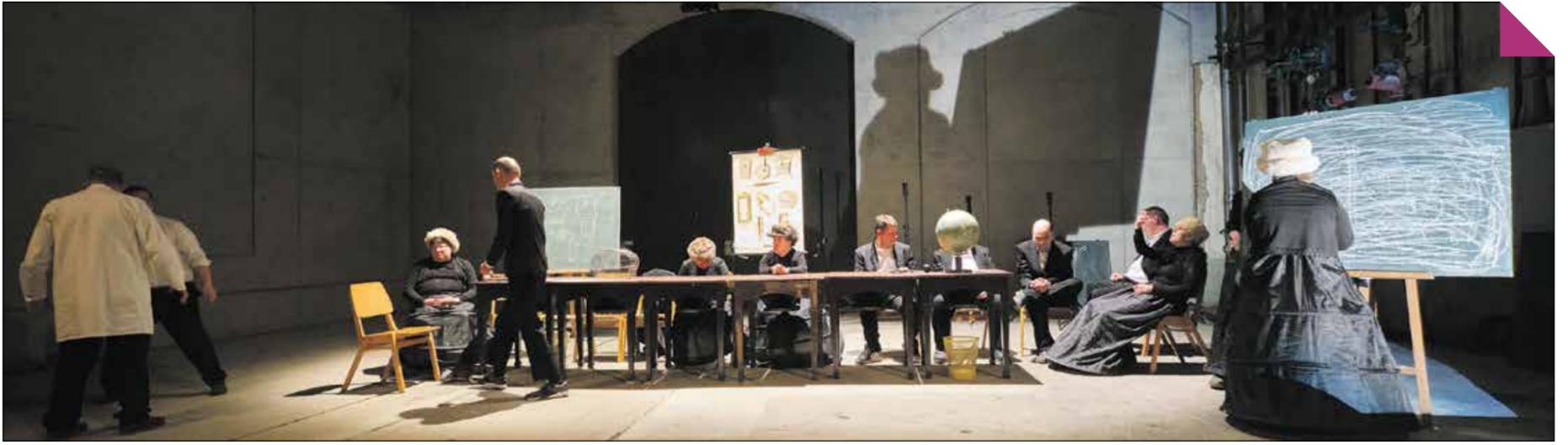
„Wir rechnen säen die Folgeszenen, in denen Lichtexperte Geier seine Forschungsmotive erläutert. Denn die sind rein privater Natur: „Ich hatte eine Art Kopfschmerzen und Druck. Ich hab mich darunter nicht wohl gefühlt“, schildert Geiers Tochter Alexia in der Reportage ihre Beschwerden. Zuvor hatte ihre Schule die Beleuchtung auf LEDs umgestellt. „Da dachte ich mir, es muss auf Menschen

und Kinder wirken. Jetzt machst Du mal ein Experiment“, begründet Vater Uwe seinen Forscherdrang, dem er mit ersten Beleuchtungsversuchen an drei Privatschulen freien Lauf ließ.

Im Netz finden sich die Versuchsergebnisse auf dem Portal „Research on Steiner Education“. RoSE, so das Kürzel, ist nach eigener Darstellung eine zweisprachige Online-Fachzeitschrift mit dem Ziel, „die theoretische und praktische Entwicklung der Steiner-Waldorfpädagogik auf eine Weise zu fördern, die für unsere heutige globalisierende Welt relevant ist“. Es ist also ein Informationsportal für Anthroposophen. Autor Geier wird darin auch nicht als Lichtforscher, sondern als Mitarbeiter von „Forschungsring e.V.“ geführt. Der Verein mit Sitz in Darmstadt soll laut Satzung „Fragen zu landwirtschaftlichen Erzeugnisse auf der Grundlage von Rudolf Steiners erweiterter Natur- und Menschenkenntnis“ erforschen. Geier, studierter Agraringenieur, ist sein Geschäftsführer.

Schöner malen unter Halogen?

Laut Abstract lieferten Geiers Beleuchtungsversuche, die die anthroposophennahe Stiftung der Darmstädter Software AG sponserte, kein einheitliches Ergebnis. Während in den Disziplinen Wachsamkeit und Konzentration keine Unterschiede festzustellen waren, sei die Gedäch-

SCHAU
BÜHNE

Ein langes Klingeln kündigt die erste Stunde an. Zwölf Personen mit geistiger Behinderung sitzen an einem langen Tisch, wie auf Leonardos Letztem Abendmahl: die Frauen

mit Pelzmütze und schwarzem Reifrock, die Männer in dunklem Anzug, weißem Hemd. Einer beugt sich über den Overhead-Projektor und zeichnet auf die Folie, zwei weitere auf Tafeln, die anderen in ein vor ihnen liegendes Heft. „I. Kunst“ steht in dem DIN A5-„S.c.h.u.u.l.h.e.f.t.“, das an die Zuschauer verteilt wurde. Astronomie, Alchemie und Intergalaktische Forschung heißen weitere Fächer.

Die zwölf Darsteller sind am Vortrag aus Thüringen angereist. Sie kommen aus der Diakonie-Einrichtung Carolinenfeld im Städtchen Greiz, zwischen Plauen, Gera und Zwickau im Vogtland. Das Theaterstück ist der letzte Akt der zehntägigen Ausstellung „Strike gently away“ vom Kuratorenduo Birgit Gebhard und Maximilian Lehner (The Real Office) im neuen Projektraum des Kunstvereins Wagenhalle. Der Titel stammt von englischen Streichholzschachteln. Gemeint ist hier: alle nationalen, Geschlechter- und sonstigen Zuschreibungen sanft wegstreichen.

„Fürchtet euch, fürchtet euch nicht“

Das Klassenzimmer war von Anfang an Teil und Blickfang der Ausstellung. Das Stück haben Susann Maria Hempel und Cássio Diniz Santiago mit den Behinderten entwickelt. Sie stammt aus Greiz und hat mehrere preisgekrönte Experimentalfilme über ihren Heimatort gedreht. Er stammt aus São Paulo, hat dort Darstellende Kunst studiert und ist seither in verschiedenen Funktionen im Theaterbereich tätig. Als Stipendiaten der Solitude-Akademie lernten sie sich vor einigen Jahren in Stuttgart kennen. Das Stück war Hempels Idee, bei der Umsetzung konnte Santiago helfen. Seit zwei Monaten sind sie verheiratet.

Rammstein und Blockflöten

Nachhilfeunterricht im neuen Projektraum des Kunstvereins Wagenhalle. Als letzter Akt der Ausstellung „Strike gently away“ reisten zwölf Menschen mit Behinderung aus Thüringen an. Sie brachten sinnliches, temperamentvolles Theater auf die Bühne – und nach zwölf „Schulstunden“ den Laden zum Rocken.

Von Dietrich Heißenbüttel

In der zweiten Stunde machen alle irgendwelche Geräusche. Was steht im Schulheft? „Mechanik. Ordne zu“ – dazu Zeichnungen von einem Flugzeug, einer Silvesterrakete und Begriffe wie Dampfmaschine, Abendbrotmaschine, StarWars-Maschine oder Blumenmaschine. Die dritte Lektion heißt „Kampfkunst“. Das sieht man der Solodarbietung auch ohne das Schulheft an. In der vierten Stunde, Astronomie, fängt es an zu rocken: „Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht, neun, aus – alle warten auf das Licht. Fürchtet euch, fürchtet euch nicht“ – Rammstein, „Sonne“.

Nun aber greift einer, der bei Rammstein schon ziemlich mitgegangen ist und eine gewisse Ähnlichkeit mit Karl Valentin hat, selbst in die Saiten. Er ist nicht ganz leicht zu verstehen – etwas von toten Zweigen und toten Lippen dringt durch: „So ist Versöhnung, so ist vergeben und verzeihn.“

Es ist die „Ethik“-Stunde, der Song stammt von dem christlichen Liedermacher Jürgen Werth, klingt aber ganz und gar nicht nach Knabenchor. Eher

schon nach dem Wunsch, sich als Rockmusiker richtig auszutoben.

Alchemisches und Intergalaktisches, Tango und Waldhörner

Dann folgt der optische Höhepunkt der Aufführung: „Heilkunde“. In der Mitte der Tische liegt einer auf einer Bahre. Die anderen haben sich um ihn versammelt, wie in Rembrandts „Anatomie des Dr. Tulp“, nur dass hier nicht sezirt, sondern mit dem Stethoskop abgehört wird. Den Pulsschlag macht eine der Darstellerinnen, indem sie mit der Hand rhythmisch auf ein Mikrophon klopft. Eine andere zeichnet das EKG an die Tafel. Hinter denen, die sich an dem Patienten zu schaffen machen, steht der Chefarzt und schmaucht genüsslich einen Zigarillo. Als eine der Ärztinnen dem Patienten das Stethoskop auf die Lippen setzt, prustet er los. Sie versucht herauszufinden, wo er kitzlig ist: mit Erfolg.

Santiago sitzt am linken Bildrand und bedient die Schulglocke. Hempel steht rechts, trägt immer wieder unauffällig Bühnenuensilien herein und ermuntert

durch Blicke und Gesten die Darsteller, die aber inzwischen auch schon von selbst ganz gut in Fahrt sind. In der siebten Schulstunde, „Alchemie I“, ist im Schulheft ein Papierknäuel abgebildet. Auf der Rückseite steht: „Reiße diese Seite aus Deinem Heft heraus und verwende sie für etwas anderes!“ Die Papierknäuel sammeln sich in einem Vogelkäfig. Während der wieder genesene Patient nun seine Schwingen ausbreitet, zwitschert es von rechts und links aus Blockflöten.

„Also, mein erster Geburtstag war sehr schön“, beginnt die Lektion „Geschichte“. „Es gab Nudeln mit Tomatensoße.“ Aber irgendetwas stimmt hier nicht. „Es war eine anstrengende Geburt für meine Mutter“, erinnert sich die Vortragende, und dass diese in Zimmer 108 oder 109 stattfand. Sie selbst sei erschöpft eingeschlafen und habe später laut geschrien. Später, als sie zwölf war, bekam sie eine Schwester, irgendwann wurde das Zimmer für beide zu eng und sie musste weg. Sie wollte nicht. Offenbar ist es die eigene Geschichte der Vorlesenden, die den langen Text flüssig vorträgt.

„Ja, mein Freund“, spricht einer in den Telefonhörer. Dass die neunte Schulstunde „Intergalaktische Forschung“ heißt, versteht sich als überpointierter Hinweis darauf, dass irgendwie mysteriös bleibt, woher die Stimme aus dem Hörer eigentlich kommt. Diesmal kommt jede und jeder an die Reihe, und es macht überhaupt nichts, dass das andere Ende des Telefonkabels frei im Raum baumelt. Einer bringt es fertig, überzeugend in Tonfall und Gestik ein langes Gespräch zu führen, von dem man nichts versteht. Andere sind knapp angehängt und legen schon nach wenigen Sätzen wieder auf.

Während es in der nächsten Schulstunde darum geht, pflanzliche oder tierische Zellen von einer am Kartenständer aufgehängten und ausgezogenen Biologie-Rollkarte abzuzeichnen, kommen zum krönenden Abschluss alle nochmal einzeln zum Zug. Von der linken, hinteren Raumecke aus tanzen sie über die Bühne

Der Projektraum wird zum Klassenzimmer. Foto: Joachim E. Röttgers

und zeichnen oder schreiben dann rechts auf eine Tafel. Ein Tango; Waldhörner; „Bird of Prey“ von Fatboy Slim; eine schräge Version eines Stückes von Thelonious Monk: Die Musikstücke sind passend ausgesucht. „Kurt, du bist dran“, ruft die Geschichts-Vorleserin in den Raum. „Olaf, du noch nicht!“

Vorurteile „gently away“

Jede/r agiert, wie er oder sie es am besten kann und mag: Zwei tanzen lang und sehr rhythmisch, andere eilen in wenigen Schritten zur Tafel. Die Erzählerin guckt in die Luft und dreht sich nach links und rechts, zu Pizzicato-Klängen. Wer nicht so gern tanzt, bringt dafür an der Tafel vielleicht mehr zustande. Einer fährt zuerst mit der Breitseite der Kreide rhythmisch zur Musik auf der Tafel hin und her. Dann schreibt er „DDR“ oben rechts in die Ecke. Und „Kittel“ davor. Meint er das Maueropfer Walter Kittel?

Wenn die Zuschauer aufgehört haben, über die vermeintlich ganz andere Lebenserfahrung der DarstellerInnen mit Behinderung nachzugrübeln, wenn sie sich von ihrem Schwung mitreißen lassen: dann haben sie ihre Lektion gelernt und im Sinne des Ausstellungstitels die Rollenzuschreibungen sanft beiseite gewischt. „Wir haben viel herumprobiert, was wir machen können“, erzählt Santiago, bezogen auf die Musik und das ganze Programm. „Dabei kam ziemlich viel Material zusammen, und so kamen wir auf die Idee, dem mit der Schule einen Rahmen zu geben.“

Die Musikstücke haben sie mit den Darstellern zusammen ausgesucht. Vorschläge dazu lieferte Santiago: eine exzellente Zusammenstellung. Zum Schluss gibt es Sekt und alle tanzen ausgelassen zu „Life is Life“ – „das gehört nicht zum Stück“, beeilt er sich hinzuzufügen. „Das war unvermeidlich.“

nis- und Kreativitätsleistung der Schüler durch LED-Beleuchtung reduziert worden, fasst der Autor zusammen. Wer die 16-seitige Publikation studiert, stößt auf Erstaunliches. So schnitten Schüler unter LED-Licht in einigen Prüfdisziplinen deutlich besser ab – je weiter weg sie im Klassenzimmer von Fenstern saßen. Die größten Leistungsunterschiede wurden in einer typischen Waldorf-Disziplin festgestellt: Beim „freien Zeichnen“ malten die Schüler unter Halogen-Licht deutlich besser, urteilte ein Bildinterpretator.

Auch das Schulexperiment in der SWR-Reportage verwirrt am Ende mehr als dass es aufklärt – wegen widersprüchlicher Aussagen zwischen Off- und O-Tönen. So verkündet der Off-Sprecher, dass sich das jeweilige Licht etwa bei den Diktaten bemerkbar gemacht habe. „Bei den Diktaten gab es zwar Unterschiede, die aber statistisch nicht signifikant waren“, betont dagegen Versuchsleiter Geier. Aus dem Off heißt es dennoch, dass die Kinder „im Durchschnitt 20 Prozent weniger Fehler unter Halogen-Licht“ gemacht hätten. Laut Geier gab es signifikante Unterschiede nur beim Gedächtnistest, bei dem Halogen besser abschnitt. Dagegen sagt der Off-Sprecher: „Bei allen Tests hat sich gezeigt: Unter LED-Licht waren die Leistungen der Kinder regelmäßig schlechter als unter Halogen.“ Als Kontext bei Uwe Geier wegen dieser Widersprüche nach-

fragt, distanziert sich dieser deutlich von dem Beitrag. „Der SWR wollte, dass alles ganz schnell abgedreht ist“, sagt er in einem Telefonat.

Weitere Recherchen ergeben, dass „Lichtexperte“ Geier auch kein objektiver Forscher ist. So betreibt er das Internet-Portal Lichtfragen.info, das Unterschriften gegen ein „LED-Monopol“ durch die EU-Ökodesign-Richtlinie sammelt. „Wir wollen das Thema Licht an die Menschen so ranbringen, dass klar wird, welche Brisanz darin liegt“, erklärt Lichtfragen-Mitstreiterin Ulrike Wendt in der Reportage. Die Politik vernachlässige die gesundheitlichen Auswirkungen von LED-Licht, behauptet sie. Welche Kompetenz die Mitstreiterin aus Apolda mitbringt, erfährt der Zuschauer nicht. Google hilft weiter: Frau Wendt ist Eurythmistin sowie Seminar- und Projektleiterin in der anthroposophischen „Gesellschaft für Bildekräfteforschung“.

Lichtexperten mit esoterischem Kompass

Keine Ahnung, was Bildekräfte sind? Es sind „gestaltbildende bzw. gestaltverwandende (metamorphosierende) ätherische Universalkräfte, in denen und durch die die höheren Hierarchien bis hinauf zu den erhabenen Tierkreiswesen gestaltend wirken“, erklärt sie das „Anthro-Wiki“-Portal. Ihre Erforschung beruhe nicht nur

auf sinnlichen Beobachtungen, sondern erfordere eine „gezielte geistige Schulung, durch die erst entsprechende übersinnliche Wahrnehmungsorgane ausgebildet werden müssen“. Dies sei prinzipiell jedem Menschen „mit etwas Geduld und Ausdauer möglich“. Und mit ausreichend Geld: Den passenden Lehrgang „Wahrnehmen und Forschen im Übersinnlichen“ über 26 Stunden bietet Wendts Verein für 2.000 Euro an.

Warum verschweigen die „Marktchecker“ das anthroposophische Weltbild der aufgebauten Lichtexperten? Warum suggerieren sie Wissenschaftlichkeit, wo esoterische Maßstäbe angelegt werden? Das wollte Kontext vom SWR wissen. Zumal erst vor Kurzem ein wohlwollender TV-Beitrag des Senders über das 100-Jahr-Jubiläum der Waldorf-Schulen hohe Wellen schlug. Erst nach kritischen Medienberichten hatte der SWR die Nähe von Filmautorin Esther Saoub zur Waldorf-Bewegung öffentlich gemacht.

In einer ausführlichen Mail windet sich eine SWR-Sprecherin um eine klare Antwort. Sie verweist auf Vorträge, die Geier bei Fachtagungen gehalten habe. Den Vorwurf, der Film verbreite Widersprüchliches, weist sie zurück. Die Auswirkungen von LED auf Lernverhalten und Konzentrationsvermögen von Kindern seien ein interessanter Aspekt, zu dem es bislang noch keine wissenschaftlichen Studien

gebe und der auch in der Öffentlichkeit noch keine Beachtung finde. „Wir freuen uns, wenn wir hier zum gesellschaftlichen Diskurs anregen konnten“, so die SWR-Sprecherin. Als öffentlich-rechtliches Verbrauchermagazin verstehe man seinen Auftrag in der kritischen Auseinandersetzung mit gesellschaftsrelevanten Themenstellungen. „Dabei legen wir großen Wert auf die Einhaltung der journalistischen Grundsätze und Sorgfaltspflichten.“

Zweifel an Versuchsordnung und an Ergebnissen

Kontext hat Jens-Holger Lorenz, emeritierter Mathematik-Professor an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg, um Bewertung von Sendung und Geier-Studie gebeten. Aus Sicht des empirischen Sozialwissenschaftlers leide das Lichtexperiment unter der viel zu kleinen Stichprobe und zu kurzen Dauer, um Repräsentativität beanspruchen zu können, antwortet er. In der Studie sei die Vergleichbarkeit der untersuchten Gruppen ebenso fraglich. Die Ergebnisse seien zu heterogen, um ein abschließendes Fazit zu rechtfertigen. „Sprechen die Ergebnisse nicht eher dafür, dass die Schüler im Laufe des Schuljahres vom Fensterplatz zur Wand und wieder zurück rotieren müssten, damit alle mal in den Genuss des Sonnenlichts gelangen?“, fragt er schmunzelnd.

Solche Überlegungen hielten den SWR nicht davon ab, die anthroposophischen LED-Gegner im vergangenen Frühjahr nach Brüssel zu begleiten. Dort wollten Geier und Wendt 24.500 Unterschriften an den damaligen Energie-Kommissar Miguel Arias Cañete überreichen. Unterschriften „von Menschen, die wegen der scharfen EU-Gesetzgebung um ihre Gesundheit fürchten“, wie es in der Reportage heißt.

Doch die beiden mussten unverrichteter Dinge abziehen. Als gesetzgebende Behörde nehme man keine Kommentare von Interessengruppen an, die der EU ihre Agenda aufzwingen wollen, verweigerte Kommission-Sprecherin Anna-Kaisa Ikonen die Annahme. Eine Studie im Auftrag der Kommission habe zudem ergeben, dass LED-Licht bei normalem Gebrauch keine gesundheitlichen Auswirkungen hat, ergänzte sie. Man beobachte die Entwicklung dieser noch neuen Lichttechnik sehr genau. So bieten die Hersteller inzwischen auch warmweiße und sogenannte Amber-LED-Leuchten an, deren Blaulichtanteil deutlich geringer als bei kaltweißen LEDs ist.

Auch der SWR hat offenbar inzwischen erkannt, auf welch tönernen Füßen das LED-Experiment an der Stuttgarter Ameisenbergschule steht. Im Begleittext zur Sendung ist es mit keinem Wort erwähnt.



Jubiläumsprogramm bei vollem Haus. Foto: Joachim E. Röttgers

gefüllt mit einem Café als Aufenthaltsraum zum Nachbereiten des Gesehenen, einem Museumsshop und – was ihm am wichtigsten ist – einem Rechercheraum mit kleiner Bibliothek, Rechercheterminals und einer Person zur Beratung. Und auch die schon 2011 von der Initiative geforderte Einrichtung einer Forschungsstelle – wie etwa beim EL-DE-Haus, dem NS-Dokumentationszentrum in Köln – habe er immer noch im Hinterkopf.

Momentan sind der dritte Stock und der rechte Teil des Hauses – das der landeseigenen Baden-Württemberg-Stiftung gehört – an die Firma Breuninger vermietet. Das könne sich ja ändern, „das Haus hat große Ausdehnungsmöglichkeiten“, sagt Stingele.

Räumlich ohne Frage. Finanziell momentan eher nicht. „Das darf man sich alles wünschen, aber das Thema ist ja das Geld. Wer finanziert das?“, wirft HdG-Chefin Lutum-Lenger denn auch ein. Ihr Haus habe es immerhin gerade geschafft, sich über Tarifsteigerungen der am Hotel Silber arbeitenden Angestellten zu verständigen. Aber für die jährlichen Unterhaltskosten von 500.000 Euro, die sich Stadt Stuttgart und Land teilen, scheint eine Erhöhung momentan recht unwahrscheinlich. In der Vergangenheit war es immer wieder die Stadt, die bei der Finanzierung knauserte, und aus dem Umfeld von Initiative und HdG ist zu hören, dies habe sich nicht geändert.

Dabei müssten die Forderungen nach einer besseren Ausstattung eines solchen Ortes eigentlich offene Türen einrennen, wollte man die auch von Politikern allmählich häufiger beschworene Gefahr eines aggressiver werdenden Rechtsextremismus nicht als reine Sonntags-Prosa abtun. Und erst kürzlich wartete der Bericht des Antisemitismusbeauftragten des Landes Michael Blume mit klaren Handlungsempfehlungen auf. Doch hehre Worte sind bekanntlich das eine, daraus angemessene Schlüsse zu ziehen und in politische Handlungen zu übersetzen, das andere. Zumal antifaschistisch orientierten Einrichtungen und Gruppen wie dem VVN-BdA oder dem Ludwigsburger DemoZ aktuell die Gemeinnützigkeit entzogen wurde.

Für eine Erweiterung gäbe es viele Argumente

Dabei wären eine Erweiterung des Ausstellungsteils und eine Forschungsstelle Überlegungen, die alles andere als Luxus sind. Zumal die Aufarbeitung und museale Dokumentation der NS-Vergangenheit in Stuttgart in der Vergangenheit immer wieder schleppend liefen.

Als die Hotel-Silber-Initiative 2008 erstmals ihre Forderungen nach einer Ausstellung im damals vom Abriss bedrohten Gebäude artikulierte, lehnte dies die damalige Kulturbürgermeisterin Susanne Eisenmann (CDU) kategorisch ab – mit der Begründung, eine breite inhaltliche Auseinandersetzung mit den Verbrechen der Gestapo in Stuttgart werde stattdessen im geplanten Stadtmuseum im Wilhelmspalais stattfinden. Heute, gut einhalb Jahre nach Eröffnung des sich nun Stadtpalais nennenden Museums, ist die allgemeine Auseinandersetzung mit Stuttgart in der NS-Zeit zwar vorhanden, aber nicht unbedingt breit. Die Lücke, die zu füllen wäre, ist also riesig.

Über alte und neue Nazis

Der Lern- und Gedenkort Hotel Silber ist ein Jahr alt geworden. In der ehemaligen Gestapo-Zentrale in Stuttgart geht es nicht nur um die Beschäftigung mit den Verbrechen der NS-Zeit, sondern auch um die neuen Rechten.

Von Oliver Stenzel

Nazis auch von der „normalen“ Polizei genutzt wurde, sind dies häufig Fragen, die sich mit der Staatsmacht beschäftigen: Die Verschärfung des Polizeigesetzes stand schon im Juli unter dem Titel „Polizeibefugnisse grenzenlos? Freiheitsrechte über Bord“ hier zur Diskussion, im November ging es um die Frage: „Rechte Netzwerke bei der Polizei?“

Das Haus ist ein Besuchermagnet

Am Mittwoch folgte unter dem Titel „Warum ist der Mord an Michèle Kiesewetter nicht aufgeklärt?“ ein hochkarätig besetztes Podiumsgespräch: Der Schriftsteller Wolfgang Schorlau, der Journalist Rainer Nübel und Walter Martinek, langjähriger Anwalt des beim Heilbronner Anschlag schwer verletzten Polizeibeamten Martin Arnold, diskutierten über „neue Spuren und die Rolle der Gesellschaft im NSU-Komplex“. Ein weites Feld, denn auch acht Jahre nach dem Auffliegen des NSU und nach vielen Untersuchungsausschüssen sind immer noch viele Fragen ungeklärt und ernüchternd wenig Lehren daraus gezogen worden.

Auch zu diesem Termin wurde es wieder rappellvoll im Foyer des Hotel Silber, wie bei den meisten der rund 40 Veranstaltungen, die bislang hier stattfanden. Ob der Vortrag zu „ehemaligen Mitarbei-

tern der Gestapo beim BND“ vergangene Woche, ein Abend über das SS-Massaker in Sant'Anna di Stazzema, ein zweitägiges Symposium zur LSBTTIQ-Geschichte oder diverse Veranstaltungen mit Zeitzeugen, etwa mit dem Georg-Elser-Neffen Franz Hirth. Diese Termine sind oft Kooperationen mit anderen Gruppen und Organisationen. Insbesondere mit den Gedenkstätten im Land soll die Zusammenarbeit noch intensiviert werden. Anfang 2020 wird es drei Veranstaltungen geben mit der Gedenkstätte Grafeneck, die an die Krankenmorde der NS-Zeit erinnert.

Nach einem Jahr lässt sich sagen: Das Haus, das anfangs so vehement von Stadt- und Landespolitikern abgelehnt wurde, ist ein Besuchermagnet. „40.000 Besucherinnen und Besucher kamen im ersten Jahr“, sagt Paula Lutum-Lenger, Direktorin des Hauses der Geschichte (HdG) Baden-Württemberg, es sei ganz offensichtlich ein Ort, „auf den die Menschen gewartet haben“.

Noch reichlich Wünsche für die Zukunft

Bei aller Freude über das Erreichte – Stingele könnte sich schon noch einiges mehr vorstellen. Hätte er ein paar Wünsche frei, sagt er, dann sei in fünf Jahren der dritte Stock des Hauses dazu gekommen und

hen davon bliebe dann, sozial betrachtet, für die Reichen und die Besserbetuchten kaum was übrig, und die brauchen das Kleingeld ja, um die Wahlkampfkosten zu bezahlen. Dass denen was fehlt – das kann keiner wollen.

Neben den Reichen gibt es bekanntlich die Tafeln, die vermehrt „angenommen“ werden. In der „Stuttgarter Kinderzeitung“ zum Beispiel erzählt man auch den kleinsten Lesern die Mär von den geschmückten Kaufhäusern, deren „Schaufenster in weihnachtlichem Glanz“ erstrahlen, und dass man schon im Januar ans nächste Weihnachtsfest denken muss – doch nix vom Jesuskindle, das sich die Haare rauft in seiner bescheidenen Krippe angesichts des Elends der eingesperrten Kinder in

bayrischer Abschiebehaft, angesichts des Jammers in den Flüchtlingscamps an der Balkanroute, angesichts der Nichtschwimmer in den Adventsbooten im Mittelmeer.

Trost für Arm und Reich, für Jung und Alt bringt da nur der „Kleine Lord“. Er gehört im Gegensatz zu den eher linkschristlichen Themen à la Kevin Kühnert zur Adventszeit wie der Glühwein auf dem Weihnachtsmarkt, das Trinkgeld für die Penner und der Friedenspreis für Sea-Watch & Co.

Schnell noch was: Seit 2002 steht der Tierschutz als Staatsziel in der Verfassung, der Kinderschutz nicht. Mülle Mulle, wo bischt?



Peter Grohmann ist Kabarettist und Koordinator des Bürgerprojekts „Die AnStifter“.

Als am vergangenen Montag der Holocaust-Überlebende Sally Perel in Stuttgart zu Gast war, da warnte er auch vor der Gefahr, die von neuen Rechten ausgeht – und dass sich so etwas wie der Nationalsozialismus in Deutschland wiederholen könne. Diese Frage, „könnte in Deutschland wieder eine Diktatur entstehen?“, steht auch am Ende der Dauerausstellung zu „Polizei und Verfolgung“ im Lern- und Gedenkort Hotel Silber. Die Frage steht an der Wand neben vielen anderen. Sie ist ein Hinweis darauf, dass das Haus sich nicht nur mit der Dokumentation der Verbrechen aus der NS-Zeit befassen, sondern das Wissen darüber für die Gegenwart nutzen will.

Ein Ziel, dass die für den Erhalt der ehemaligen Gestapo-Zentrale in Württemberg-Hohenzollern kämpfenden Menschen schon von Beginn an hatten. Ende des Jahres 2008, als der Abriss noch beschlossene Sache schien, da meldeten sich aus der damals gerade erst gegründeten Hotel-Silber-Initiative die Anstifter mit einem Exposé zu Wort: Sollte die ehemalige Gestapo-Zentrale gerettet werden, so solle das Innere nicht nur für eine museale Gedenkstätte genutzt werden, sondern auch für „einen ‚Denkort‘, an dem man sich aktiv einklinken kann“. Ein Ort, an dem man sich auch mit den neuen Rechten befassen solle.

Die Rechtsentwicklung sei heute „leider wieder präziser“, sagt Harald Stingele, Vorsitzender der Initiative, Ende November anlässlich des ersten Jahrestags der Eröffnung des Lern- und Gedenkorts Hotel Silber. „Vor zehn Jahren hätten wir nicht gedacht, dass dieser Ort so an Aktualität gewinnt.“

Die Brücke zur Gegenwart soll auch durch viele der seit der Eröffnung hier stattfindenden Veranstaltungen geschlagen werden. Ganz explizit durch die im Mai gestartete Reihe „Das Offene Fenster“, in der, so Elke Banabak von der Initiative, „geschichtsbewusst Fragen der Gegenwart diskutiert werden“ sollen, Fragen, „die einen Bezug zum historischen Ort haben“. Und da es ein Ort ist, der vor und nach der Geheimen Staatspolizei der

Handke ist Scheiße

Von Peter Grohmann

Umfragen zeigen, dass rund zwei Drittel der Befragten mit der Arbeit der Bundesregierung nicht zufrieden sind, aber drei Viertel auf keinen Fall Neuwahlen wollen. 85 Prozent sind überzeugt, dass der Klimawandel Scheiße ist, so wie Handke und Künast, lassen sich aber immer wieder Plastiktüten über den Kopf ziehen. Nicht recycelbar. Das ist Demokratie. Die Freundin meiner Omi Glimbsch in Zittau ist obdachlos – sie kann eher ohne Wohnung als ohne Plastiktüten le-

ben, aber sie hofft auf den Linksruck bei der AfD – Nationalsozialisten – und ist strikt gegen das Plastiktütenverbot. „Ich brauch' mindestens eine für die Schmutzwäsche und eine für die frische, eine fürs Essen, eine für den Schlafsack und eine für die Weihnachtsgeschenke.“

Intelligenten LeserInnen wird schnell klar: Eine Regierung, die aufs Grundgesetz schwört, muss die Sache mit der Würde und das Gesäusel von den Menschenrechten nicht gleich für voll nehmen. Das zeigt auch die Praxis vieler Koalitionen über Jahrzehnte, ob nun katholisch, evangelisch oder freidenkerisch. Und abgese-

Mehr Kontext online auf kontextwochenzeitung.de:

Nationalistische Keule

Seit ihrem Einzug ins Südwest-Parlament meinen AfD-Abgeordnete, das Volk mittels einer Flut von Anfragen an die Landesregierung vertreten zu müssen. Die Anträge zum Doppelhaushalt 2020/2021 lassen ahnen, woher der Wind wehen würde, kämen die Nationalisten tatsächlich mal ans Ruder. Von Johanna Henkel-Waidhofer

Ehrfurcht wäre das Mindeste

„O Tannenbaum“ ist wohl eines der bekanntesten Weihnachtslieder, das Jahr für Jahr von Neuem angestimmt wird. Doch dem Baum geht's nicht gut. Ein Waldspaziergang in Oberschwaben unter kundiger Führung. Von Roland Reck



Der Ökostrom-Nepp

Die meisten Stromanbieter haben auch „Ökostrom“ im Angebot – mit Siegel, versteht sich. Da viele davon aber keine hohen Ansprüche haben, trägt kaum eines dieser Stromprodukte zur Energiewende bei. Zeigen lässt sich das an einem Beispiel aus Calw. Von Ralf Hutter

Kontext fördern

Unterstützen Sie KONTEXT dauerhaft mit einer regelmäßigen Spende von 10,00 € / Monat – gerne auch mehr. Sie finden das Soli-Formular unter www.kontextwochenzeitung.de/soli. Gerne schicken wir Ihnen auch per Post oder E-Mail ein Formular zu.

Unser Spendenkonto bei der GLS Bank:
IBAN: DE80 4306 0967 7011 8506 00
BIC: GENODEM1GLS

KONTEXT e. V. ist gemeinnützig, Sie erhalten automatisch zum Jahresanfang eine Spendenbescheinigung. Teilen Sie uns dazu bitte Ihre Adresse mit. Wenn Sie Fragen haben, senden Sie uns eine E-Mail an verwaltung@kontextwochenzeitung.de oder rufen Sie uns an unter **Telefon 0711 66 48 65 48**.

Impressum

KONTEXT:Wochenzeitung ist unabhängig, Sie wird von keinem Wirtschaftsunternehmen oder anderen Lobbyisten finanziert. Getragen wird sie von Menschen, die wissen, dass eine freie Presse das Brot der Demokratie ist. **KONTEXT:Wochenzeitung** erscheint mittwochs online auf www.kontextwochenzeitung.de und samstags als Beilage der taz. **Herausgeber:** KONTEXT Verein für Ganzheitlichen Journalismus e. V., Hauptstättler Str. 57, 70178 Stuttgart, Telefon: 0711 66 48 65 48, verein@kontextwochenzeitung.de. Der Verein wird vertreten durch die Vorstandsmitglieder Uli Reinhardt (Vors.), Anni Endress, Jürgen Klose und Johannes Rauschenberger. **Redaktion:** KONTEXT:Wochenzeitung, Hauptstättler Str. 57, 70178 Stuttgart, Telefon: 0711 66 48 65 48, Fax: 0711 66 48 65 47, redaktion@kontextwochenzeitung.de. **Redaktionsleitung:** Susanne Stiefel (verantwortl. gem. § 8 PresseG BW / § 55 RStV.) **Produktion:** Michael Uszinski **Druck:** prima Rotationsdruck Nord GmbH & Co. KG, 19243 Wittenburg; A. Beig Druckerei und Verlag GmbH & Co. KG, 25421 Pinneberg; MDV GmbH & Co. KG, 35390 Gießen

Die Redaktion übernimmt keine Haftung für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos und Illustrationen. KONTEXT:Wochenzeitung und alle in ihr enthaltenen Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Mit Ausnahme der gesetzlich zugelassenen Fälle ist eine Verwertung ohne Einwilligung der Redaktion strafbar. Alle Anbieter von Beiträgen, Fotos und Illustrationen stimmen der Nutzung in der KONTEXT:Wochenzeitung-Printausgabe, im Internet, auf DVD sowie in Datenbanken zu.





Karl-Heinz Ruch und die Pressefreiheit in der Türkei

Liebe LeserInnen, liebe Leser,

es ist nicht übertrieben zu sagen: Ohne Kalle gäbe es keine taz gazete. Er sah unser türkisch-deutsches Onlineportal immer als ein Projekt, das der taz einen Mehrwert bringt. Um die taz international aufzustellen, um über die Grenzen Deutschlands hinauszuwirken. Er fand es notwendig, dass wir hier sind und dass die Stimmen, die in der deutschen Medienlandschaft normalerweise nicht zu hören sind, eine Plattform bekommen. Jedes Mal, wenn das Projekt verlängert oder abgesagt werden sollte, war Kalle dabei, um uns zu unterstützen. Er versuchte, unserem Projekt eine sichere Perspektive zu bieten, und setzte sich stets dafür ein, dass taz gazete weitergeht.

Als wir in der Redaktion keinen Platz zum Sitzen hatten, arrangierte er einen für uns. Als wir in das neue Haus umzogen, gab es hier einen Platz für uns. Im Dezember vor drei Jahren wurde taz gazete – das von der taz Panter Stiftung finanzierte türkisch-deutsche Online-Portal – aufgebaut. In all dieser Zeit haben wir vielleicht nicht besonders oft mit Kalle gesprochen. Aber das bedeutet nicht, dass wir seine Unterstützung nicht gespürt haben.

Deshalb können wir ihm nicht genug danken. Dass sie es uns ermöglicht, unsere Arbeit zu tun. Dafür, dass er seine stille Unterstützung angeboten hat. Und jetzt, da er geht, können wir nur unseren tiefsten Dank aussprechen. Und ihm alles Gute für sein Leben nach der taz wünschen.

Für die gesamte taz.gazete Redaktion
Elisabeth Kimmerle und Ali Celikkan



Was ist die Stiftung?

Die taz Panter Stiftung wurde 2008 gegründet, um die Erfahrungen von unabhängigem Journalismus weiterzugeben. Sie unterstützt JournalistInnen aus Ländern, in denen die Pressefreiheit eingeschränkt ist. Mehr als **3.500 SpenderInnen** haben inzwischen fast **100 journalistische Projekte** finanziert.

Weitere Informationen zu den Projekten der taz Panter Stiftung finden Sie unter:
www.taz.de/stiftung

Was ist taz gazete?

taz gazete ist die zweisprachige Onlineplattform für **Pressefreiheit in der Türkei**. Ein dichtes Korrespondentennetzwerk mit zum Teil arbeitslosen KollegInnen in und aus der Türkei ist entstanden und liefert wöchentlich neue Geschichten.

Bitte spenden Sie!

taz Panter Stiftung
GLS-Bank Bochum
IBAN: DE97 4306 0967 1103 7159 00
BIC: GENODEM1GLS
www.taz.de/spenden
Jede Spende zählt!
Ihre finanzielle Unterstützung kann steuerlich geltend gemacht werden.

Besuchen Sie
das deutsch-türkische
Webportal unter

www.gazete.taz.de

Ab morgen.

KALLE
NICHT
DA!



Morgen:

- Ausschlafen!
- Joggen / no Liegestütze
- Taz lesen
- Müsi
- Memoiren schreiben
- Rasen mähen
- Herz putzen
- Abends zum Griechen

**IMMER
RUCH
BLEIBEN!**

Die taz Genossenschaft wünscht Dir für Dein Leben nach der taz
alles Gute. Bleib gesund, tatkräftig und uns verbunden.
www.taz.de/genossenschaft

10

Im Polizeijargon heißt das „entglast“: diese Bushaltestelle am Pallasäum muss jede Silvesternacht dran glauben
Foto: Olaf Wagner/ imago



Hier knallt's jedes Jahr

Von **Plutonia Plarre**

Jeden Neujahrsmorgen das gleiche Bild: Das Wartehäuschen umgibt ein Meer aus – nun ja: Scherben. Sicherheitsglas zerspringt in winzige runde Teile, damit sich keiner schneidet. Wie Eiskristalle funkeln die Stückchen in der Sonne. Inmitten des dreckigen Feuerwerksmülls könnte man den Anblick beinahe schön finden, wäre er nicht das Ergebnis von Vandalismus.

Kurios ist die Geschichte dennoch. Die Bushaltestelle in der Potsdamer Straße 172 ist in Berlin wohl die mit der kürzesten Haltbarkeit. Folgt man der Zeitrechnung der Polizei, geht das seit Silvester 2013/14 so. „Jedes Jahr wird die Bushaltestelle entglast“, sagt Uwe Berndt, Leiter des zuständigen Polizeiabschnitts 41.

Sechs Jahre also. Man könnte durchaus von einem Ritual sprechen. An die 150 Jugendliche und junge Erwachsene toben sich alljährlich an der Potsdamer/Ecke Pallas- und Goebenstraße aus. Nicht nur Geschäfte und Fahrzeuge werden mit Pyrotechnik beschossen, sondern auch Menschen. Weil die Polizei des Spuks nicht Herr wird, ist für den diesjährigen Jahreswechsel in Teilen von Schöneberg und

am Alexanderplatz erstmals ein Böllerverbot verhängt worden. Es gilt ab dem 31. Dezember, 18 Uhr bis zum 1. Januar um 6 Uhr.

Die wohl bekannteste Bushaltestelle der Stadt steht vor dem Pallasäum, so heißt der Wohnblock, der früher Sozialpalast geschimpft wurde, und in dem 2.000 Menschen leben. Wichtige Buslinien wie der M85, der M48, der 106 und 187 halten hier. Nur in der Silvesternacht fahren die Busse wegen der Kravalle durch. Denn die Bushaltestelle befindet sich im Zentrum des Geschehens. Für das Böllerverbot ist sie der Lackmuse: Bleibt sie in der Nacht zum 1. Januar zum ersten Mal heil oder wird sie wieder kaputt gemacht?

Ein junger Mann im Kapuzenpulli, der mit einem Coffee-to-go-Becher an der Ampel vor dem Pallasäum wartet, muss über die Frage lachen. Nicht seit sechs Jahren, solange er denken könne, werde die Haltestelle zu Silvester zerstört. „Das ist ein Muss.“ Die Antwort suggeriert, dass sich um das Wartehäuschen im Kiez bereits ein Mythos rangt.

Um die Buswarte Halle zu zerstören, brauche es eine massive Sprengkraft, sagen Experten. Mit offiziell zugelassenen Böllern schaffe man das nicht.

Die beste Lösung wäre, die BVG würde die Scheiben vor Silvester ausbauen, findet Abschnittsleiter Berndt. Die BSR treffe schließlich auch Vorsichtsmaßnahmen. Alle Mülleimer, die in der Gegend an den Laternen hängen, würden vor Silvester entleert und die Bodenklap-

Aus Kostengründen hat sich die Firma stets gegen eine Demontage der Scheiben in der Bushaltestelle entschieden

pen geöffnet. So werde verhindert, dass sie durch den Einwurf von Böllern explodieren. Auch das sei ein beliebtes Spiel.

Allerdings habe die BVG auf die Anfrage der Polizei wegen des Abbaus der Bushaltestelle ausgesprochen zurückhaltend reagiert. „Wir bedauern das sehr“, sagt Berndt. „Das sind doch auch Vermögenswerte.“

Ein BVG-Sprecher teilte der taz mit, es werde gerade geprüft, was es kosten würde, die „Glas-elemente“ des Wartehäuschen „gegebenenfalls“ aus- und nach Neujahr wieder einbauen zu lassen. Erst wenn die Angebote vorlägen, ließe sich Näheres sagen. Und warum das in den Vorjahren nicht gemacht worden sei? Das möge man doch bitte die Firma Wall fragen.

Gesagt, getan. Denn alle Wartehallen in Berlin waren bislang Eigentum von Wall. Erst Anfang 2019 sind sie nach einer Ausschreibung an die BVG übergegangen. Ausbau, Zwischenlagerung und Wiedereinbau der Scheiben wären teurer, als den Glasbruch reparieren zu lassen, löfnete ein Sprecher von Wall das Geheimnis. Aus Kostengründen habe sich das Unternehmen deshalb stets gegen eine Demontage der Bushaltestelle in der Potsdamer Straße entschieden. Nach Neujahr sei das zerbrochene Glas aber immer binnen 48 Stunden erneuert worden. Das sei „sehr sportlich“ gewesen, angesichts der Tatsache, dass mehrere Scheiben hätten ersetzt werden müssen, so der Sprecher.

Nach Informationen der taz bewegen sich die Kosten pro Scheibe um die 300 Euro, Ein-

baukosten nicht inbegriffen. Denkbar wäre, dass die BVG nun damit kalkuliert, dass man sich die Investition wegen des Böllerverbots sparen könne. Nach dem Motto: Die Polizei wird's schon richten. Falls dem so sein sollte, stellte Abschnittsleiter

Berndt grundsätzlich klar: „Wir werden die Bushaltestelle mit Sicherheit nicht extra schützen.“

Versuchslabor Schöneberg: Polizei testet Böllerverbot
Seite 44–45

Anzeige

KINO SCHENKEN

14 KINOS · 450 FILME IM JAHR

KINOABO
EIN JAHR KINO UNBEGRENZT
229€

WEIHNACHTS SPECIAL
Erhältlich vom 1. bis 31.12.2019
139€

SEASON PASS
UNBEGRENZT KINO FÜR 6 MONATE
Gültig vom 25.12. bis 30.06.2020

YORCK KINOGRUPPE **YORCK.DE**

die woche in berlin

Eine solche Polizeiarbeit löst keine Probleme, sie schafft eher neue

Susanne Memarnia

über den Lagebericht der Polizei zur Organisierten Kriminalität

Grünstreifen oder Autoparkplätze? Ein Stück der Karl-Marx-Allee sorgt für Knatsch unter den Koalitionspartnern. Der polizeiliche Lagebericht zur Organisierten Kriminalität wirft allerhand Fragen auf. Und in Mitte sorgt ein Fall für Furore: Einem Mieter im Wedding droht in ein paar Wochen nach Ausschöpfung des Rechtswegs die Zwangsräumung nach Jahrzehnten

Legal, illegal, scheißegal

Koalition streitet um Grünstreifen auf der Karl-Marx-Allee

Es gibt Familienstreitigkeiten, die enden damit, dass drei Geschwister, die sich sehr nahestehen, über Jahre kein Wort mehr miteinander reden; an deren Auslöser sich aber in der Rückschau keiner mehr erinnern kann. Vielleicht, weil er zu banal war?

Rot-Rot-Grün zofft sich seit Wochenanfang darum, ob Verkehrssenatorin Regine Günther (Grüne) in der Karl-Marx-Allee Parkplätze in der Mitte der Fahrbahn durch einen Grünstreifen ersetzen darf. Obwohl, eigentlich geht es nicht darum, sondern um Klimaschutz und den Kampf Auto versus nichtmotorisierte Straßennutzer. Letztlich ist es ein Streit, wer im Senat mit wem redet. Das ist schwer zu verstehen. Im doppelten Sinne.

Was ist passiert? Günther hatte im Sommer entschieden, die Autoparkplätze in der Straßenmitte der im Umbau befindlichen Magistrale durch einen Grünstreifen zu ersetzen. Sie übergeht damit das Ergebnis einer Bürgerbefragung vor sechs Jahren. Günther begründet den

Es besteht die Gefahr, dass am Ende niemand mehr weiß, wie der Streit anfing

Vorstoß damit, dass es „eine völlig neue Lage in der Stadt“ gebe und meint das Mobilitätsgesetz, das eine Verlagerung von Fläche zuungunsten von Autos vorsieht, sowie den Klimawandel.

Am Dienstag war der Plan Günthers Thema in der Senatsitzung. Sie verlief für Günther insgesamt rau. Am Ende teilte der Regierende Bürgermeister Michael Müller (SPD) mit: Günther könne nicht allein entscheiden, weil noch zwei weitere Senatsverwaltungen zustimmen müssten. Letztlich habe sie „keine Rechtsgrundlage“ für den Grünstreifen.

Nun könnte man daraus schließen: Was nicht rechtens ist, wird auch nicht umgesetzt. Das sieht die Umweltverwaltung anders. Es werde weiter gebaut, „der Grünstreifen befindet sich in Umsetzung“, beiläufig Günthers Sprecher am Dienstagabend zu erklären. Die Umweltverwaltung will mit der Causa Karl-Marx-Allee offensichtlich auch dem häufiger zu hörenden Vorwurf entgegentreten, sie tue für die Umsetzung des Mobilitätsgesetzes zu wenig. Mit Erfolg: Auf Twitter sind Günthers UnterstützerInnen – darunter der BUND – für den zugegebenermaßen überfälligen Kampf gegen Parkplätze und für das Klima unterwegs.

Die Koalitionspartner Linke und SPD waren indes wenig erfreut über diese Taktik der Senatorin. Kultursenator Klaus Lederer (Linke) etwa schrieb: „Es kann auch nicht im Interesse des BUND sein, dass jetzt einfach mal die Geltung von Verfahren und gesetzlichen Vorschriften suspendiert wird. Mein Verständnis: frühzeitig gemeinsam nach guten Lösungen suchen.“ Und: „Es geht nicht um Stellplätze.“ Lederer ist Teil des Streits, weil Günther mit ihm nicht gesprochen hat und er auch für Denkmalschutz zuständig ist. Die Koalition will die Karl-Marx-Allee als Unesco-Weltkulturerbe vorschlagen. Dafür sollten Veränderungen am Ensemble vorher geklärt werden.

Parkplätze, Kommunikation, legal, illegal, scheißegal, Bürgerbeteiligung, BUND – die Ebenen, Aspekte, Kritikpunkte vermischen sich. Und es besteht die Gefahr, dass am Ende niemand mehr weiß, wie der ganze Streit angefangen hat, gerade in einer Koalition, in der bei jeder Auseinandersetzung der Vorwurf laut wird, der jeweils andere verstehe die Sprache des Partners nicht.

Am Donnerstag meldete sich die Architektenkammer mit einem Kompromissvorschlag zu Wort: Sie schlägt temporäre Hochbeete auf der Straßenmitte vor. Der Streit dürfte also weitergehen.

Bert Schulz

Soziokulturelle Forschung à la Sarrazin

Polizei macht sich ein Lagebild zur Organisierten Kriminalität

Zweifelsohne stellt Organisierte Kriminalität (OK) im Unterschied zur „normalen“ eine echte Bedrohung des gesellschaftlichen Friedens dar. Nicht nur wegen des wirtschaftlichen Schadens, den sie anrichtet, und der Gewalttätigkeit, die „das Sicherheitsgefühl der Bevölkerung beeinträchtigt“, wie Innensenator Andreas Geisel (SPD) am Mittwoch bei der Vorstellung des ersten „Lagebilds Organisierte Kriminalität Berlin 2018“ sagte. Auch die Tendenz von OK zur „Einflussnahme auf Politik, Medien, öffentliche Verwaltung, Justiz oder Wirtschaft“, wie es im Lagebild heißt, ist sehr beunruhigend.

Umso wichtiger ist ein nüchterner Blick auf die Bedrohungslage – der dem LKA beim Thema „Clankriminalität“ allerdings zu fehlen scheint. So heißt es dazu im Lagebild: „Der Phänomenbereich ist von einer in weiten Teilen der arabischstämmigen Community bestehenden Parallelgesellschaft geprägt ...“ Ach ja? Betreibt die Polizei jetzt soziokulturelle Forschung über die arabische Community zusammen mit Herrn Sarrazin?

Was es mit Sicherheit gibt in diesen Kreisen ist das Gefühl, von der Mehrheitsgesellschaft nicht wirklich anerkannt zu sein. Ein Gefühl, das durch Sätze wie den zitierten zweifelsohne bestätigt wird. Oder auch durch martialische Großsrazzen im Namen des Kampfes gegen „Clankriminalität“ in arabisch geprägten Vierteln, etwa um die Sonnenallee. Wenn dort Hunderte schwer bewaffnete Beamte Geschäfte auf den Kopf stellen, nur um am Ende fehlenden Immissionsschutz in Shisha-Bars zu bemängeln oder ein paar Kilo unverzollten Tabak zu finden: Wer kann den Betroffenen, den AnwohnerInnen und BesucherInnen verdenken, dass solche Aktionen

Wenn man ab und zu kräftig ins Wasser haut, trifft man immer die Richtigen

für sie eher nach Einschüchterung und Maßregelung der Community aussehe als nach Verbrechensbekämpfung?

Tatsächlich gelten diese Einsätze, erklärte die Polizeipräsidentin, gar nicht der OK. Man wolle damit ein „Dominanzverhalten“ und „Regelverstöße“ eindämmen, die zwar teils unterhalb der Schwelle zur Kriminalität lägen, die man aber nicht akzeptieren wolle. Denn, so der Innensenator, auch das „Zweite-Reihe-Parken“ von Angehörigen der Clan-Familien „höht den Rechtsstaat aus“.

Wir fassen die polizeiliche Sicht auf „die Lage“ zusammen: Araber leben (in weiten Teilen) in einer Parallelgesellschaft, in der Recht und Gesetz nicht respektiert werden. In dieser Welt bewegen sich – wie Fische im Wasser – die Clansfamilien, die teils normale Araber sind (Zweite-Reihe-Parker), teils richtige Verbrecher. Ergo: Wenn man ab und zu kräftig ins Wasser haut, trifft man immer die richtigen.

Ganz ehrlich: Eine solche Polizeiarbeit löst keine Probleme, sie schafft eher neue.

Susanne Memarnia

Eine andere Baustelle

Streit in Mitte: Beschlagnahmen statt Zwangsräumen

Es wäre doch zu schön: Wohnungen, aus denen Privateigentümer:innen ihre Mieter:innen zwangsräumen wollen, könnte der Bezirk kurzerhand beschlagnahmen, um die Obdachlosigkeit der Betroffenen abzuwehren. Tatsächlich gab es Ende November einen solchen Beschluss in Mitten Bezirksparlament. Es ging um den Fall eines jahrzehntelangen Mieters im Wedding, dem Ende Januar nach Ausschöpfung des Rechtswegs die Zwangsräumung droht. Doch der zuständige Bezirksstadtrat Ephraim Gothe (SPD) will den Beschluss nicht umsetzen, die Stadtteilinitiative „Hände weg vom Wedding“ macht jetzt dagegen mobil.

Tatsächlich sind die Hürden für eine solche Beschlagnahmung extrem hoch. Die Linke, die den Antrag ins Bezirksparlament eingebracht hatte, stützt sich auf ein Gutachten, das der Wissenschaftliche Dienst des Berliner Abgeordnetenhaus im Auftrag der Linksfraktion im Februar 2019 erstellt hat. Darin steht in der Tat, dass die Ordnungsbehörden befugt seien, durch eine ordnungsrechtliche Beschlagnahme von Wohnraum eine unmittelbar drohende Obdachlosigkeit zu verhindern.

Die Gesamtlektüre des Gutachtens sowie einschlägige Gerichtsurteile verdeutlichen aber auch: Eine solche Beschlagnahmung ist Ultima Ratio. Zunächst hat sich der Mieter zu bemühen, anderen Wohnraum zu finden. Gelingt ihm dies nicht, sind die Behörden verantwortlich. Und nur wenn die gar keine andere Möglichkeit der Unterbringung finden, etwa in Wohnungslosenunterkünften oder Pensionen, erst dann kommt eine Beschlagnahme infrage.

Eine ordnungsrechtliche Beschlagnahmung ist Ultima Ratio

Die Weddinger Initiative argumentiert nun, dass die Unterbringung in Wohnungslosenunterkünften, ebenfalls ein Instrument des Ordnungsrechts, nichts mit menschenwürdigem Wohnen zu tun habe. Tatsächlich hat der erst vor wenigen Tagen veröffentlichte Jahresbericht des Deutschen Instituts für Menschenrechte die Praxis der ordnungsrechtlichen Unterbringung von Wohnungslosen auf den Prüfstand gestellt. Das Urteil: Angesichts der Wohnungsknappheit sei die Verweildauer der Unterbrachten teils so lang, dass die geringen Standards, die an diese Unterkünfte angelegt werden, mit dem Recht auf menschenwürdiges Wohnen nicht vereinbar seien. Die VerfasserInnen forderten die Bundesregierung auf, neue Standards zu entwickeln. In Berlin will die Sozialsenatorin mit einer gesamtstädtischen Steuerung noch in der aktuellen Legislaturperiode die Bedingungen der ordnungsrechtlichen Unterbringung verbessern.

Aber das ist im Grunde eine andere Baustelle, die eben Politik und Verwaltung bei der Verhinderung von Obdachlosigkeit in der Pflicht nimmt und nicht private Wohnungseigentümer. Ohnehin bedeutet eine ordnungsrechtliche Beschlagnahme allenfalls einen kurzen Aufschub für die Lösung eines bleibenden Problems: Sie ist auf einen sehr begrenzten Zeitraum, laut Literatur und Rechtsprechung 2 bis 6 Monate, befristet.

Wer denkt, dass private Wohnungseigentümer:innen ungeeignet sind, um das verfassungsrechtlich garantierte Recht auf menschenwürdiges Wohnen zu wahren, der sollte Bestrebungen unterstützen, die die Renditemöglichkeiten von Privateigentümern eindämmen oder die Wohnungswirtschaft zunehmend in gemeinwohlorientierte Hände legen. Die kurzzeitige ordnungsrechtliche Beschlagnahmung privaten Wohneigentums scheidet dafür jedenfalls kein geeignetes Vehikel.

Manuela Heim



Nominiert als Berliner Sportler des Jahres: Jan Gürtler
Foto: Peter Kolb/imag

Ein bisschen wie bei den Oscars

Am Samstagabend werden nun schon zum 41. Mal die Berliner Sportler*innen des Jahres gekürt. So eine spießbürgerliche Besten-Gala sagt viel darüber aus, wie der Sport funktioniert. Aber immerhin: die Liste der vertretenen Sportarten ist bunt. Auch vier Para-SportlerInnen sind nominiert – sie sind in der Regel Deko

Von Alina Schwermer

Auf dem Gipfel ist nur Platz für einen und eine, das gilt natürlich besonders im Sport. Da gibt es kistenweise goldene Bälle und goldene Schuhe und silberne Lorbeerblätter, es wird nummeriert und verlesen, und am Jahresende kommt nur folgerichtig ein großes Zuneigungs-ranking. An diesem Samstag werden der Berliner Sportler und die Berliner Sportlerin des Jahres ausgezeichnet, dazu die Mannschaft und der (!) Trainer/Manager des Jahres.

Die aussagekräftigste Trophäe, die Radfahrer mit Boxerinnen und Bogenschützinnen vergleicht, ist natürlich überschaubar. Es ist also eher wie bei den Oscars, es geht um Sympathie und Historie (wer war schon, wer hat noch nicht, wer darf später drankommen ...). Zu 50 Prozent entscheidet allerdings – so viel Demokratie gibt es immerhin – die Wahl des Publikums, zu 50 Prozent eine sogenannte Expertenjury. Die Pressemitteilung droht außerdem mit „großartigen Show-Acts, erstklassiger Unterhaltung und Tanz bis in den Morgen“. Für nur 135 Euro kann man dabei sein.

Die spießbürgerlichen Besten-Galas sagen viel darüber aus, wie der Sport funktioniert. Interessant ist schon, wie dafür ausgewählt wird. Um ein besonders tolles Jahr gehabt zu haben, zählen keine überstandene Reha, kein starkes Debüt, keine spielerische Weiterentwicklung, erst recht keine soziale Aktion. Es zählt den Veranstaltern, was auch der Sportförderung und der Politik zählt: Edelmetall. „Über 40 Medaillen, darunter 18 goldene, bei Welt- und Europameisterschaften“, so kündigt die Mitteilung stolz, haben Berliner SportlerInnen in den ersten neun Monaten des Jahres erwirtschaftet.

Damit man auch sicher weiß, wer welche Medaille in seiner Bilanz stehen hat, sind sie in der KandidatInnen-Liste der Mitteilung vermerkt: Name, Sportart, Ergebnis. SportlerInnen ohne Spitzenplatzierungen fehlen, bis auf Max Kepler, bei dem es wohl reicht, dass er Baseball in den USA spielt und da sehr viel Kohle verdient. Dass man auch mit TeilnehmerInnenurkunde Siegerin ist, stimmt ja schon bei den Bundesjugendspielen nicht.

Die Berliner EinzelsportlerInnen-Wahl erzählt aber auch, dass der Sport sich auf anderer Ebene durchaus seiner Inklusionsfähigkeit bewusst ist: Wasserspringen, BMX-Freestyle, Paratennis, die Liste der vertretenen

Beim Nominierten Max Kepler reicht es wohl, dass er Baseball in den USA spielt und da sehr viel Kohle verdient

Sportarten ist bunt. Die SiegerInnen bekommen durch solche Auszeichnungen eine Plattform, die man als Wasserspringerin sonst nicht kennt. Schönerweise wurde auf Fußballer unter den Solo-Kandidaten verzichtet.

Mit Ali Lacin, Stephanie Grebe, Elena Krawzow und Jan Gürtler sind vier Para-SportlerInnen nominiert. Inhaltlich sind solche Besten-Auszeichnungen Unfug, ihre Funktion als Plattform erfüllen sie. Ganz oben stehen Para-SportlerInnen allerdings fast nie: sie sind in der Regel Deko, Seriensieger wurden Publikumsliebhaber wie Robert Harting und Arthur Abraham.

Nein, eine gleichberechtigte Plattform gibt es sowieso nicht. Bei der

Mannschaft des Jahres und dem Trainer/Manager des Jahres ist offenbar nur noch Budget für je einen Pokal da. Das geht erwartbar aus. Bei der Team-Wahl 2019 stehen sieben Männermannschaften gegenüber zwei Frauenteams und einer Doppel-Nominierung (die Wasserfreunde Spandau).

Die Mannschaft des Jahres bringt in Berlin nun sowieso nicht richtig viel Abwechslung: die ersten fünf Nominierten sind Alba, die Volleys, die Eisbären, die Füchse und Hertha BSC, wer auch sonst. Einer von ihnen gewann bislang eigentlich immer. Auch Union Berlin ist für den Aufstieg der Männer nominiert; der Drittliga-Meistertitel der Frauen war wohl keine Nominierung wert. Und bei den TrainerInnen und ManagerInnen herrschen schon fast Vatikan-Verhältnisse, neun Männer und eine Frau. Folgerichtig wurden bis auf die jeweilige Sportlerin des Jahres laut Wikipedia in über 40 Jahren Geschichte nur Männer und Männermannschaften ausgezeichnet. Ein Preis sagt mehr als viele Worte.

Richtig ist: In vielen großen Team-sportarten fehlen bislang Berliner Spitzen-Frauenteams, und meist sitzen Männer auf der Trainerbank. Aber wer eine Plattform bieten möchte, müsste sie gleichberechtigt anbieten. Erst recht denen, die viel leisten und sie brauchen. Der Sport ist da traditionell langsam im Denken. Bis zum ersten Ballon d'or féminin, dem Goldenen Ball für die beste Fußballerin, dauerte es bis 2018. Immerhin: die WasserfreundeInnen Spandau wurden so enthusiastisch als historisch erste Doppelnominierung angekündigt, dass sie ja vielleicht Siegchancen haben.

Berlins Sportler des Jahres, Gala am Samstag, am 18 Uhr, Estrel Hotel, Infos unter champions-berlin.de

14

taz-adventskalender: wortwörtlich berlin

Buchstäblich an jeder Ecke

Wer etwas über Berlin lesen will, hat viel Auswahl. Die schönsten Schriftstücke stellt die taz bis Weihnachten täglich vor. Und es geht nicht nur um Bücher!

Wir sind es gewohnt, auf digitalen Karten in verschiedenen Zoomstufen jederzeit den Blick auf die Umgebung, ferne Orte ebenso, zu werfen und den eigenen Standort satellitengestützt mit hoher Genauigkeit bestimmen zu können. Wir sehen die Stadt als einen beweglichen Bildausschnitt in der Hand, sind sichtbar in diesem grafischen Netz, als pulsierender blauer Punkt zum Beispiel. Wir werden so Teil der topografischen Abbildung, während wir gleichzeitig, körperlich schmerzhaft manifest in eine Pfütze treten mögen und fluchen, wo sie denn nun bleibt, die berühmte weiße Weihnacht.

Berlin lesen: Das geht, wie an jedem anderen Ort, zunächst auch ohne Hilfsmittel. Egal ob schlendernd oder durch den Alltag hetzend, vielleicht mit einem nassen Schmatzen am Fuß. Die Stadt ist das Buch, was nicht nur als abgedroschene Phrase gemeint ist, sondern ganz wörtlich. Die Werbungen, Gedenktafeln und Warnschilder, Hinweise an Bussen und Graffiti. Das alles vereint sich zu einer urbanen Kakophonie aus kurzen Schlagwörtern, Schlagzeilen bisweilen, die jeweils für sich im besten Falle eine interessante Geschichte erzählen, manchmal nerven oder langweilen. Vergleichsweise unscheinbar dazwischen, als sichtbarstes Zeichen des Ordnungsprinzips der Stadt stehen an buchstäblich jeder Ecke die Straßenschilder.

Hinterm Spandauer Schiffahrtskanal reihen sich die Eigenheime entlang der Straßen mit den kürzesten Namen. Parallel zum Singdrosselsteig die Straße A. In Richtung Westen geht es einmal durchs Alphabet bis zur Straße Z. Man machte um 1930 offenbar nicht viel Gewese um die Markierungen in der neu errichteten Siedlung der Siemenswerke. Vergisst man diesen Nachhall der damals alles dominierenden industriellen Funktionalität in diesen Namen und natürlich den der Flugzeuge aus Tegel, ist es au-

ßerordentlich pittoresk südlich der Jungfernheide. Am anderen Ende der Stadt behaupten Froschweg, Otterstraße und Krötengasse ein ähnliches Idyll. Jedoch der Flughafen Schönefeld ist nah.

Im Zentrum der Stadt verraten Straßennamen viel über die Wachstumsgeschichte Berlins. Acker- und Gartenstraße sind derweil verbunden durch den ambitionierteren, politische Prioritäten verratenden Theodor-Heuss-Weg. Heuss' Name ist den meisten sicher noch geläufig, für unbekanntere Patrone und Patroninnen hilft ein Blick auf die kleinen Ergänzungshinweise an den Straßenschildern, die manchmal das Nötigste, oft aber weniger als das verraten.

So beginnt ziemlich genau am geografischen Mittelpunkt der Stadt die Franz-Künstler-Straße. Im stilleren Teil Kreuzbergs führt sie an Nachkriegssiedlungen mit Garagenkomplex hinter das jüdische Museum. „Reichstagsabgeordneter“ verrät das Schild, neben den Lebensdaten Künstlers. Mehr lässt sich erfahren an einem früheren Wohnhaus Künstlers am Weigandufer: Sozialdemokrat und Widerstandskämpfer war er, Vorsitzender des SPD-Bezirks Groß-Berlin von 1924 bis 1933.

Künstler überlebte zwar die Lagerhaft im KZ Oranienburg, brachte jedoch ein chronisches Herzleiden mit. Zu schwerer körperlicher Arbeit gezwungen wurde er trotzdem. Künstlers Leben endete wiederum an einer Berliner Straßenecke. Wo Blücher- und Urbanstraße aufeinandertreffen, brach Franz Künstler am 10. September 1942 tot zusammen. Genau da, wo mein blauer Punkt jetzt ist – wenn sich die digitale Karte wieder über die Notizen legt.

Daniél Kretschmar

Berlin-Faktor: Mehr geht wirklich nicht.

Taugt als Weihnachtsgeschenk: Ein Einzelstück würde der Sache ein bisschen den Reiz nehmen. Und wer will schon ein Straßenschild von jeder der mehr als 9.000 Berliner Straßen zu Hause haben? **Kunden, die das kauften, kauften auch:** Anton Tantner, „Die Hausnummern von Wien. Der Ordnung getreue Zahlen“; Edition Seidengasse (2016).

Ballhaus Naunynstrasse

16. - 19.12.2019, 20 Uhr

ECHOING EUROPE

Sound-Performance von meLê yamomo

ballhausnaunynstrasse.de



Versuchslabor Schöneberg: Polizei testet Böllerverbot

Bürgerkriegsähnliche Szenen, Silvesternacht 2018: Polizisten beim Dienst in Schöneberg, Pallasstraße/Ecke Potsdamer Straße
Foto: M. Golejewski/Rubylimages

Zu Silvester wird das Wohngebiet rund ums Pallasseum zu einer Verbotzone für Raketen, Knaller & Co. Nur noch Wunderkerzen sind erlaubt

Von **Plutonia Plarre**

Demonstrativ zerknüllt Mahmud (*Name geändert*) den Informationsflyer der Polizei. Dann faltet der 13-Jährige ihn wieder auseinander und zerreißt ihn in winzige Stücke. Das sei, sagt Mahmud, was er von dem Böllerverbot der Polizei halte. „Eine Schrottregele ist das!“

Mit seiner Empörung ist Mahmud nicht allein unter den Kids, die an diesem Nachmittag in Schöneberg im Nachbarschaftsladen Steinmetzstraße an der Lesegruppe teilnehmen. Schließlich gehört die Knalleri zu Silvester für diese Altersgruppe zu den Höhepunkten des Jahres. Denn wann sonst kann man es auf der Straße mal so richtig krachen lassen? Diesen vermeintlichem Spaß hat die rot-rot-grüne Landesregierung den Jugendlichen nun verdorben.

Dieses Silvester gibt es für Teile Schönebergs erstmals ein Böllerverbot. Geltungsbereich ist die Steinmetzstraße sowie Abschnitte der Potsdamer Straße, der Goeben- und der Pallasstraße (*siehe Grafik*). Seit sechs Jahreswechseln finden in diesem Kiez regelmäßig Krawalle statt; Geschäfte, Kneipen, und Fahrzeuge, aber auch Passanten und Polizisten sind die Zielscheibe. Auch im nördlichen Teil des Alexanderplatzes, wo es zu ähnlichen Vorfällen kam, darf kein Feuerwerk mehr gezündet werden. Auf der Partymeile am Brandenburger Tor ist die Knalleri schon länger untersagt. Aber während auf dem Alex und am Brandenburger Tor vor allem Partygänger und Touristen feiern, ist in Schöne-

berg ein normales Wohngebiet betroffen. Mehrere tausend Anwohner werden in Mithaftung genommen, weil sich rund 150 Kids und junge Erwachsene auf der Potsdamer Straße austoben.

Aber gibt es das zu Silvester nicht überall in Berlin?

In der Urbanstraße in Kreuzberg wurde von 2018 auf 2019 ein Löschfahrzeug mit einem Molotowcocktail beschossen. Das habe es bisher nur einmal, am 1. Mai 1987, gegeben, sagt ein Sprecher der Feuerwehr zur taz. Oder Lichtenrade: Dort wurde 2017/18 ein Feuerwehrmann von Jugendlichen zusammen geschlagen. Und in der Neuköllner Karl-Marx-Straße und am Hermannplatz kommt es jedes Silvester zu Ausschreitungen. Überhaupt: Rufen die unzähligen Brand- und Augenverletzungen und vielen abgerissenen Finger bei jedem Jahreswechsel nicht nach einem Böllerverbot im gesamten Innenstadtring?

Im Abgeordnetenhaus begründete Innenstaatssekretär Torsten Akman (SPD) die Ausnahmeregelung so: Alexanderplatz und Schöneberg Nord seien in den vergangenen Silvesternächten „Gefahren Brennpunkte“ mit „massiven und gezielten Angriffen auf Polizisten und Feuerwehrleute“ gewesen.

Das Böllerverbot beginnt am 31. Dezember um 18.00 Uhr und endet am 1. Januar um 6.00 Uhr. Untersagt ist in dieser Zeit sowohl das Mitführen als auch das Abbrennen von Pyrotechnik der Kategorien F2, F3 und F4, also Raketen, Batterien, Chinaböllern und derlei mehr. Kurzum alles was Kraft hat und laut ist und von der Bundesanstalt für Materialprüfung (BAM) zugelassen ist. Die sogenannten Polenböll-

er, die deutlich mehr Schwarzpulver haben und beträchtliche Zerstörungen anrichten können, sind hierzulande ohnehin illegal.

Auf dem Informationsflyer der Polizei sind die Straßenzüge der Verbotzone rot markiert und als „No-use-Area“ und „No-carry-Area“ ausgewiesen. Der Rest des Textes ist deutsch, Flyer in anderen Sprachen gibt es nicht. Offenbar wird darauf gesetzt, dass die Symbole auch ohne Erklärung verstanden werden. In Anlehnung an Verkehrsschilder sind die verbotenen Raketen, Batterien und Chinaböllern in rotumrandete

Kreise gemalt und durchgestrichen. Ein einziger Kreis ist grün: Zwei Wunderkerzen sind darin abgebildet. Das Häkchen daneben steht für „erlaubt“.

Wer mit verbotener Pyrotechnik in der Zone aufkreuze, „hat verloren“, kündigt Uwe Berndt, Leiter des Polizeiabschnitts 41 bei einem Gespräch mit der taz an. „Klar finden die das nicht gut“, sagt Berndt, mittelgroß, graues Haar, hellblaues Diensthemd.

Mit „die“ ist die „Zielgruppe“ gemeint: 12- bis 18-Jährige, aber auch bis zu 30-Jährige seien an den Silvesterkrawallen beteiligt. „Das ist doch Irrsinn, was da stattfindet“, findet Berndt.

Szenen davon sind bei YouTube zu sehen. Folgt man dem Abschnittsleiter, haben die Ausschreitungen 2013/14 begonnen und sich stetig gesteigert. Schon weit vor Mitternacht gehe es los. Aus einer bis zu 150-köpfigen Menschenmenge würden alljährlich Häuser, BVG-Busse und Pkws mit Pyrotechnik beschossen. Auch Passanten, Polizisten und Feuerwehrleute würden angegriffen. In Internetfilmchen stiefeln Beamte durch Feuerregen und Nebelschwaden, umgeben von ohrenbetäubendem Lärm. Die Bilder erinnern an bürgerkriegsähnliche Szenen. Und auch das gehört Berndt zufolge zum Ritual: „Jedes Jahr wird die Bushaltestelle in der Potsdamer Straße 172 entlast.“ (*siehe Seite 41*)

Dass in Schöneberg die Action tobt, hat sich in Berlin herumgesprochen. Längst mischen junge Männer aus anderen Bezirken mit. Immer wieder habe die Polizei aber auch Minderjährige aus dem Kiez aufgegriffen, erzählt Berndt. Ihre Eltern

hätten sie auf dem Revier in der Gothaerstraße abholen müssen. Vor Empörung über ihre Zöglinge seien die „ziemlich aus dem Häuschen“ gewesen, erinnert sich der Abschnittsleiter.

Benjamin Jendro, Sprecher der Gewerkschaft der Polizei, berichtet von Schilderungen eingesetzter Polizisten, wonach „die Täter“ immer jünger würden. „Teilweise sind das noch Kinder.“ Dass die Eltern empört reagiert hätten, könne er nicht bestätigen, so Jendro. Nicht die Kinder, sondern die Beamten seien von den Eltern beschimpft worden, als ihnen die Minderjährigen an der Haustür übergeben wurden.

Wenn den Erziehungswissenschaftler Hamad Nasser etwas ärgert, sind es Stereotype wie dieses: Eltern mit Migrati-

onshintergrund würden Straftaten ihrer Kinder gutheißen. „Auch die Berliner Polizei ist leider nicht frei davon, bestimmte Leute in eine Schublade zu packen“, bedauert er. Das Präventionsteam des Abschnitts 41 nimmt Nasser von dieser Kritik ausdrücklich aus. Nasser, ein gebürtiger Palästinenser mit grauem Haarkranz, kennt sich im Kiez wie kaum ein anderer aus. Der 56-Jährige ist Leiter des Nachbarschaftsladen in der Steinmetzstraße 68; Träger ist das Pestalozzi-Fröbel-Haus.

2004 hat Nasser den Laden gegründet, 2008 kamen weitere Räume dazu. 14 Kooperationspartner unterstützen das Projekt. Es gibt Lern- und Lesegruppen für Schüler, Musik- und Kunstkurse, auch für Eltern gibt es Bildungsangebote.

Böllerverbot

Verbotzone vom 31. 12., 18.00 Uhr, bis 1. 1., 6.00 Uhr



Viel zu viel dicke Luft durch Feinstaub

Jahr für Jahr registrieren die über die Stadt verteilten Stationen des Berliner Luftgütemessnetzes zwischen dem frühen Abend des 31. Dezembers und den Morgenstunden des Neujahrstags einen eklatanten Anstieg beim sogenannten PM10. Das sind alle in der Luft schwebenden Festpartikel mit einer Größe von weniger als 10 Mikrometer (μm). Sie gelangen auf natürlichem Wege in die Atmosphäre, etwa durch Waldbrände, aber auch durch Industrie- und Heizungsanlagen oder eben Knaller und Raketen.

Am dicksten ist die Luft an jedem 1. Januar um 1.00 Uhr

morgens – man sieht das ja auch. Die PM10-Messwerte liegen dann bei einem Vielfachen der 10 bis 30 Mikrogramm (μg) pro Kubikmeter Luft, die nachts sonst üblich sind. Rekordhalter der letzten Jahre war die Frankfurter Allee, dort wurden am 1. 1. 2019 um 1.00 Uhr stolze $816 \mu\text{g}/\text{m}^3$ verzeichnet. Allerdings fällt diese horrend Belastung zwischen 2 und 4 Uhr morgens wieder sprunghaft ab, weswegen in den seltensten Fällen der Tagesgrenzwert von $40 \mu\text{g}/\text{m}^3$ gerissen wird. Am 1. Januar 2019 war das nur an besagter Messstelle in der Frankfurter Allee der Fall: mit $50 \mu\text{g}/\text{m}^3$ im Tagesdurchschnitt. (c/p)



Katerstim-
mung, am
Morgen
danach: Was
von Silvester
so übrig bleibt
Foto: Tobias
Seeliger/
snapshot
photography

Mehrmals im Monat treffen sich Väter und Mutter aus dem Kiez getrennt voneinander zum Frühstück. „Gesellige, wertvolle Begegnungen“, so nennt Nasser diese Zusammenkünfte.

Im Einzugsbereich des Nachbarschafts ladens leben viele Familien mit Kindern, darunter Migranten aus dem Libanon, der Türkei und auch Russen. Die Wohnungen seien oftmals beengt, die Lebensverhältnisse prekär, viele Eltern seien mit der Erziehung überfordert, sagt Nasser. Nicht nur in der Steinmetzstraße, auch in dem Wohnblock Pallasseum an der Potsdamer Ecke Pallasstraße sei das so. Auch dort gilt das Böllerverbot.

Rund 2.000 Menschen aus 25 Nationen leben im Pallasseum, das quer über die Pallasstraße gebaut ist. Inzwischen gehört das Haus der Wohnungsbaugesellschaft Gewobag. Vor 20 Jahren, als die Wohnanlage noch „Sozialpalast“ geschimpft wurde, sei die Polizei täglich vor Ort gewesen, erzählt Sigrid Witthöft. „Heute passiert das maximal einmal im Monat.“ Witthöft arbeitet als Pokuristin für die Hausverwaltung. Der Kiez sei mitnichten ein Kriminalitätsbrennpunkt, „auch wenn uns die Presse gern als solchen verteufelt“, stellt Nasser klar. Abschnittsleiter Berndt bestätigt das. Weder die Steinmetzstraße noch das Pallasseum seien im normalen Alltag für die Polizei ein Schwerpunktgebiet.

Die Silvester-Krawalle erinnern ein bisschen an den 1. Mai in Kreuzberg. Krawalle, einmal zum Ritual geworden, lassen sich nur schwer befrieden – das ist auch die Erfahrung vom 1. Mai. Der Begriff „erlebnisorientierte Jugendliche“ hatte in Kreuzberg seine Genese. Es gebe da gewisse Parallelen, bestätigt Abschnittsleiter Berndt. Deshalb sei es an der Zeit, dem Spuk ein Ende zu bereiten. „Zu einem Verbot sehe ich keine Alternative.“

Aber auch das ist eine Lehre aus dem 1. Mai: Nicht mit Verboten, sondern mit Deeskalationsmaßnahmen unter Einbeziehung der Bevölkerung ist Kreuzberg befriedet worden. „Wir müssen im Vorfeld dafür sorgen, dass es friedlich bleibt“, sagt Berndt denn auch.

Das Präventionsteam des Abschnitts 41 ist zurzeit in Schönberg in Schulen und Jugendeinrichtungen unterwegs, um über das Böllerverbot zu informieren. Bei Gesprächen mit Schülern sei ihr Eindruck „die Botschaft ist angekommen“, berichtet Ilona Philippeau. Die Polizistin, groß, kurze dunkle Haare, ist Präventionsbeamtin. Eine Prognose für Silvester wagt Philippeau aber nicht. „Gruppendynamik ist etwas sehr Unberechenbares.“

Allein mit Erziehungsversagen sei natürlich nicht zu erklären, dass manche Jugendliche an Silvester alle Hemmungen fallen ließen, sagt Nasser. Schon

Tonnenweise Illegales

Der Zoll stellt zum Jahresende häufig illegale Pyrotechnik sicher. „Besonders die Monate November und Dezember sind die Hochphase“, sagte der stellvertretende Sprecher des Zolls, André Lenz. 2018 fanden die Beamten nach Erhebungen des Zollkriminalamtes rund 370.000 Stück illegale Feuerwerkskörper, 2017 waren es noch rund 150.000 Stück.

In Brandenburg werden die meisten der illegalen Böller aus Polen beim Hauptzollamt Frankfurt (Oder) sichergestellt. 2018 fanden die Fahnder bei ihren Kontrollen entlang der polnischen Grenze 6,4 Tonnen illegales Silvester-Feuerwerk. „Wir gehen davon aus, dass wir diese Zahl auch in diesem Jahr erreichen werden“, sagte Sprecherin Astrid Pinz. (dpa)

gar nicht seien die Krawalle ein Migranten- oder Arme-Leute-Problem. „Kein Vater und keine Mutter findet es normal, dass ihre Kinder Böller auf Passanten werfen“, ist Nassers Erfahrung. Die naheliegendste Erklärung sei wohl die, dass die beteiligten Jugendlichen im normalen Leben keine Erfolge hätten und Silvester endlich mal „wer sein“ könnten.

Noch steht nicht fest, mit wie vielen Kräften die Polizei am 31. Dezember vor Ort sein wird. Insgesamt werden es sicher 140 Beamte sein. Verantwortlich für

„Die Kulisse für die Angeberei hat man ihnen genommen“

Hamad Nasser, Leiter des Nachbarschafts ladens in der Steinmetzstraße

den Silvestereinsatz ist der Leiter der 3. Abteilung der Bereitschaftspolizei, Alexander Karius. Der kündigt auf Nachfrage ein entschlossenes Vorgehen an. In der Zone selbst und auch den Rädern werde die Polizei Stellung beziehen, und auch das Umfeld im Auge behalten – für den Fall, dass sich die Krawalle verlagern.

Rechtsgrundlage für das Verbot ist das Gefahrenabwehrrecht nach dem Asog. „Bei begründeten Verdachtsfällen ermächtigt uns das Gesetz, Taschenkontrollen durchführen“, erklärt Thomas Lange, Stabsmitarbeiter im Abschnitt 41.

Mit was für einer Strafe ist zu rechnen, wenn man einen Böller dabei hat oder zündet? „Mit keiner“, sagt Lange. „Der Böller wird beschlagnahmt, das war's.“ Das gelte aber nur für von der

BAM zugelassene Pyrotechnik. Bei illegalen Böllern werde wie bisher Strafanzeige wegen Verstoßes gegen das Waffen- und Sprengstoffgesetz erstattet. Und wenn Familien mit ganz normalen Raketen aus dem Haus kommen und diese außerhalb der Verbotszone abfeuern wollen? „Dann müssen sie diese vor 18.00 Uhr rausbringen“, sagt Lange.

Bei einem Väterfrühstück im Nachbarschafts laden ist auch das Böllerverbot Thema. Der Tisch ist mit 15 Tellern und Tassen gedeckt. Fast alle Plätze sind besetzt. Es gibt Foul, ein aus Bohnen bestehendes ägyptisches Nationalgericht, dazu Frischkäse und Zatar, eine Gewürzmischung aus dem Nahen Osten aus gemahlenem Thymian, Sesamkörnern und Salz, sowie Gurken, Tomaten und Mozzarella. Er lasse seine Kinder in der Silvesternacht nie auf die Straße, erzählt ein beliebter Mann, der sich als Vater von fünf Mädchen und zwei Jungs outet. Letztere sind 14 und 19 Jahre alt, also genau die Zielgruppe. Niemals habe er seinen Kindern Feuerwerk gekauft, betont der gebürtige Libanese, der sich bei Migrantenfamilien im Kiez als Bildungsbotschafter betätigt. „Es passiert zu viel. Wir feiern zu Hause.“ Ein neben ihm sitzender 72-jähriger gebürtiger Palästinenser, Großvater von 16 Enkeln, auch Bildungsbotschafter, nickt zustimmend.

„80 Prozent der Mieter begrüßen das Böllerverbot“, sagt die Prokuristin des Pallasseums Sigrid Witthöft. „Das ist hier einfach zu heftig.“ Wo keine Vernunft mehr herrsche, seien Gesetze erforderlich, findet auch Hamad Nasser, der selbst drei Kinder hat, allerdings nicht in Schönberg wohnt. Die Zeiten, dass Feuerwerk Reiz und Ästhetik verströmten, sind für ihn längst vorbei. Auch in anderen Teilen Berlins würde er sich wünschen, dass die Ballei beschränkt wird.

Ob die Präventionsmaßnahmen greifen?

Nasser überlegt kurz. Schwer zu sagen. „Zum Teil kommen die ja nicht aus unserem Stadtteil.“ Seine Vermutung sei aber: „Sie werden es nicht ganz lassen.“ Aber immerhin: Die Kulisse für die Angeberei hat man ihnen genommen.“

Die Polizei werde „gut aufgestellt“ sein, kündigt Einsatzleiter Karius an. Wenn man ein Verbot erlasse, müsse es auch umgesetzt werden, „sonst macht man sich lächerlich.“ Könnte es nicht sein, dass die Polizei die Situation damit erst richtig anheizt? Er teile diese Befürchtung nicht, sagt Karius. Außerdem: Eine Steigerung gegenüber den Vorjahren sei kaum vorstellbar.

In der Lesegruppe im Nachbarschafts laden haben sich ein paar Mädchen zu Mahmud und dessen Freunden gesellt. Eine Neunjährige mit Brille betrachtet die auf dem Tisch liegen-

den Informationsflyer. Der Inhalt ist ihr bekannt. „Mein Bruder regt sich total auf und ich auch“, schimpft sie. „Aber die Babys können jetzt schlafen,“ antwortet ihre Freundin. Ein Junge in gestreiftem Pullover tippt mit dem Finger auf die Passage, in der steht, was erlaubt ist und liest sie laut vor. „Wunderkerzen, Tischfeuerwerk, Knallerbsen.“ Das könne man doch jeden Tag machen, entrüstet er sich. „Das ist doch kein Silvester!“

Draußen auf der Straße kracht es. Einige der Schüler rennen raus. Es ist kurz vor halb sechs und dunkel. Irgendwer hat irgendwo einen Böller gezündet, dabei ist erst der 5. Dezember. „Das ist Schönberg, unser Bezirk“, jubelt ein Kleiner, der so aussieht, als wäre er keine zehnte. „Da wird immer am meisten geballert!“

Verbote gibt es woanders längst

Die Deutsche Umwelthilfe (DUH) will Silvester-Feuerwerke aus den Städten verbannen und hat zu lokalen Petitionen aufgerufen. Grund ist die durch die Schwarzpulver-Böllerei verursachte extrem hohe Feinstaubbelastung (siehe Seite 44). Die DUH hat deshalb seit Juli an bislang 98 Städte formale Anträge auf Erlass eines kommunalen Verbots gestellt.

Der Verband der pyrotechnischen Industrie (VPI) warnt dagegen vor Rechtsbruch, generelle Feuerwerksverbote von Kommunen seien nicht möglich. Betroffene Städte hätten schon jetzt eine rechtliche Handhabe, Verbote für bestimmte Stadtteile durchzusetzen, argumentiert dagegen die DUH. Dies sei bereits in München, Nürnberg, Passau und Landshut, aber auch in Hannover und Köln geschehen. Und erstmals soll es in diesem Jahr auch am Hamburger Jungfernstieg kein Feuerwerk geben. (taz, mit epd)

Anzeige

LPG BioMarkt

Unsere Highlights zu
Weihnachten



Champagne Elegance
19,99€ Mitgliederpreis
28,99€ Ladenpreis

Weitere fantastische
Angebote unter News
auf unserer Webseite!



lpg-biomarkt.de

Neven Subotić kommt frisch geduscht nach dem Vormittagstraining aus der Kabine des Stadions An der Alten Försterei zum Gespräch. Der bosnische Serbe, der als Kleinkind 1990 nach Deutschland kam, ist als Verteidiger mit einer erfolgreichen Karriere eine feste Größe beim 1. FC Union Berlin. Die Fans schätzen ihn darüber hinaus sehr für seine unangepasste, kommerzkritische Haltung und sein soziales Engagement

Interview **Gunnar Leue**
Fotos **Wolfgang Borrs**

taz: Herr Subotić, das Training ist zu Ende, Feierabend für heute?
Neven Subotić: Ja, nach unserem Gespräch geht's nach Hause nach Friedrichshain.

Mit der S-Bahn?

Genau, ich habe eine Monatskarte und bin recht zufrieden damit. Mit dem Auto kommst du in der Stadt auch nicht schneller voran.

Haben Sie denn eins?

Nein, ich nutze aber gelegentlich mal Car Sharing. Oder nach dem Spiel nimmt mich auch mal ein Kollege mit.

Bodenständigkeit kommt bei Fußballfans immer gut an, zumal bei Ihrem jetzigen Verein, der seine Tradition als Arbeiterverein hochhält. Sie haben mal gesagt, Sie seien ein Arbeiterkind ...

Meine Eltern sind 1990 vor dem Krieg in Bosnien nach Deutschland geflüchtet. Hier mussten sie die ganze Arbeit machen, die keiner gern machen möchte. Mein Vater hat auf der Baustelle gearbeitet und meine Mutter als Putzfrau, weil ihre eigentliche Qualifikation nicht anerkannt wurde. Später, als über 30-Jährige, hat sie noch die Uni nachgeholt und ist heute Construction Project Managerin.

Sie haben nach Ihrer Ankunft in Deutschland in einem Schwarzwald-dorf gelebt.

Es war kein leichtes Leben, aber wir hatten hier Sicherheit in unserem Alltag, ich durfte zur Schule gehen und hatte stets Essen auf dem Tisch, obwohl meine Eltern immer viel Geld an ihre Verwandten in Bosnien geschickt haben, damit sie durch die Kriegszeit kommen. Sie haben stets gemacht und getan und nie rumgejamert, auch wenn sie als Ausländer oft Benachteiligungen erlebten. Genau wie in den USA, wo wir von 1999 bis 2006 mit einer Green Card lebten.

Anpacken, um sich selbst zu helfen, das haben Sie von Kindheit an gelernt?

Ich bin es seit je gewohnt zu arbeiten, so habe ich es von meinen Eltern übernommen. Wir sind keine Leute, die sich beschweren. Wir haben die Häuser von reichen Leuten geputzt. Wir haben während unserer Zeit in den USA Schulklos und Klassenzimmer geputzt, damit meine Schwester und ich dort zur Schule gehen durften. Es hat mir gezeigt, dass man sich etwas erarbeiten kann, wenn man die Herausforderung annimmt und die Chance dazu bekommt.

Selbermachen und familiärer Zusammenhalt sind bei Union eine Art Vereinsphilosophie. Hatte das Ihre Überlegung beeinflusst, im Sommer aus der ersten französischen Liga zum Aufsteiger nach Köpenick zu wechseln?

Ganz offen gesagt: Ich bin in erster Linie Fußballer, am Ende sind die fußballerischen Aspekte die wichtigsten. Der sympathischste Verein bringt mir nichts, wenn ich bei ihm sportlich keine Erfüllung finde. Ich komme ja nicht als Fan zu einem Klub, sondern als jemand mit sportlichen Zielen. Die damit verbundenen Faktoren besitzen absolute Priorität, das ist bei jedem Fußballer so. Was in die Entscheidung für einen Verein jedoch einfließt, ist natürlich sein Drumherum. Und in der Hinsicht hat Union absolut Einzigartiges zu bieten. Allein, dass der Verein ein Stadion mit drei Stehtribünen hat, sagt eine Menge über ihn aus.

Im August gab es gleich beim ersten Bundesligaspiel gegen RB Leipzig von den Unionfans 15 Minuten Supportpause, aus Protest gegen den nur aus Marketinggründen gegründeten Klub. Anders als mancher Teamkollege haben Sie das sehr befürwortet. Warum?

Für mich ist schon wichtig zu schauen, wohin die Entwicklung des Fußballs geht. Ist er nur eine Investitionsanlage für Unternehmer oder dürfen wir Fans – ich bin ja ebenfalls Sportfan – mitentscheiden? Wenn die Fans gar keine Rolle mehr spielen, haben wir ein Problem. Dann wird ein Fußballspiel nur noch eine Art Touristenevent, bei dem der Verein selbst eigentlich nebensächlich ist. Dabei haben die Vereine das Meiste dazu beigetragen, dass Fußball heute die bedeutendste Sportart der Welt ist. Und das Vereinsleben ist für viele Fans ein wichtiger Teil ihrer Identität. Wenn das verloren geht, sind wir in der Entertainmentindustrie und nur noch Clowns.

Wie in den USA, wo Sie als Jugendlicher auch schon Fußball spielten?

Ich habe als 17-Jähriger erlebt, dass es dort vor allem um eins geht: Geld, Geld, Geld. Ob das der richtige Weg für den Fußball ist, bezweifle ich. Im Vergleich zu anderen Sportarten muss man sagen, dass in Europa viele Mannschaften und Spieler doch sehr gut über die Runden kommen. Ich fände es schade, wenn wir das eintauschen würden gegen ein System, bei dem sehr wenige Vereine von Investoren gepusht werden, die das nicht aus Liebe zum Fuß-

Der sympathischste Verein bringt mir nichts, wenn ich bei ihm sportlich keine Erfüllung finde

ball tun, sondern wegen der Rendite. Wenn Fans dagegen protestieren, bin ich auf ihrer Seite. Ob ein Schweigeprottest die effektivste Maßnahme ist, ist eine andere Frage. Trotzdem halte ich es für wichtig, dass die Vereine und die Liga merken, dass man die Fans bei der Entscheidungsfindung für die Zukunft nicht außer Acht lassen darf.

Alle sehnen sich nach Fußballtypen mit Mut zur eigenen Meinung. Aber woher sollen die kommen, wenn der Nachwuchs in Fußballschulen mit extremer Konkurrenz erfahrung heranwächst. Braucht es einen nicht geradlinigen Lebenslauf wie Ihren, um nicht stromlinienförmig zu werden?

Ich habe früh Erfahrungen gemacht, die bis heute mein Weltbild prägen. Durch meine Eltern, aber auch durch Menschen aus Deutschland, die uns halfen, in die Gesellschaft rein zu finden. So wie Familie Egle aus unserem Schwarzwald-dorf, die uns einmal im Monat zu sich einlud, oder Frau Stumpf, die uns bei sich zu Hause aufnahm. Wir hatten ja ein Jahr im Dachgeschoss eines Fußballvereinsheims gelebt, unter ziemlich katastrophalen Bedingungen. Mein Vater ist damals von Haustür zu Haustür gegangen und hat den Leuten angeboten, ihren Garten zu machen und seine Frau, meine Mutter, könnte auch das Haus sauber machen ... Frau Stumpf hat uns ermöglicht, bei ihr zu wohnen, während sie selbst auf der Couch schlief. Ich bin heute Bundesligaprofi und wer weiß, ob ich das je geworden wäre ohne diese

Neven Subotić

Die Person Neven Subotić wurde 1988 im jugoslawischen Banja Luka, heute Bosnien und Herzegowina, geboren. Wegen des Jugoslawienkrieges zogen seine Eltern 1990 mit ihm und seiner Schwester nach Deutschland, wo die Familie im Schwarzwald lebte. Weil die Abschiebung drohte, ging die Familie 1999 mit einer Green-card in die USA.

Die Karriere In den USA spielte Subotić in mehreren Vereinen, ehe er 2006 zurückkehrte und bei Mainz 05 einen Vertrag erhielt. Mit Trainer Klopp wechselte er zu Borussia Dortmund, wurde Deutscher Meister und DFB-Pokalsieger. Nach Stationen beim 1. FC Köln und zuletzt AS Saint-Étienne kam er im Sommer zum 1. FC Union, wo der Verteidiger seitdem Stammspieler ist. Subotić besitzt die serbische und die US-amerikanische Staatsbürgerschaft, spielte von der U17 bis zur U20 in US-Jugendnationalmannschaften und später in der serbischen Nationalmannschaft.

Die Stiftung 2012 gründet der Spieler die Neven-Subotić-Stiftung, die mit Hilfe von Spendengeldern im Norden Äthiopiens Zugang zu sauberem Wasser und zu Sanitäranlagen gewährleistet; so werden Brunnen gebaut und die Errichtung von Sanitäranlagen in Schulen finanziert. Damit die Spenden zu 100 Prozent in die Projekte fließen, bezahlt Subotić die jährlich sechsstelligen Personal- und Verwaltungskosten der in Dortmund ansässigen Stiftung aus eigener Tasche. Regelmäßig macht er sich vor Ort ein Bild über die Umsetzung der Projekte durch sein Stiftungsteam und Einheimische. 2019 wurde die Stiftung im Europäischen Parlament im Rahmen des SOLIDAR Silver Rose Awards für ihren außerordentlichen Einsatz für soziale Gerechtigkeit und Solidarität in der Welt ausgezeichnet. (gl)



Das ist der Stiftungsbericht der Neven-Subotić-Stiftung



„Ich brauche so viel Geld glücklich“

„Äthiopien ist nur sechs Flugstunden entfernt“, sagt Fußballer Neven Subotić, hier in der Alten Försterei fotografiert, „doch der Alltag ist komplett anders und wir sprechen hier nicht von einer anderen Welt. Es ist eine Welt“

Hilfsbereitschaft. Obwohl ich mit solchen Erfahrungen aufgewachsen bin, war ich natürlich überfordert, als ich mit 17 aus Amerika zurückkam und in Mainz Fußballprofi wurde. Mein erstes Gehalt war immens, zwei Jahre später bei BVB stieg es noch mal weiter. Das konntest du gar nicht ausgeben. Meine Eltern waren natürlich stolz, dass ich es geschafft hatte, nur gab es keine Anleitung, wie man sich als junger Mensch damit verhalten soll. Der Umkreis um einen ist auch nicht zwingend förderlich, da es für alle eine orientierungslose Luxus-situation ist.

Waren Sie dabei, der typische Fußballprofi zu werden – mein Haus, mein Auto, mein zweites Auto?

Ich hatte ein Haus und drei Autos. Du kommst als Jüngster in eine Mannschaft und orientierst dich schlicht an den Älteren. Die machen das so, also machst du das auch so: Haus, Autos, Party – heute kann ich drüber lachen. Damals hielt ich das für cool, bis ich merkte, dass es gar keinen Spaß bereitet und völlig sinnlos ist. Das war ein Reifeprozess, der von innen stammte.

Haben Sie sich mit Teamkollegen über so etwas unterhalten?

Wenn man solche Gedanken anspricht, bewegt sich das Gespräch meist auf dem Niveau: Ja, stimmt, brauchen wir eigentlich nicht. Viele Topverdiener unter den Profis spüren, dass sie im materiellen Überfluss leben und dies am privaten Glücksempfinden keinen positiven Einfluss hat. Aber die meisten gehen keinen Schritt weiter.

Sie haben dagegen Ihre Autos verkauft und 2012 Ihre Stiftung gegründet, die dank Spenden Brunnen in Äthiopien baut, um Menschen Zugang zu sauberem Wasser und Sanitäranlagen zu ermöglichen.

Weltweit fehlt 844 Millionen Menschen der Zugang zu einer einfachen Wasserversorgung, also jedem zehnten. Wir bauen die Brunnen in der Tigray-Region im Norden von Äthiopien, wo die Hälfte der Menschen keine Wasserversorgung hat. Die Menschen dort laufen jeden Tag durchschnittlich sechs Kilometer zu einer Wasserquelle und tragen dabei 20-Liter-Kanister. Wir sprechen also nicht nur von einem enormen Kraftaufwand, sondern auch von Zeit, die nicht produktiv in die Schule oder in die Arbeit investiert werden kann. Und dann ist das Wasser, das sie vorfinden, nicht Wasser, wie wir es hier gewohnt sind, sondern es hat eher die Farbe von Spezi und ist genauso kontaminiert, wie es aussieht. Doch es gibt für diese Menschen keine Alternative, als genau dieses Wasser zu trinken und es ihren Kindern, ihren Familien zu geben. In unserem Alltag spülen wir mehrmals am Tag trinkbares Süßwasser literweise die Toilette hinunter. Das sollte uns dazu anhalten, uns auch mal andere Lebensrealitäten bewusst zu machen. Äthiopien ist nur sechs Flugstunden entfernt, doch der Alltag ist komplett anders und wir sprechen hier nicht von einer anderen Welt. Es ist eine Welt.

Würden Sie sich als Vorbild bezeichnen, zum Beispiel gegenüber Profikollegen?
Nein, ich bin kein Lehrer. Wer uns unterstützen will, kann das gern tun und manche Kollegen tun das auch. Allerdings sollen sie nicht spenden, bloß

Manche nicht
 Geld, um
 zu sein“



weil sie den Typen Subotić toll finden. Zu sagen, okay, ich spende mal, ist ein guter Anfang. Aber ich finde es besser, sich auch damit auseinanderzusetzen, dass das eigene Handeln nie konsequenzlos ist. Wenn sich das Weltbild der Leute nicht ändert, bringt die Spenderei letztlich wenig.

Sie wollen keine Charity, sondern Spender mit Bewusstsein?

Wir möchten schon Aufklärungsarbeit leisten, damit deutlich wird, woher die Unterschiede zwischen dem globalen Norden und Süden rühren und dass die letzten 500 Jahre Aufschwung der westlichen Welt auch auf dem Schaden des Südens beruhen. Vor allem möchte ich jedoch helfen, Missstände zu ändern. Wir müssen alle unser Verhalten reflektieren und anpassen, nachhaltiger denken und handeln.

Seit Jahren sieht man auch rund um die Stadien immer mehr Flaschensammler. Man könnte also auch hierzulande Dutzende Sozialprojekte gegen Armut fördern oder in Bosnien. Wo fängt man an, wo hört man auf – treibt Sie diese Frage manchmal um?

Ich komme aus einer Kriegsregion und ich spüre auch Druck, dass ich für meine Verwandten in meinem Heimatdorf, für mein Heimatland spenden soll. Meine Eltern haben von Deutschland aus immer viel gespendet, Geld, Medikamente, und natürlich ist es immer ein echtes Zeichen, wenn jemand für seine Heimat spendet. Deshalb war es eine entscheidende Frage bei der Stiftungsgründung, worauf wir uns fokussieren. In Deutschland gibt es natürlich auch Armut, aber dahinter steckt für mich vor allem ein kras-

ses Verteilungsproblem und im globalen Vergleich ist die Armut hier relativ. Der Staat selbst hat ja viel Geld. Selbstverständlich ist es auch wichtig, dass sich Menschen und Organisationen hier vor Ort engagieren. Aber für mich als Stiftungsgründer war es am Wichtigsten, mich da einzusetzen, wo es jeden Tag an elementarsten Lebensgrundlagen fehlt: sauberes Wasser.

Trainer von Profivereinen verlangen, dass sich die Spieler, zumal im Abstiegskampf, hauptsächlich auf Fußball konzentrieren. Wenn Sie auch zeitlich so intensiv mit Ihrer Stiftungsarbeit befasst sind, kommt es da vor, dass Sie den Kopf mal nicht frei kriegen für Ihren Hauptjob?

Ich kenne keinen Fußballer auf der Welt, der ausschließlich an Fußball denken kann. Das ist doch frustrierend und würde jeden verrückt machen. Die besten Spieler, die ich kennengelernt habe, besitzen eine Balance. Das sind fokussierte Profis, wenn es auf den Platz geht, und wenn sie nach Hause kommen, beschäftigen sie sich mit anderen Sachen.

Manche zocken oder shoppen am liebsten. Sie sollen ein Fan teurer Fortbildungen sein, um die Arbeit der Stiftung effizienter zu gestalten? Ich weiß nicht, was andere machen. Ein paar Kollegen studieren ja auch. Lewandowski hat im Nebenstudium sogar einen Bachelor gemacht, was seiner Leistung auf dem Platz offenbar nicht geschadet hat. Für mich ist so etwas eine sehr gesunde Balance zwischen den zwei Welten, in denen wir als Fußballer leben. Wir machen unser Hobby zum Beruf, der sicher an-

„

Ganz ehrlich, diese Welt, nicht nur die Fußballwelt, ist oft sehr absurd. Aber ich beschwere mich ungern darüber, wie es ist. Ich gucke lieber, was wir tun können, dass es besser wird

strengend ist. Aber außerhalb des Platzes hat eben jeder noch sein eigenes Tun. Da meine Karriere so schlecht nicht verlief, bin ich auch ein Beweis, dass das geht.

Damit die Spenden für Ihre Stiftung hundertprozentig in den Brunnenaufbau gehen, bezahlen Sie die Personal- und Verwaltungskosten komplett aus eigener Tasche. Wie viel ist das so im Jahr?

Da geht schon etwa mein Gehalt drauf. Ich erwähne das nur, um zu zeigen, dass es geht, ohne dass ich verhungere. Schließlich habe ich noch ein paar Ersparnisse aus meinen früheren Fußballerjahren. Außerdem brauche ich persönlich nicht so viel Geld, um glücklich zu sein.

Beim Berlin-Derby Union gegen Hertha kürzlich wurde so viel mit Pyro gezündelt, dass es für beide Klubs mindestens fünfstelligen Geldstrafen geben wird. Denken Sie da schon mal, mit dem Geld könnte man so viel Gutes tun?

Nee, da bin ich pragmatisch. So ein Gedanke ist für mich einfach nicht zielführend. Und ganz ehrlich, diese Welt, nicht nur die Fußballwelt, ist oft sehr absurd. Aber ich beschwere mich ungern darüber, wie es ist. Ich gucke lieber, was wir tun können, dass es besser wird. Deshalb rede ich gern mit Leuten, die ebenfalls versuchen, die Welt nach vorn zu bringen und ich bilde mich fort, um bestimmte Kompetenzen für unsere Arbeit zu erlangen. Ein Freund zeigte mir neulich eine *Bild*-Zeitung, in der groß aufgemacht wurde, was wieder alles schlecht ist. So etwas nervt mich, weil das niemandem hilft. Das

erfüllt für mich keinen Zweck, schon gar keinen gemeinnützigen Zweck.

Der Vereinsfußball ist vielleicht das letzte große Gemeinschaftserlebnis, bei dem noch Leute aus allen möglichen Gesellschaftsschichten zusammenkommen. Müsste dieses Potenzial stärker für sinnstiftende Dinge in der Gesellschaft genutzt werden?

Es gibt heute keine andere Organisation, die so viel Vertrauen bekommt wie ein Fußballverein von seinen Fans. Dieses Vertrauen verpflichtet den Verein, sich nicht nur auf finanzielle Ziele auszurichten. Ein Verein lebt ja nur von den Fans, also hat er eine Verantwortung für die Gemeinschaft. Beim 1. FC Union gibt es zum Beispiel die Faninitiative „Eisern trotz(t) Handicap“, die Auswärtsfahrten für Rollstuhlfahrer organisiert. So etwas finde ich super, wenn ein Fußballverein eine Plattform bietet, um solche Aktivitäten zu fördern. Das zentrale Thema eines Fußballvereins ist natürlich der Fußball und je weiter oben er mitspielt, desto wichtiger sind für ihn auch monetäre Dinge. Aber er darf nicht ignorieren, welche Bedeutung ein Verein innerhalb der Gesellschaft hat, welche Rolle er einnehmen kann. Wer das beherzigt, kann, wie man auch an Union sieht, selbst mit geringeren Mitteln Identifikation schaffen.

Auch das Union-Weihnachtssingen am 23. Dezember ist einst aus einer winzigen Faninitiative entstanden und inzwischen als Gemeinschafts-event etabliert. Werden Sie dabei sein?

Nein, ich bin dann leider schon in Äthiopien.

berliner szenen

Vater guckt Smartphone

Wir sitzen im Wartezimmer des Kieferorthopäden. Die meisten Patienten sind Kinder und Teenager mit „Grills“ auf den Zähnen. Da alle am Handy hängen, herrscht Totenstille. Wir sitzen auf Eisenbänken mit dem Rücken zueinander; irgendwie fühlt man sich wie im Wartesaal eines Busbahnhofs. Hinter mir sitzt ein Mann, der seinen Sohn begleitet. Der Junge ist im Grundschulalter, der Mann um die vierzig, Lederjacke, Schnauzbart, unrasiert. Beide haben ein Smartphone in der Hand und Kopfhörer in den Ohren.

Ich stehe auf, um mir eine Zeitschrift zu holen – noch gibt es so etwas hier. Dabei sehe ich auf dem Bildschirm des Mannes ein junges Mädchen im Hochformat, das zu einer Musik tanzt, die nur er hört. Er schaut offenbar TikTok. Ab und zu drehe ich mich vorsichtig um, um zu sehen, was er sonst noch so guckt. Jedes Mal tanzt da ein anderes Mädchen, die meisten haben Shorts und Oberweite mit Spaghettiträgern an. Ob man den Algorithmus von TikTok so beeinflussen kann, dass er nur Videos von tanzenden Mädchen zeigt, die nicht viel anhaben? Material von Homosexuellen, Uiguren und anderen Leuten, die die chinesische Regierung nicht gut findet, kann die App ja offenbar auch verschwinden lassen.

Ich muss vor einiger Zeit, ohne dass ich es gemerkt habe, in einer Welt aufgewacht sein, in der es normal ist, dass ein erwachsener Mann mit Kind seine freie Zeit im Wartezimmer damit verbringt, sich 15-Sekunden-Clips von herumhüpfenden Mädchen in leichter Bekleidung anzusehen. Ununterbrochen, einen nach dem anderen.

Es ist unhöflich und indiscret, bei anderen auf den Monitor des Smartphones zu gucken, sage ich mir schließlich. Möglicherweise will man auch gar nicht wissen, was die da gucken.

Tilman Baumgärtel

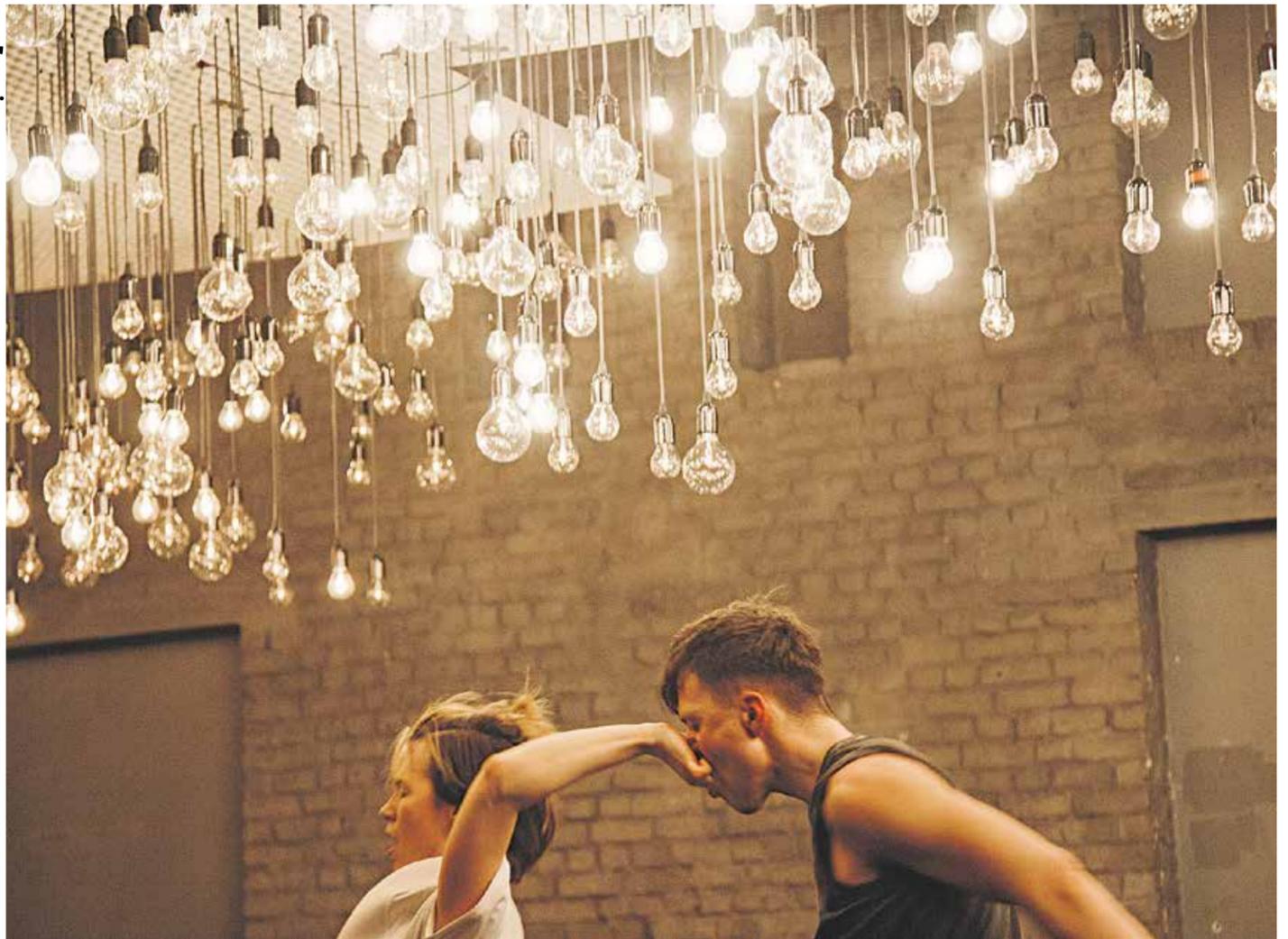


Foto: Matthias Horn

Berliner Ensemble Stunde der Hochstapler

Gut dastehen, besonders gut, besser als die anderen. Sind nicht die sozialen Netzwerke eine Verführung zur Hochstaplei? Ausgehend von seiner assoziativen Erkundung der Hochstaplerfigur „Felix Krull“ im Berliner Ensemble (am Sonntag ab 18 Uhr), fragt Alexander Eisenach nun weiter nach dem uns alle betreffenden Prinzip Krull: „Wann hat das angefangen, dass wir lügen?“

Unter dem Glühbirnenhimmel von Jompet Kuswidananto: „Celestial Sorrow“
Foto: Laura Van Severen



Gib mir dein Schaudern

Viel zu verlieren, viel zu gewinnen zwischen Europa und Asien, Flandern und der Welt. In Meg Stuarts „Celestial Sorrow“ im HAU geht es einmal mehr um den Balanceakt des Lebens

Von Astrid Kaminski

Es gibt zwei Arten von Smalltalk: die der Selbstgewissen, die mit einer prononcierten Stimme, als wüsste sie alles vom Leben und von Konversation, in jedem Satz eine Pointe setzen. Und die von Zweiflern, die eher wie Seiltänzer über einem Abgrund von Hintersinnigkeiten, Fehlleistungen und Lapsus balancieren und sich bei jedem Gespräch einen Arm brechen, wenn niemand sie auffängt. Und Mischformen und stimmungabhängige Switches gibt es natürlich auch.

In Stücken von Meg Stuart, auch in ihrer jüngsten Berlin-Premiere „Celestial Sorrow“ am HAU 2, sind es eher die Seiltänzerexistenzen, die wirken, als hätten sie sich strauhelnd, fallend, verwundet, verwundert, verzweifelt, mit spielerischem Vertrauen genauso wie mit der Hingabe an exisistentes Scheitern in etwas hineingebabbelt. Sehr tief verbrabbelt und doch nicht tief genug, damit eine Philosophie daraus würde. Oder zu quirlich dazu, mit dem Wissen, dass es keine Philosophie des Überlebens gibt, sondern nur Überleben. Es ist immer ein abgründiges Brabbeln – in Worten, Zuständen, Bewegungen, Ritualen, Beschwörungen – bei Meg Stuart, ein Sich-in-Bewegung-Halten, ein Sich-im-Arm-Halten, ein Den-Ball-im-Spiel-Halten und eine Angst, all das zu verlieren.

Existenziell gefährdet

Wie begründet diese Angst auch auf materieller Ebene sein kann, bewies die flämische Politik der letzten Monate. Der neue Ministerpräsident kürzte in einer populistischen Attacke auf Kunst und Kultur auch Meg Stuarts bereits unter einer demokratisch berufenen Kommission der Vorgängerregierung zuge-

teiltes fünfjähriges Produktionsbudget kurzerhand für die restlichen zwei Jahre der Laufzeit um 6 Prozent. Das entspricht den Kosten einer gesamten Produktion. Die Produktionen für 2020 sind allerdings schon längst geplant und die Vorarbeiten im vollen Gang. Stuarts Management bleibt daher nichts, als die Option eines Defizitjahrs in Erwägung zu ziehen.

Es sei denn, die flämische Regierung rudert ob der anhaltenden Proteste, die noch weit krassere Einschnitte wie eine 60-prozentige Projektmittelkürzung betreffen, doch noch zurück. Ansonsten werden die innovative Kunst- und Performance-Szene Belgiens, das Einzige, was dieses europäische Land neben seinem brutalen Kongo-Kolonialismus je weltweit bekannt gemacht hat, nicht klanglos, sondern mit einem großen letzten Krach den Orkus hinabgehen.

Sich vorzustellen, dass Stücke wie das am Brüsseler Kaaithater uraufgeführte „Celestial Sorrow“ in Zukunft nicht mehr produziert werden können, bedeutet schlicht weniger Leben. Weniger Balancieren. Weg frei, für alle, die schon alles wissen. Abgrund frei, für alle, die noch suchen.

Abgrund frei für diese vielleicht beste Rolle, die Jule Flierl je performt hat. Nie war die Berliner Stimmtänzerin so in ihrem Element wie in dieser Dreierkonstellation mit Claire Vivianne Sobottke und Gaëtan Rusquet. Mit Sobottke teilt sie eine Existenz zwischen Tramp und Vamp, sie in genderneutraler Schichtengarderobe mehr das eine, jene mit trotzig freier Schulter mehr das andere, sie eher schamanenhaft beherrscht, jene eher exorzistisch hingegeben. Es beginnt mit langsamen Drehungen, die im Mittelpunkt der Erde anzusetzen scheinen, bei geschlossenen Augen und unter dem etwas zu dekorativen Glühbirnenhimmel

(1.200 Stück) des bildenden Künstlers Jompet Kuswidananto. Die Brüste heben sich, verstärkte Atemgeräusche mischen sich mit den liegenden Schwelctönen von Ikbal Simamora Lubys' E-Gitarre, werden in Mieko Suzukis Life-Soundscape Teil einer Atmosphäre, in der sich die Aura von Flora und Fauna, Geistern und Materie mischt und beschläft.

Aus dieser Sphäre scheint Jule Flierls skulpturales gesangliches Brabbeln zu kommen. Ihr durch somatische und gesangliche Techniken trainierter Stimmapparat dehnt sich im Körper, im Raum aus, es knarzt, es jault, es echot, es donnert, es stürmt in der Stimme. Mongo-

Mongolischer Kehlkopfgesang trifft auf Death Metal, Schamanismus auf Punk, und doch ist es etwas Eignes

lischer Kehlkopfgesang trifft auf Death Metal, Schamanismus auf Punk, und doch ist es etwas Eigenes, aus dem Moment Geschaffenes und im Moment Austariertes, der Schönheit des Schrecklichen eher als der des Lieblichen hingegeben. Aus der Beherrschung heraus ohne Angst, trotzdem aber als Gratwanderung des Kräftemessens. Schrecken, gib mir dein Schaudern, ich geb dir meines.

Besonders Jule Flierl und Gaëtan Rusquet beherrschen, beide tief geerdet, eine Gegenrhythmisierung von Suzukis Klanglandschaft, während Sobottke eher das wirbelnde, taumelnde Disco Girl gibt. Rusquet rudert sich gegen die Strömung durch den Raum, Flierl stampft und kickt, legt den Oberkörper in die Waage, lehnt

sich nach vorn, bricht nach hinten weg, eine elastische Off-Balance die den Boden sich in Resonanz wölben lässt. Und zwischendrin, wenn über intime Fotos aus dem Archiv der Performer*innen geplaudert wird, gibt sie wieder ein lakonisches Best-of ihrer DDR-Kindheit preis: die in die Brennesseln hängenden Brüste ihrer FKK-Gartenoma. Ein Bild, das man nicht gesehen haben muss, um es ins kulturelle Gedächtnis eingehen zu lassen, DDR-Oma, made in Flanders.

Es gelingt nicht jede Nuance der Performance. Die punktuelle Einbeziehung des Publikums fühlt sich nicht freilassend genug an, der Alu-Glitzerpelz von Sobottke gehört inzwischen in die Motenkiste performativer *fanciness*, der Bezug von Kuswidanantos Glühbirnen erschließt sich nicht ganz, auch wenn sie ein schönes Licht geben. In der zeitgleich entstandenen Installationen „On Paradise“ hat der bildende Künstler von der Decke gestürzte Lüster als Metapher für die einstige indonesische Rebellion gegen die Kolonialherrschaft über den Boden verteilt.

„Celestial Sorrow“ ist im Kontext der Brüsseler Europalia-Biennale entstanden, wo Indonesien 2017 Gastland war. Vielleicht verweist das hängende Lichtermeer nun darauf, dass nicht alle Sterne vom Himmel gefallen sind, und spricht gleichzeitig eine Einladung aus, Trauma und Heilung gemeinsam anzugehen. Nach Gitarrenriffs und einem faszinierenden Vamp-Solo schiebt Claire Sobottke als Mutter Courage im Himmel einen Lichterwagen herein, es wird ein populäres indonesisches Lied gesungen, wie vorsichtig die Einladung annehmend, mit dem Wissen um den Unterschied zwischen Poesie und Budenzauber.

Wieder am 14. November, 19 Uhr, HAU 2

Anzeige

Zuhören #4
Sasha Waltz & Guests
14.12.2019
15.12.2019
radialsystem.de

was tun?

Beethoven bei uns

Hausmusik. Beethoven. Nicht einfach. Aufregend und fordernd. Allein in Berlin laden rund 150 Hauskonzerte an diesem Wochenende zu Beethoven ein, in privaten Wohnzimmern, familiären Räumen und zeigen, wie Hausmusik klingt. Über 800 Veranstaltungen sind es in ganz Deutschland. Das ist das Warmlaufen für die Feiern seines 200. Geburtstags im Jahr 2020. Wer das erleben will, muss sich unter www.beethovenbeius.de anmelden.

Faltenwurf

Gerard ter Borch (1617–1681) war ein erfolgreicher Genremaler in Holland. Eine Vorstellung von seiner Werkstatt und seinen Verkäufen gibt eine Kabinettausstellung in der Gemäldegalerie, die mehrere Varianten eines Themas, „Die galante Konversation“ zeigt. Lichtreflexe und Faltenwürfe geben einer Rückenfigur geheimnisvollen Glanz.

Gemäldegalerie Berlin, bis 29. Februar

Investitionen in Betongold

Noch ist nicht alles attraktiv, noch gibt es Müll und Brachen, diagnostiziert Otti. In seinem Roman „Sanierungsgebiete“ beschreibt Enno Stahl den Umschlagpunkt von Aufwertung und Verdrängung in Europa am Beispiel Prenzlauer Berg



Von Uwe Rada

Dieser Roman beginnt schleichend, so, wie die Sanierung am Prenzlauer Berg begonnen hat. Durch die Handlung schleichen unter anderen Otti, ein glücklicher Arbeitsloser und literarischer Rebell, seine Ex-Frau Donata, die bei einer Gewerkschaftszeitung arbeitet, ihre Babysitterin Okšana, die zusammen mit Lynn studiert, einer leicht verzogenen Zugezogenen aus Düsseldorf. Die möchte ihre Diplomarbeit über die Sanierungsgebiete am Prenzlauer Berg schreiben, Europas größtes zusammenhängendes Altbauquartier.

Allen gemeinsam ist, dass sie in der Rykestraße leben, jener etwas im Schatten des Kollwitzplatzes gelegenen Straße, die zu DDR-Zeiten abgerissen werden sollte und seit der Wende exemplarisch steht für den Wandel vom subkulturellen und proletarischen Prenzlauer Berg zum homogenen Bionade-Biedermeier. Aber „noch ist nicht alles in der Rykestraße attraktiv“, diagnostiziert Otti bei der Arbeit an einem Manuskript, „zum Beispiel die Kreuzung Sredzkistraße, da ist dieser Kindergarten, und auf der anderen Straßenseite ein Stück Brache. Keinerlei Preziosen, nur Müll, Scherben, Präservative, es ist in der Tat verblüffend, mitten im aufgemotzten In-Viertel, dieses Öde Stück Land.“

Enno Stahl lässt sein Personal in „Sanierungsgebiete“ im Jahr 2009 antreten, und ihm gelingt damit eine verblüffend genaue Punktlandung. Denn vielleicht ist dieses Jahr, das Jahr nach der Bankenkrise und dem Beginn der Investitionen in Be-

tongold, das letzte Jahr, in dem Otti, Donata und die anderen noch in einer Straße leben können. Bald darauf wird das nicht mehr möglich sein. Der Sanierungsprozess ist zwar schleichend, aber irgendwann ist er vollzogen, und ein neues Personal betritt die Bühne.

Auch Donata, die Gewerkschaftsjournalistin, hat diesen Umschlagpunkt beobachtet. „Hier tut sich so etwas wie ein Klassenunterschied auf, der Gegensatz zwischen Angehörigen von Boheme und Kulturproletariat, die trotz des Wandels, der Aufwertung ihres Kiezes und der Mieten geblieben sind, und den besser verdienenden Schichten, neu hin-

Der Einzige, der bis dahin Prenzlauer Berg verlassen hat, tat dies aus freien Stücken: Stone, der Zocker

zugekommenen Ärzten, Juristen, Staatsbeamten aus Westdeutschland, welche die Gegend in Beschlag genommen haben.“ Entscheidend sind also nicht die Kreativen, sondern die, die nach ihnen kommen, auch wenn Erstere Letzteren den Boden bereiten haben.

Der Falle, ein einseitig wütendes oder larmoyantes Porträt des bekanntesten Altbauquartiers der Republik zu verfassen, entgeht Stahl, indem er seine Figuren widersprüchlich gestal-

tet. Eindimensionale Gewinner und Verlierer gibt es nicht, auch keine bloßen Opfer und Schuldigen. Der Einzige, der bis dahin Prenzlauer Berg verlassen hat, tat dies aus freien Stücken: Stone, ein ewig berlinernder Zocker, den es nach Neukölln verschlagen hat. Der Austausch der Bevölkerung ist nicht nur das Ergebnis von Verdrängung, viele sind auch freiwillig weggezogen.

Zwei Texte schieben sich in den Roman

Doch das Buch hat auch eine Schwäche. Anders als etwa Michael Wildenhain, der die wilden Kreuzberger achtziger Jahre in „Die kalte Haut der Stadt“ aus der Perspektive des militanten Widerstands geschrieben hat, sucht Enno Stahl auch die analytische Erkenntnis. Zwei seiner Protagonisten wollen wissen, was da passiert in der Rykestraße und am Prenzlauer Berg. Lynn beginnt mit Aktivistinnen, aber auch Sanierungsexperten Interviews zu führen und beschließt, ihre Diplomarbeit um die sozialen Auswirkungen des Sanierungsgeschehens zu erweitern. Otti wiederum schließt sich einer Literaturzeitschrift an und arbeitet an einem Buch über die revolutionäre Literaturszene der Weimarer Republik. So entstehen peu à peu zwei Texte im Text, typografisch hervorgehoben, die den Lesefluss nicht, wie man erwarten könnte, irritieren, sondern den Leser selbst in die Perspektive des Rechercheurs versetzen. Vor allem Lynns Wandlung zur kritischen Expertin ist vielschichtig und überzeugend motiviert.

Warum aber nur hat sich Enno Stahl nicht auf seine Figuren verlassen, warum ihnen

nicht vertraut, die Handlung, die hinreichend breit angelegt ist, nicht weitergesponnen, um seine Protagonisten dann in Würde oder mit dem Stinkefinger verabschieden zu können? Stattdessen hat Stahl aus „Sanierungsgebiete“ ohne Not einen Schlüsselroman zu machen versucht, in dem manche Akteure des realen Geschehens mit Realnamen vorkommen – Andrej Holm oder Annett Gröschner etwa –, während andere leicht zu identifizieren sind, der Stadtsoziologe Hartmut Häußermann zum Beispiel oder die Gründer des Verlags BasisDruck.

Den Erzählfluss hemmt auch die penible Schilderung der Spaltungsprozesse der bei BasisDruck erschienenen Zeitschrift *Sklaven*, die bei Stahl *Weg nach unten* heißt – frei nach Franz Jungs Autobiografie, die auch den *Sklaven-Machern* Pate stand. Mit dieser ausführlichen Geschichte um die literarischen Wiedergänger von Franz Jung verschiebt der Autor die Gewichte unnötig in Richtung seiner Lieblingsfigur (und seines Alter Egos?) Otti, dessen Skripte deutlich zu viel Raum einnehmen.

Aufregend ist dagegen die Dramaturgie. Nachdem im ersten Teil des Romans die Figuren betulich langsam durch die Rykestraße schleichen, drückt Stahl im zweiten Teil aufs Tempo. Nach und nach werden seine Figuren aus ihrem alltäglichen Leben gekegelt. So ist er, der Sanierungsprozess. Am Anfang nimmt man ihn kaum wahr, und dann ist man plötzlich weg.

Enno Stahl: „Sanierungsgebiete“. Verbrecher Verlag, 592 Seiten, 29 Euro

1999 in der Rykestraße in Prenzlauer Berg. Beim Blick zum Wasserturm sind Gerüste und Planen zu sehen
Foto: Rolf Zöllner/imag

Girl Meets Girl im Indierock

Marika Hackman übte im Privatclub in Kreuzberg schon mal die Einstimmung in die Weihnachtszeit

Am Ende wurde es weihnachtlich. Zwei Weihnachtslieder spielten Marika Hackman und Band (samt der One-Woman-Vorgruppe Art School Girlfriend) als Zugabe – und zum Schluss sogar „Last Christmas“ in einer schön schummerigen, mit Reggae-Break versehenen Version. Ja, es weihnachtet sehr, und in den vogelwitzschernenden Gesprächen vor Konzertbeginn ging es vornehmlich um dieses Thema: Wo und wie Weihnachten verbringen und wo dann Silvester?

Tendenziell werden die Billigflieger voll sein, weil viele über die Feiertage in die Länder fliegen werden, in denen ihre Eltern wohnen. „Wanderlust“ heißt das passende Wort auf Englisch und auch das Stück, mit dem Hackman, die selbst aus der Grafschaft Hampshire stammt, ihr Konzert eröffnete: „Did I make her laugh, was it just pretend? / Was she being kind? / Yes, she was kinder then, in Berlin“.

Ist es Zufall, dass alles Relevante, was Indiehausen heutzutage noch zu bieten hat, inzwischen, sagen wir, weniger an Girl-Meets-Boy-, sondern mehr an Girl-Meets-Girl-Stories Interesse hat? Wie die Australierin Courtney Barnett macht auch Marika Hackman soliden Indierock, der bei Hackman allerdings verstärkt aufs Formatradio schielt und ansonsten – immer schön Chorus-Effekt auf die Gitarre! – knietief in den Achtzigern steckt. Das klingt rund und groovy, hat aber unter dem Strich drei, vier Hits am Start (besonders zu nennen sind „I’m Not Where You Are“ und „The One“) und ansonsten viel musikalische Beliebtheit, was doppelt schade ist, da Marika Hackman eine sehr gute Stimme mit großem Umfang besitzt. Sie könnte tatsächlich die queere Antwort auf Lana Del Rey sein statt die schmutzige Antwort auf Belinda Carlisle.

Wobei der Schmutz hier ein funkelnder ist. Hackmans neue, dritte Platte, „Any Human Friend“, beschäftigt sich vollumfänglich mit den Dingen des Körpers, mit dem rauen Trennungsschmerz wie mit der unbändigen Lust. Dem viel zu selten besungenen Thema „Frau spannt Mann die Freundin aus, wenn auch nur für eine Nacht“ hat Hackman schon vorher eine Hymne gewidmet, auch das ein kleiner Hit: „I’ve got your boyfriend on my mind / I think he knows she stayed with me last night / I held his world in my hands / I threw it out to see where it would land“.

Live hat sie das leicht reserviert wirkende Publikum im angeblich ausverkauften Privatclub in Kreuzberg doch gut im Griff. Dass der Funke nicht komplett überspringen wollte, lag jedenfalls nicht an der sehr guten Backing Band – Bassistin, Drummerin, Gitarrist – und schon gar nicht am Einsatz der 27-jährigen vorne. Es muss an den Songs gelegen haben, die eben nicht immer die Klasse der Hits haben. Aber gut, auch der letzte von Courtney Barnett war eben nicht nur gut. Ist halt schwierig geworden in einem Genre, von dem sich die meisten schon wieder abgewandt haben.

René Hamann

Anzeige

KONTRAKLANG
CUBISTICS
Performances und Werke für
MorrowSound 3D Soundsystem
von Miya Masaoka,
Lucio Capece/Derek Shirley,
Olivia Block, u.a.

15.12.2019, 20:00
kontraklang.de

silent green
Gerichtstraße 35
U Wedding

Aktuelle Musik
Contemporary Music

stellenmarkt

ottostadt magdeburg

Die Landeshauptstadt Magdeburg liegt im Zentrum Sachsen-Anhalts an der mittleren Elbe und ist mit ihren ca. 242.000 Einwohnern eine lebens- und lebenswerte Großstadt für alle Generationen. Neben vielfältigen Angeboten an Kultur- und Freizeitmöglichkeiten, Sport- und Bildungseinrichtungen sowie Betreuungsangeboten für Kinder und Jugendliche bietet die Ottostadt ein gut ausgebautes Gesundheits- und Sozialnetz, ein umfangreiches Angebot an Wohnungen und Baugrundstücken und hervorragende Anbindungen an den Nah- und Fernverkehr. Mit ca. 3.000 Mitarbeitern ist die Stadtverwaltung eine der größten Arbeitgeberinnen Magdeburgs.

Die Landeshauptstadt Magdeburg sucht zum 01.07.2020 eine/einen

Beigeordnete/-n für Kultur, Schule und Sport (m/w/d)

Ihre Aufgaben
Zurzeit gehören zum Geschäftsbereich der Fachbereich Schule und Sport, der Fachbereich Kunst und Kultur, der Fachbereich Historische Sammlungen und Stadtgeschichte, die Eigenbetriebe Puppentheater, Konservatorium „Georg Philipp Telemann“ und das Theater Magdeburg sowie die Führung der Betriebsausschüsse der Eigenbetriebe.

Eine Änderung der Geschäftsverteilung bleibt vorbehalten!
Die Beigeordneten werden durch den Stadtrat für die Dauer von 7 Jahren gewählt und in das Beamtenverhältnis auf Zeit berufen.

Die Position ist zunächst nach Besoldungsgruppe B4 (Sachsen-Anhalt) besoldet. Sie sind eine verantwortungsbewusste, kompetente, zielorientierte und für neue Entwicklungen aufgeschlossene Führungspersönlichkeit, die das Dezernat mit Fach- und Sozialkompetenz sowie mit Einfühlungs- und Durchsetzungsvermögen leitet und sie zeichnen sich durch persönliches Engagement, Kreativität, aber auch durch ausgeprägte Entscheidungsfähigkeit, Loyalität und Integrität aus.

Die wahrzunehmenden Aufgaben erfordern in besonderem Maße die Fähigkeit und engagierte Unterstützung zur vertrauensvollen Zusammenarbeit mit dem Oberbürgermeister/der Oberbürgermeisterin und dem Stadtrat.

Ihr Profil
Für die Ausübung dieser Position verfügen Sie über einen Master-, Diplom-, Diplom-FH-, Magister- oder vergleichbaren Abschluss (z. B. Staatsexamen). Eine mindestens 2-jährige Führungserfahrung größerer Organisationseinheiten in Unternehmen bzw. in der öffentlichen Verwaltung wären wünschenswert.

Die Bewerberin/Der Bewerber muss das 21. Lebensjahr vollendet haben.

Weitere Informationen
Die Landeshauptstadt Magdeburg engagiert sich aktiv für die Chancengleichheit. Daher werden alle Bewerbungen unabhängig von kultureller Herkunft, Behinderung, Religion und Lebensweise begrüßt.

Die Bewerbungen von Frauen werden ausdrücklich begrüßt.

Schwerbehinderte Bewerber werden bei gleicher Eignung bevorzugt eingestellt.

Für nähere Fragen zum ausgeschriebenen Aufgabengebiet steht Ihnen der Oberbürgermeister Dr. Trümper unter 0391/540 2364 zur Verfügung.

Je nach Bewerberlage behalten wir uns vor, Testverfahren in die Auswahl einzubeziehen.

Bitte bewerben Sie sich bis zum **31.01.2020** vorzugsweise über das Online-Bewerberportal www.interamt.de unter ID **555120**.

Folgende Unterlagen sind der Bewerbung beizufügen: Lebenslauf, Zeugniskopien mit Noten, Arbeitszeugnisse. Unvollständige bzw. nicht aussagefähige Bewerbungsunterlagen werden in das Auswahlverfahren nicht einbezogen.

Kosten, welche im Zusammenhang mit der Bewerbung und dem Auswahlverfahren entstehen, werden nicht erstattet.



ottostadt magdeburg

Die Landeshauptstadt Magdeburg liegt im Zentrum Sachsen-Anhalts an der mittleren Elbe und ist mit ihren ca. 242.000 Einwohnern eine lebens- und lebenswerte Großstadt für alle Generationen. Neben vielfältigen Angeboten an Kultur- und Freizeitmöglichkeiten, Sport- und Bildungseinrichtungen sowie Betreuungsangeboten für Kinder und Jugendliche bietet die Ottostadt ein gut ausgebautes Gesundheits- und Sozialnetz, ein umfangreiches Angebot an Wohnungen und Baugrundstücken und hervorragende Anbindungen an den Nah- und Fernverkehr. Mit ca. 3.000 Mitarbeitern ist die Stadtverwaltung eine der größten Arbeitgeberinnen Magdeburgs.

Die Landeshauptstadt Magdeburg sucht zum 01.08.2020 eine/einen

Beigeordnete/-n für Wirtschaft, Tourismus und regionale Zusammenarbeit (m/w/d)

Ihre Aufgaben
Zurzeit gehören zum Geschäftsbereich die Abteilung Unternehmen/Akquise mit dem Internationalen Büro für Wirtschaftsförderung und die Abteilung Infrastruktur.

Eine Änderung der Geschäftsverteilung bleibt vorbehalten!
Die Beigeordneten werden durch den Stadtrat für die Dauer von 7 Jahren gewählt und in das Beamtenverhältnis auf Zeit berufen.

Die Position ist zunächst nach Besoldungsgruppe B4 (Sachsen-Anhalt) besoldet. Sie sind eine verantwortungsbewusste, kompetente, zielorientierte und für neue Entwicklungen aufgeschlossene Führungspersönlichkeit, die das Dezernat mit Fach- und Sozialkompetenz sowie mit Einfühlungs- und Durchsetzungsvermögen leitet und sie zeichnen sich durch persönliches Engagement, Kreativität, aber auch durch ausgeprägte Entscheidungsfähigkeit, Loyalität und Integrität aus. Die wahrzunehmenden Aufgaben erfordern in besonderem Maße die Fähigkeit und engagierte Unterstützung zur vertrauensvollen Zusammenarbeit mit dem Oberbürgermeister/der Oberbürgermeisterin und dem Stadtrat.

Ihr Profil
Für die Ausübung dieser Position verfügen Sie über einen Master-, Diplom-, Diplom-FH-, Magister- oder vergleichbaren Abschluss (z. B. Staatsexamen). Eine mindestens 2-jährige Führungserfahrung größerer Organisationseinheiten in Unternehmen bzw. in der öffentlichen Verwaltung wären wünschenswert.

Die Bewerberin/Der Bewerber muss das 21. Lebensjahr vollendet haben.

Weitere Informationen
Die Landeshauptstadt Magdeburg engagiert sich aktiv für die Chancengleichheit. Daher werden alle Bewerbungen unabhängig von kultureller Herkunft, Behinderung, Religion und Lebensweise begrüßt.

Die Bewerbungen von Frauen werden ausdrücklich begrüßt.

Schwerbehinderte Bewerber werden bei gleicher Eignung bevorzugt eingestellt.

Für nähere Fragen zum ausgeschriebenen Aufgabengebiet steht Ihnen der Oberbürgermeister Dr. Trümper unter 0391/540 2364 zur Verfügung.

Je nach Bewerberlage behalten wir uns vor, Testverfahren in die Auswahl einzubeziehen.

Bitte bewerben Sie sich bis zum **31.01.2020** vorzugsweise über das Online-Bewerberportal www.interamt.de unter ID **555117**.

Folgende Unterlagen sind der Bewerbung beizufügen: Lebenslauf, Zeugniskopien mit Noten, Arbeitszeugnisse. Unvollständige bzw. nicht aussagefähige Bewerbungsunterlagen werden in das Auswahlverfahren nicht einbezogen.

Kosten, welche im Zusammenhang mit der Bewerbung und dem Auswahlverfahren entstehen, werden nicht erstattet.



wohnungsmarkt

gewerberäume
Yogaraum in Berlin-Mitte an 3 Tagen wöchentlich zu vermieten. Kosten alles inklusive: 600 €. ☎ **030-22430315**

sonstiges

bücher
H E N N W A C K - Das größte Buchantiquariat Berlins; über 500.000 Bände. In Berlin-Steglitz, Albrechtstr. 111, (nahe Rathaus Steglitz) Di-Fr. 10-18 Uhr, Sa 10-14 Uhr ☎ **030 / 51 65 51 09**

reisen

spanien
Spanisch in Macharaviaya, Málaga, mit Carlos A. Del Rio Ravassa 8 Tage im Januar, am 1.01. oder 8.01., mit alles, inkl. HP und Ausflug nach Granada & Málaga usw. KL. Gruppe, mail to: ca2@gmx.de

dienstleistungen

Carlos, der Mann für viele Fälle bei Renovierung und anderen Arbeiten: Hilfe mit Rat und Tat bei individueller Gestaltung von Wohn- und Arbeitsraum. Übernehme Garten- und Hauswartsarbeiten, Umzüge und Überführungen, kleine Transporte oder sonstige Erledigungen. Sie brauchen aktuell oder demnächst Unterstützung? Anrufe erbeten unter ☎ **0172/477 09 29** Bitte heben Sie diese Anzeige auf, falls Sie später auf meine Hilfe zurückgreifen wollen!

8. Werkstattgespräch

Massenproteste im Irak: Teil einer globalen Aufbruchsbewegung?

“Nurid watan - wir wollen ein Heimatland” skandieren seit dem 1. Oktober Millionen Iraker*innen und fordern lautstark eine Nation, in der sie eine Perspektive entwickeln können.

Diskussion mit: **Haifa al-Amin** ehem. Vorsitzende des Frauenausschusses im Irakischen Parlament, **Eman Al-Waily**, irakische Schriftstellerin, **Hanaa Ahmad Mohammad**, Nachwuchsautorin und Dozentin an der Universität von Mosul und **Monika Bolliger**, Journalistin und Arabistin.

Das Werkstattgespräch von *elbarlament* findet im Rahmen des Projekts “Frauen denken den Irak neu” statt und wird gefördert mit Mitteln des Auswärtigen Amts durch das ifa im Programm zivik, in Kooperation mit der taz.

taz kantine

Dienstag, 17. Dezember 2019, um 18.30 Uhr, Eintritt frei
Friedrichstraße 21, 10969 Berlin-Kreuzberg

taz veranstaltung

Konzert und Jam Session
Jazzabend mit dem Manfred Wex Trio

Nach dem großen Erfolg des ersten Jazzabends in unserer Kantine haben wir beschlossen, eine Reihe daraus zu machen. Am dritten Freitag jedes Monats wird es in Zukunft heißen: „Once again ladies and gentlemen: **Manfred Wex Trio** with guests.“

Nach dem Eröffnungssatz freuen sich die Musiker auf vokale oder instrumentale Einsteiger*innen und eine fruchtbare Jam-Session.

Dieses Mal an den Instrumenten: **Manfred Wex**, Saxophon, **Tobias Ossege**, Bass, **Paul Teschner**, Drums plus Special Guest **Daive Incorvaia** am Klavier mit traditionsreichen Klassikern, sowie wunderschönen Kompositionen selten gehörter Jazzgrößen von Swing, über Latin bis Funkjazz.

Freitag, 20. Dezember 2019, um 18 Uhr, Eintritt frei
taz Kantine, Friedrichstraße 21, 10969 Berlin-Kreuzberg

stellenangebote

Ich, Christian Specht (50 J.) suche eine Person, die mich für ca. 12 Std./Wo im Alltag unterstützt, z.B. beim Organisieren von Terminen, Papierkram und mich zu Freizeitangeboten begleitet. Ich interessiere mich für Politik, Musik, gehe gerne ins Cafe, Kino und Theater. Ich wohne in der Friedelstr. in Neukölln. Sie sollten

sich mit Beeinträchtigten auskennen, ein sonderpädagogischer Hintergrund wäre wünschenswert. Die Entlohnung läuft über das BA Neukölln. Ich freue mich, wenn Sie mich kennenlernen wollen. **Bitte geben Sie in Ihrer Bewerbung ein Foto und Telefonnr. mit an und schicken Sie diese an: bewerbung.specht@posteo.de**

OBERLINHAUS &

Bitte bringen Sie eine Kerze mit.

Vorverkauf 4 €
Abendkasse 5 €
Kinder bis 14 Jahre frei

22. DEZEMBER, 18 UHR
WEIHNACHTSSINGEN IM KARLI

OBERLINHAUS, www.oberlinhaus.de, [f](https://www.facebook.com/oberlinhaus) [i](https://www.instagram.com/oberlinhaus) [y](https://www.youtube.com/oberlinhaus) [t](https://www.tiktok.com/oberlinhaus) [p](https://www.pinterest.com/oberlinhaus) [l](https://www.linkedin.com/oberlinhaus) [s](https://www.snapchat.com/oberlinhaus) @oberlinhaus
in Kooperation: SV BABELSBERG 03 e.V., www.babelsberg03.de, [f](https://www.facebook.com/babelsberg03) [i](https://www.instagram.com/babelsberg03) [y](https://www.youtube.com/babelsberg03) [t](https://www.tiktok.com/babelsberg03) [p](https://www.pinterest.com/babelsberg03) [l](https://www.linkedin.com/babelsberg03) [s](https://www.snapchat.com/babelsberg03) @babelsberg03

Der Ring des Nibelungen Peking-Oper trifft auf Musiktheater

20.12.2019 - 22.12.2019

radialsystem.de

Magazin für **Zukunft und Politik**

FUTURZWEI

Jetzt neu!
Am Kiosk oder im Abo!

CLIMATE JUSTICE OR RIOT

SCHWERPUNKT: RICHTIGE POLITIK

Richtige Politik

Widerstand oder Law and Order? Nachdem Fridays for Future 2019 Klimapolitik ins Zentrum der deutschen Gesellschaft gestreikt haben, lautet die Frage für 2020: Wie geht es jetzt weiter?

Mit den Fridays-Aktivistinnen **Clara Mayer** und **Carla Reemtsma**, dem Soziologen **Armin Nassehi**, der CDU-Politikerin **Diana Kinnert**, dem Sozialpsychologen **Harald Welzer**, dem US-Aktivisten **Bill McKibben** – und **Klaus Töpfer**.

FUTURZWEI-Abo-Prämie
Limitierter Siebdruck auf Bio-Baumwollrucksack gestaltet von Donata Kindsperk für taz FUTURZWEI

Vier Ausgaben für 30 Euro: futurzwei.abo@taz.de | T (030) 25 902 200

taz Verlags- und Vertriebs GmbH, Friedrichstraße 21, 10969 Berlin

„Es geht um ein Signal“

In Berlin sind aktuell 1,2 Millionen Pkws zugelassen, das ist der historische Höchststand. Die Initiative ParkplatzTransform will am Sonntag zum ersten Mal in Aktion treten und Parkplätze zählen. Denn niemand weiß, wie viele es davon in der Stadt gibt

Interview **Claudius Prößer**

taz: Frau Pavlovic, am Sonntag wollen Sie und ein Dutzend MitstreiterInnen durch die Ostseestraße in Prenzlauer Berg ziehen und Parkplätze zählen. Was hat es damit auf sich?

Natalie Pavlovic: Das ist der erste öffentliche Auftritt der Initiative ParkplatzTransform, die es seit dem Frühjahr dieses Jahres gibt. Die drei GründerInnen kannten sich aus dem Bereich der quantitativen Sozial- und Wirtschaftsforschung und hatten mitbekommen, dass es in Berlin gar keine offiziellen Zahlen zur Gesamtfläche von Parkplätzen gibt. Sie haben sich dann gesagt: Wir bringen unsere Fähigkeiten ein und stellen der

oder fünffachen Fläche des Tempelhofer Feldes entspricht – was eine Spekulation ist –, dann lassen sich damit Debatten anstoßen. Zum Beispiel könnten wir darüber diskutieren, ob wir das Tempelhofer Feld wirklich irgendwann bebauen müssen oder wir in der Stadt nicht noch ganz andere Flächenreserven haben. Manche Flächen müssen wir eben erst wieder lernen zu sehen.

Aber die Zahlen hätten schon einen praktischen Nutzen.

Ja, weil es damit erstmals eine Grundlage für die Umnutzung von Straßenraum gäbe, wie sie im Rahmen der Verkehrswende nötig sein wird. Aus unserer

auf denen der Paketbote halten kann, ohne den Fahrradstreifen zu blockieren. Mehr Raum für Busspuren, aber auch Stellflächen für Carsharing. Momentan wachsen hier die Angebote immer weiter, gleichzeitig wird es auf den Straßen immer enger, das kann ja nicht das Ziel sein. Hier könnte die Politik sagen: Wir reservieren in jeder Straße zwei oder drei Parkplätze für Carsharing, verpflichten aber die Anbieter gleichzeitig dazu, auch Randbezirke außerhalb des S-Bahn-Rings zu bedienen.

Wie sieht das Zählen ganz praktisch aus?

Am Sonntag in der Ostseestraße wird es so sein, dass die



So viel Platz nimmt ein Auto ein: die Initiative ParkplatzTransform auf dem Klimastreik Foto: privat



Wohnzimmerfeeling auf der Friedrichstraße: gab's leider nur an einem Wochenende im Juni im Rahmen einer Aktion Foto: Karsten Thielker

Richtig, der Plan ist, eine App entwickeln zu lassen. Wir haben dafür einen Förderantrag bei der Open Knowledge Foundation Deutschland gestellt, es dauert aber noch ein paar Monate, bis wir einen Bescheid bekommen.

Mit einer App geht dann alles viel schneller.

Das ist der Plan (*lacht*). Das Charmante ist, dass sich dann überall Leute unkompliziert beteiligen können, ob sie jetzt am Kaiserdamm zählen wollen oder in Reinickendorf oder wo auch immer. Das Ganze soll sehr partizipativ werden.

Wie ist denn Ihr ganz persönliches Verhältnis zu Autos?

Ich habe früher auf dem Land gelebt, und als ich 18 war, war klar, da muss der Führerschein im Briefkasten sein. Das war einfach so. Und dass in den Städten überall Autos stehen – da kann ich mich nicht erinnern, dass das jemals anders war. Diese Bilder sind ganz stark in unsere Wahrnehmung eingebrennt. Aber in Berlin sieht man ja ganz gut, was passiert, wenn

jahrzehntelang verkehrspolitisch nicht umgesteuert wird. Es bewegt sich fast nichts mehr, die Flächen sind sehr ungerecht aufgeteilt, da gibt es ein massives Ungleichgewicht. In Berlin sind aktuell 1,2 Millionen Pkws zugelassen, das ist der historische Höchststand. Der Mobilitätsforscher Andreas Knie geht davon aus, dass alle Mobilitätsbedürfnisse der BerlinerInnen mit einem Viertel davon befriedigt werden können. Das ist der Punkt: Es geht um Mobilität, nicht um den Besitz eines eigenen Autos.



Natalie Pavlovic 36, ist Mitglied der Initiative ParkplatzTransform. Die Soziologin arbeitet als wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Bundestagsfraktion der Grünen.

Landespolitik diese Zahlen zur Verfügung.

Die Berliner Verwaltungen wissen nicht, wie viele Parkplätze es gibt?

Zahlen gibt es bei den Bezirken ausschließlich für die bewirtschafteten Flächen, also dort, wo das Parken kostenpflichtig ist. In diesen Bereichen sind Erhebungen gemacht worden. Aber obwohl der aktuelle Luftreinhalteplan eine Parkraumbewirtschaftung von 75 Prozent der Fläche im S-Bahn-Ring als Ziel angibt, geschieht das bislang nur auf 40 Prozent. Und außerhalb des Rings gibt es so gut wie gar keine Bewirtschaftung, aber da hört Berlin ja bekanntlich nicht auf.

Worum geht es Ihnen beim Zählen? Wollen Sie damit ein Statement abgeben oder liefern Sie die fehlenden Daten quasi als Service für die Verwaltung?

Natürlich geht es auch um ein Signal: Wenn wir zum Beispiel herausfinden, dass die Quadratmeterzahl aller Berliner Straßenparkplätze der vier-

Erste Testzählung

Die Initiative ParkplatzTransform hat sich zuletzt am Klimastreik Ende November beteiligt. Jetzt lädt sie am Sonntag (15. 12.) alle Interessierten zu ihrer ersten Testzählung in der Ostseestraße in Prenzlauer Berg ein, Treffpunkt ist um 12.30 Uhr in der Brotfabrik (Caligariplatz 1). Weitere Infos auf xtransform.org oder bei Twitter unter [@parkplatzT](https://twitter.com/parkplatzT).

Sicht gibt es da zwei Dimensionen: eine wirklich alternative Raumnutzung, aber auch eine sinnvollere verkehrliche Nutzung. Alternativ zu Parkplätzen könnten etwa an vielen Stellen Grünanlagen oder Spielstraßen entstehen. Auch über städtische Nachverdichtung lässt sich dann anders nachdenken.

Und wie könnte man die Flächen besser für Verkehrszwecke nutzen?

Wir brauchen etwa Flächen für den Wirtschaftsverkehr,

rund 15 Leute, die jetzt schon bei uns mitmachen, alle da sind, wir freuen uns aber sehr über alle, die mithelfen. Es wird eine Einweisung geben, anschließend ziehen kleine Gruppen los, mit einem Klemmbrett, einem Stadtplanausschnitt, auf dem die jeweilige Route eingezeichnet ist, und einem Typenkatalog für die unterschiedlichen Parkplatzflächen. Beim Parallelparken am Straßenrand rechnet die Verkehrsverwaltung nach eigenen Angaben mit einer durchschnittlichen Länge von 5,70 Metern, aber es gibt ja auch Parkplätze, die diagonal oder im 90-Grad-Winkel angelegt sind oder die sich teilweise oder ganz auf dem Gehweg befinden. Das wird alles vermerkt. Dort, wo es keine Markierungen gibt, messen wir mit einem Flatterband. Das ist im Moment alles noch sehr analog, aber wir testen jetzt erst einmal den Leitfaden und schauen, wie wir Menschen zum Mitmachen bewegen können.

Später soll das digital geschehen.



Man stelle sich vor: diese Allee in Lichterfelde ganz ohne Autos Foto: Reiner Eisen/imagio

10

Alles ist beleuchtet (2)

Luxusfigur. Stehend, rot
Klassisch 80 Zentimeter, mit
Glöckchen
Energieeffizient für draußen
Warnhinweis: nur Deko

Im Bauhaus am Hermannplatz

Foto und Text: André Wunstorf



im haifischbecken

Protest in der Boddinstraße

Eigentümer will am Samstag ein Mietshaus in Neukölln versteigern

Die Hilferufe mehren sich. Ein Café hier, ein Buchladen da, ein Kindergarten oder gleich ein ganzes Mietshaus: überall in der Stadt fürchten MieterInnen und Gewerbetreibende um ihre Existenz. Sie werden hinausgentrifiziert, gekündigt, zwangsgeräumt. Und immer mehr von ihnen wehren sich. Wir erzählen ihre Geschichten. Auch betroffen? haifischbecken@taz.de

Der kleine Fisch: Die Bewohner von 24 Wohnungen in einem Wohnhaus samt Gartenhaus in der Boddinstraße 20 in Neukölln. Sie wehren sich seit Jahren gegen teure Modernisierungsmaßnahmen und nun gegen die Versteigerung ihres Hauses. Seit 2016 versucht der Eigentümer, Fenster und Gasthermen auszutauschen – mit Genehmigung des Bezirksamts, das über solche Maßnahmen in Milieuschutzgebieten entscheidet und auf Nachfrage auf den „Rechtsanspruch“ des Vermieters auf solche energetischen Sanierungen verweist.

Die Kritik der Bewohner: Die angesetzten Preise für die Maßnahmen seien „exorbitant überhöht“ und hätten hohe Mietsteigerungen zur Folge. Also lehnten sie die Maßnahmen aus Härtefallgründen ab. Der Vermieter scheiterte in mehreren Fällen vor Gericht mit Klagen auf Duldung. Die notwendige Sanierung der brüchigen Fassade verschleppte der Eigentümer dagegen selbst; aus Sicht der Bewohner bewusst, um auch hier energetisch sanieren zu können, wenn die Fassade zu mehr als 10 Prozent schadhaft ist. Die Mieter antworten mit Transparenten an ebenjener Fassade: „40 Jahre nicht saniert, jetzt wird heftig spekuliert.“

Der große Fisch: Am Samstag will der Eigentümer das Haus loswerden mittels einer Versteigerung im Auktionshaus Karhausen. In der Anzeige heißt es über diese „Kapitalanlage mit Potential“: „Reizvoll wäre ein späterer Weiterverkauf der Eigentumswohnungen“ – das Haus wurde bereits 2015 aufgeteilt. Das ist auch der Grund, warum der Bezirk kein Vorkaufsrecht ausüben kann. Als Mindestgebot sind 6,8 Millionen Euro angesetzt, das 40-fache der Jahresmiete. Genauso lange wohnt auch der älteste Mieter schon im Haus.

Wer frisst hier wen? Die Hoffnung der Bewohner ist, dass niemand das Mindestgebot abgeben wird oder dass zu einem niedrigeren Preis verkauft wird, sodass sie über ihr individuelles Vorkaufsrecht selbst in den Besitz des Hauses gelangen. Vor der Versteigerung wollen sie demonstrieren, am Samstag, 10 Uhr, Friedrichstraße 180.

Die Kunst-Messe ist gelesen

Die Art Berlin wird eingestellt. Das ist ein schwerer Rückschlag für die Stadt als Marktplatz für Kunst. Als Gründe werden fehlende Planungssicherheit und fehlende Unterstützung durch das Land genannt

Von **Brigitte Werneburg**

Als vor drei Jahren die Koelnmesse bei der Kunstmesse ABC Berlin einstieg, sahen viele für die Hauptstadt doch noch eine Chance, als Kunstmessestandort zu reüssieren. Jetzt steigen die Kölner vorzeitig wieder aus, wie Mitte der Woche bekannt wurde. Das bedeutet nicht nur das Ende der inzwischen als Art Berlin firmierenden jährlichen Messe mit mehr als 100 Ausstellern, sondern auch das Aus der Stadt als Marktplatz für die Kunst.

Ausschlaggebend für den Rückzug sind nach Angaben der Kölner Messe die Rahmenbedingungen in der Stadt, etwa der Umstand, dass es keine Planungssicherheit darüber gibt, ob der Hangar im Flughafen Tempelhof 2020 wieder als Messestandort zur Verfügung steht.

Die fehlende Unterstützung durch das Land beklagen aber nicht nur Gerald Böse, vorsitzender Geschäftsführer der Kölner Messe, und Daniel Hug, der als Direktor der Art Cologne das Engagement in Berlin einfädelt, sondern auch die hier ansäs-

sigen Galerien. Erst Ende November hatte der Landesverband Berliner Galerien (LVBG) und der Verein Berliner Kaufleute und Industrieller (VBKI) eine Befragung von 200 Galerist*innen vorgestellt. Neben der erhöhten Mehrwertsteuer und steigenden Mieten wurde als wichtiges Problem die mangelnde Wirtschaftsförderung genannt, die für die Berliner Galerien international deutliche Wettbewerbsnachteile bedeute.

Österreich etwa unterstützt die Messeteilnahme von Galerien mit einer Kostenübernahme von bis zu 50 Prozent. Auf der Arco Madrid ist es selbstverständlich, dass ein Mitglied der Königsfamilie die Messe eröffnet. In Berlin dagegen lässt sich noch nicht einmal der Regierende Bürgermeister blicken. Die Stadt Paris jazzt die Fiac, lange Zeit eine nicht besonders bedeutende lokale Kunstmesse, gezielt mit dem Grand Palais als Veranstaltungsort und finanziellen Investitionen zu einem Großereignis der Kunstwelt hoch. In Berlin hingegen installieren Wirtschaftsminister Ramona Pop (Grüne) und Kultursenator Klaus Lederer (Linke) die Parallelveranstaltung „Berlin

Art Week“. Organisiert von der mit reichlich Mitteln ausgestatteten Kulturprojekte GmbH ist ihr ursprünglicher Aufhänger – die Kunstmesse Art Berlin im Herbst – nur noch ein Programmpunkt unter vielen und zeigt sich als parasitärer Nutznießer.

Die Messe kritisiert, dass unklar sei, ob der Hangar im Flughafen Tempelhof 2020 wieder als Standort zur Verfügung steht

Gerade was die landeseigene Kulturprojekte GmbH angeht, kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, sie sei in der Absicht gegründet worden, den Mythos vom Kunststandort Berlin mit fehlgeleiteten Events, schrecklichen Street-Art-Projekten und Ähnlichem möglichst effizient zu ruinieren. Gleiches muss bei der landeseigenen Tempelhof Projekte GmbH vermutet werden, die für die Ausstellungsflächen in den

Hangars zuständig ist. Offenkundig ist man dort der Meinung, sich 2020 vor Anfragen international bedeutender Veranstalter nicht retten und damit der Art Berlin keine Zusage geben zu können.

Die Wirtschaftsministerin über die Situation der Art Berlin zu informieren hat die Tempelhof Projekte GmbH jedenfalls ganz offensichtlich versäumt, so überrascht, wie man sich im Büro der Senatorin vom Ausstieg der Koelnmesse zeigt. Deren Dank galt denn auch ausschließlich Maïke Cruse, Leiterin der Art Berlin. „Wir stellen die Messe nicht ein, weil sie kein Erfolg war“, wird Daniel Hug im *Tagesspiegel* zitiert. „Das Problem sind die Hallen.“

Maïke Cruse wird weiterhin das Gallery Weekend betreuen, das sie in enger Zusammenarbeit mit den führenden Galerien aufgebaut hat und das eine inzwischen international vielfach kopierte Erfolgsgeschichte ist. Nicht zuletzt das Gallery Weekend zeigt, dass die Arbeit der Galerien mit den hier ansässigen Künstlern und Künstlerinnen sowie mit der internationalen Sammlerschaft ein zentrales Momentum der Kunststadt Berlin ausmacht.

Björn Brinkmann besucht das einjährige Jubiläum von Fridays for Future am Invalidenpark

FFF will (Frisch-)Luft holen

Das ist heute ein total abgefahrener Tag“, ruft Luisa Neubauer in das Mikro. Der Wind pfeift kalt durch den Invalidenpark und doch sind rund 500 Menschen gekommen, um das einjährige Jubiläum der Fridays-for-Future-Fraktion zu feiern. „Vor einem Jahr meinten viele, dass wir es überhaupt nicht so lange durchhalten würden“, sagt das bekannteste Gesicht der Berliner FFF-Gruppe. Als sie in die Menge fragt, wer bei der ersten Demo dabei war, heben sich einige vereinzelte Hände.

Die Bewegung steht derzeit offensichtlich vor einer Neuausrichtung. Die zuletzt sinkende Beteiligung an den Großdemos und den Freitagsstreiks dürfte hierfür zwar eine Rolle spielen. Die ausgerufenen Streikpausen bis Januar begründen die Aktivist:innen allerdings hauptsächlich mit der Erfahrung der letzten zwölf Monate: „Ein weiser

Mensch meinte zu mir, es hätte bisher kaum eine Bewegung gegeben, die so erfolgreich und gleichzeitig so erfolglos war wie FFF“, erzählt Neubauer. Trotz des großen Echos der Protestbewegung habe sich die Politik nicht ausreichend gewandelt.

Derzeit diskutiere man intern, wie ein realer Politikwechsel bewirkt werden könne. „Wir tun das, was die Regierung nicht tut: wir reflektieren“, sagt die Aktivistin. Es gehe nicht um ein Ende, sondern um ein Luftholen, berichtet auch ein Mitarbeiter des Orga-Teams. Zur möglichen Richtung der Entwicklung von FFF Berlin äußerte sich die Ortsgruppe „wegen der laufenden Debatten“ nicht. Unter den Demo-Teilnehmer:innen waren diesbezüglich einige erste Ideen zu vernehmen. So etwa von der 18-jährigen Mathilda B.: „Ich würde mir wünschen, dass wir diverser werden und mehr auf Menschen zugehen, die nicht so privilegiert sind.“

Die 17-jährige Ada Mirbach möchte auch die arbeitende Bevölkerung zur Teilnahme motivieren, etwa durch regelmäßige Samstagsdemos. „Damit könnten wir auch den Schwanz-Vorwurf beseitigen“, argumentiert sie. Die ebenfalls 17-jährige Paula Kochs schlägt mehr zivilen Ungehorsam wie bei Extinction Rebellion vor, während der 18-jährige Jeremias Hussong das Hauptproblem im Einfluss der Lobbyisten auf die Politik sieht.

Apropos Lobbyismus: Auch der frisch verkündete „Green Deal“ der EU beschäftigt die Bewegung. „Leider löst der Deal das akute Problem nicht“, so Neubauer. Man brauche eine sofort beginnende Absenkung der Emissionen. Das Ziel, Europa bis 2050 klimaneutral zu machen, sei weder ausreichend noch Paris-konform. „Bisher hat von der Leyen kaum Zahlen genannt, aber in der Wissenschaft geht es eben um Zahlen.“

Von **Katrin Seddig**

Einmal, kurz vor Weihnachten, saß mein Vater mit unserem Förster in der Dorfkeiße und besprach mit ihm sein Weihnachtsbaum-Problem. Wir wohnten abgelegen, in einem einsamen Haus im Wald, und wir hatten kein Auto.

„Säg dir doch einen ab“, sagte der Förster, und ab sofort ging mein Vater an jedem 24. Dezember mit der Säge vor die Tür und kehrte mit einem Baum zurück. Am ersten Feiertag schlachtete er eines seiner Karnickel, und das war unser Weihnachtsbraten. Wenn man ihnen nicht zugestehen müsste, dass sie es recht unkomfortabel hatten, dann könnte man fast sagen, unsere Eltern hatten es einfach.

Ich selbst bin eine große, ein fast schon besessene Freundin des Weihnachtsfestes, aber es wird mir zunehmend eine Herausforderung. Nachdem ich jahrelang an einem perfekten Entenbraten gefeilt habe, ging es mir irgendwann auf, dass diese Tiere weder gut gehalten und schon gar nicht freundlich geschlachtet wurden. Ich suchte und fand eine recht gute Entenbraten-Bezugsquelle. Das Tier wurde nun recht teuer, aber einige Jahre leistete ich mir das, bis es mir aufging, dass auch ein solches, ökologisch und artgerecht gehaltenes Tier nur ein kurzes Leben und einen unschönen Tod hat.

Mittlerweile kann ich ein vegetarisches Weihnachtsmenü kochen, und an dem Feiertag, an dem die Familie zusammenkommt, gibt es Raclette. Aber das Essen von Milchprodukten ist auch keine moralisch ganz saubere Sache. Ein Raclette ohne Käse aber ...? Möglicherweise wird auch diese Tradition also bald weichen müssen.

Das größte Problem aber stellt der Weihnachtsbaum dar. Ich liebe den Weihnachtsbaum. Den Geruch, das Harz, ich liebe das Ritual, gemeinsam zum Weihnachtsbaumhändler zu gehen, gemeinsam einen Baum auszusuchen, ihn gemeinsam aufzustellen, ihn gemeinsam zu schmücken, mit allem, was die große Weihnachtsbaumkiste hergibt. Sämtliche Bastelarbeiten der Kinder, sämtliche Engel mit Wattehaaren, sämtliche angeschlagenen Weihnachtskugeln, Unmengen von Lichterketten, Papiersternen und jedem kleinen Scheiß, den wir jemals dafür erworben haben.

Aber wenn ich ernsthaft über diese wundervolle Tradition nachdenke, und das tue ich schon seit einigen Jahren, dann wird es mir natürlich klar, dass es keine gute Sache sein kann, einen ganzen Baum abzuhacken, um ihn nach ein paar Tagen wegzuworfen. Ein Wahnsinn ist das eigentlich. Und dennoch habe ich an dieser Tradition bisher festgehalten. Im letzten Jahr habe ich mich für einen immerhin ökologischen Weihnachtsbaum entschieden.

Da es in meinem Stadtteil keine ökologischen Weihnachtsbäume gab, habe ich den ökologischen Baum bestellt, was auch nicht direkt eine ökologische Variante ist, das Bestellen. Dieser Baum hat dann schon nach zwei Tagen die Hälfte seiner Nadeln verloren, und ich weiß nicht, ob es an den fehlenden Pestiziden lag, aber schön war das nicht.

Ich überlegte, einen Plastikbaum zu kaufen, der ja immerhin wiederverwertbar ist, aber in allen Artikeln, die ich dazu recherchierte, stand geschrieben, dass ein künstlicher Baum keine ökologische Alternative darstellt. Ein künstlicher Baum ist ein riesiges Plastikding, das man irgendwann angeekelt wegwirft. Mittlerweile ist es mir klar geworden, dass es nur einen wirklich annehmbaren Weihnachtsbaum gibt – keinen.

Da stehe ich also, als eine der größten, fast schon besessenen, Weihnachtsfreundinnen dieser Welt, ohne Ente, ohne Baum, bald schon ohne Raclette, und vom Schnee will ich gar nicht reden, vor einem Ende meiner Traditionen (Und da habe ich noch nicht einmal das Problem mit den Geschenken besprochen. Den Wahnsinn der Einkäufe, den Wahnsinn der Verpackung, den Überfluss, die Verschwendung.). Ich habe es ja eine Zeit lang versucht, diese moralischen Aspekte zu ignorieren, aber es funktioniert nicht mehr. Eine Ente kann mich nicht mehr glücklich machen. Ein Weihnachtsbaum kann mich nicht mehr glücklich machen. Rotkohl geht noch. Rotwein auch. Ich muss mir wohl was Neues erfinden.

Und – hatten unsere Eltern es wirklich einfacher? In einem Haus mitten im Wald, ohne Auto? War es besser, war es schöner? Sie hatten immer viel Arbeit, sie waren immer müde, mein Vater schlief oft am Heiligabend schon früh in seinem Sessel ein. Sie hatten Mühe, Geschenke für uns zu besorgen, weil es wenig gab, weil sie kaum irgendwo hinkamen, und weil sie nur sehr wenig Geld hatten. Sie hatten ihre Probleme, wir haben unsere. Vielleicht sollten wir die Herausforderung annehmen und neue Traditionen schaffen, das Leben ist Veränderung, warum sollten Traditionen es nicht auch sein?

Gutes Fest

Es ist schon wieder fast Weihnachten und jedes Jahr stellt sich eine Frage immer drängender: Was anfangen mit diesem Fest? Geschenke, Ente, Baum? Alles schwierig **43–45**



Dame trägt in Hamburg dieses Jahr offenbar Baum: So kann Weihnachten auch aussehen Foto: Miguel Ferraz

Das war Grüne Vorbilder im Watt

Hohen Wellengang und Landunter kennen sie auf den Inseln und Halligen der Nordseeküste. Aber wenn der menschengemachte Klimawandel weitergeht und der Meeresspiegel steigt, droht den Eilanden buchstäblich der Untergang. Helgolands Bürgermeister Jörg Singer (parteilos) hat in der vergangenen Woche einen „Green New Island Deal“ vorgeschlagen. Alle 26 Inseln und Halligen der deutschen Westküste sollen bis 2030 CO₂-neutral werden, also Vorreiter für Europa werden. Das würde bedeuten, vor allem im Tourismus sehr schnell vieles umzustellen.

Deutschlands einzige Hochseeinsel befasst sich schon seit Jahren mit dem Thema. 2012 hat sich die Helgoländer Verwaltung das Thema Nachhaltigkeit als Leitlinie verordnet. Jüngst hat die Gemeindevertretung das Projekt „De green steer“, „der grüne Stern“, beschlossen. Mit dem selbst geschaffenen Logo werden Betriebe von Einzelhandel über Unterkunft bis Energie ausgezeichnet, die besonders nachhaltig agieren.

So werden Hotels mit dem „Grünen Stern“ ausgezeichnet, die „ihren Gästen zeigen, wie man Verpackungen reduzieren kann“, heißt es auf der Insel-Homepage. Ein weiterer Aspekt ist nachhaltige Energie, etwa Windstrom – bei Helgoland sind Offshore-Windparks entstanden, die Insel versteht sich auch als Versorgungshafen für die Anlagen auf hoher See.

Helgoland ist keineswegs allein mit dem Thema Nachhaltigkeit. So gehören die Halligen seit 2008 zu einem Biosphärenreservat und haben dazu eine Strategie entwickelt, die die „ökologischen, ökonomischen und soziokulturellen Bedingungen und Bedarfe der Halligen zu einem Konzept“ zusammenfasst, wie es im sperrigen EU-Projekte-Deutsch heißt.

Klingt gut, aber es gibt ein dickes Aber. Denn zu den rund 230.000 Menschen, die auf den Eilanden leben, kommen zwei Millionen Übernachtungsgäste pro Jahr, wie der Helgoländer Bürgermeister sagt. Doch auf Reisen verbrauchen Menschen in der Regel mehr und nicht weniger Energie und Ressourcen als im Alltag. Das beginnt mit der Anreise und endet mit dem Müll, der aufwendig abtransportiert werden muss.

Der Weg ist also weit. Helgolands Bürgermeister wünscht sich die Unterstützung der Bundesregierung und der EU: Die Inseln könnten zur „Schaufensterregion“ werden und im kleinen Maßstab vieles probieren. Klingt wie ein Plan. Eine Antwort hat Singer noch nicht erhalten. *Esther Geißlinger*

Das war auch

Beets, Roses, Leibniz und Schwitters

Der Jubel war groß: Sowohl in Hannover als auch in Hildesheim wurde der Jury-Vorentscheid zum deutschen Ausrichter der europäischen Kulturhauptstadt 2025, der am Donnerstag in Berlin verkündet wurde, als Public Viewing verfolgt.

In Hannover bebt das Rathaus rund um den frischgebackenen grünen Oberbürgermeister Belit Onay, als um etwa 14 Uhr die Österreicherin Sylvia Amann, Vorsitzende der zwölfköpfigen internationalen Jury, die Umschläge mit den Voten öffnete.

Im wesentlich kleineren Hildesheim fand das Ganze, nicht minder euphorisch, auf dem stimmungsvoll klammenden Weihnachtsmarkt statt. Der Berliner Dramaturgie geschult, hatten hier alle ein paar Minuten länger zu bibbern, bis sich der Jubel Bahn brechen durfte.

Nun sind aus den acht Bewerbern um den Titel – Chemnitz, Dresden, Gera, Hannover, Hildesheim, Magdeburg, Nürnberg und Zittau – immerhin noch fünf im weiteren Rennen. Das verhaltene Urteil mag man deuten wie man will, Amann fand warme Worte für alle Bewerber: Sie hätten ja ohnehin gewonnen, wenn sie die angeschobenen Prozesse und Ideen in ihrer Kulturpolitik nun weiterverfolgten.

Für den Sprung auf die Shortlist gibt es jetzt erst einmal 500.000 Euro vom Land Niedersachsen

Neben Chemnitz, Magdeburg und Nürnberg sind also die beiden Städte in Niedersachsen, die mal gerade 30 Kilometer voneinander entfernt liegen, unter den Endkandidaten. Auch diese Entscheidung wirft Fragen auf: Wie kam es dazu? Waren die Niedersachsen so überraschend stark?

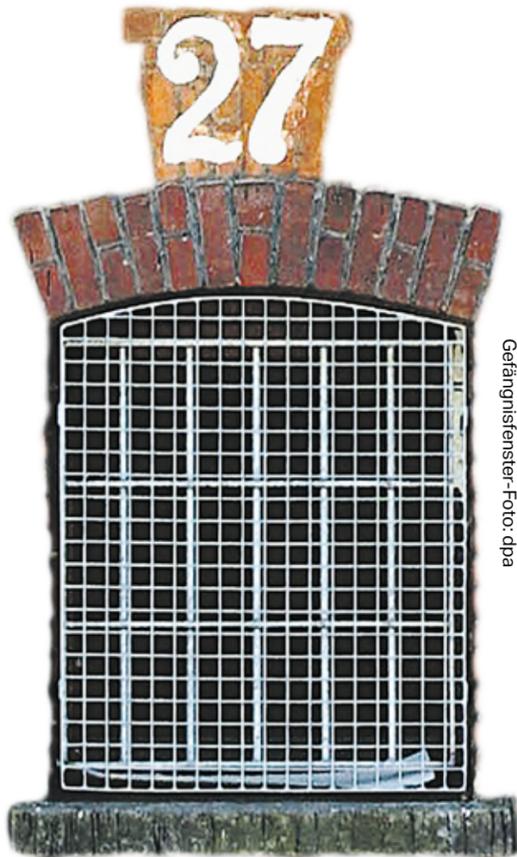
Hannover bemühte seine geistigen Ahnherrn Leibniz und Schwitters für die 60-seitige Bewerbungsschrift. Hildesheim trat etwas jugendlicher mit „Beets and Roses“ an, dem Image der selbstbewussten, einstmals bedeutenden Agrar-Provinz, die auch für die großen Fragen der Zukunft Lösungen findet.

Für den Sprung auf die Shortlist gibt es jetzt erst einmal 500.000 Euro vom Land Niedersachsen. Und sollte sich eine der beiden Städte am Ende durchsetzen, winken bis zu 25 Millionen Unterstützung, versprach Kulturminister Björn Thümler (CDU). Fragt sich, ob es sinnvoll ist, wenn beide Städte ihr eigenes Ding weitermachen, am 31. Juli 2020 eine neuerliche, dann 100-seitige Bewerbungsschrift in Berlin einreichen, damit zum Jahresende der finale Sieger gekürt werden kann. *Bettina Maria Brosowsky*

zitat der woche

„Hier liegt definitiv eine Straftat vor. Das weiß ich, weil ich den Fahrradfahrer absichtlich angefahren habe“

Laut Polizeiprotokoll hat Eberhard B. nach dem schweren Unfall so reagiert, als ihn die Polizeikommissarin über fahrlässige Körperverletzung aufklären wollte. B. steht seit dieser Woche in Oldenburg vor Gericht – er soll mit seinem Auto einen Mordversuch an einem Fahrradfahrer begangen haben, um dafür ins Gefängnis zu kommen



Gefängnisfenster-Foto: dpa

die gegenrede

„Ich wünsche mir, dass der Täter nicht bekommt, was er möchte, dass er nicht auf unsere Kosten leben kann“

Das Opfer Torsten F. steht mit seinem Wunsch auf verlorenem Posten – B. wird wohl wie gewünscht ins Gefängnis kommen

Das kommt

Bahnhof für Agro-Firma

Seit dem Amtsantritt des großen Bahnreformers Hartmut Mehdorn im Jahr 1999 hat die Deutsche Bahn Tausende Kilometer Schienen aus dem Boden gerissen und an die 2.500 Bahnhöfe verramscht. Unter dem Druck der Klimakrise und nach Vorgaben aus der Politik setzt ganz, ganz langsam ein Umdenken ein. Stillgelegte Strecken werden reaktiviert, Haltestellen für Züge wieder in Betrieb genommen. Aus dem Bundeshaushalt fließen dafür Milliarden.

Auch die südniedersächsische Stadt Einbeck war 30 Jahre vom Schienennetz abgekoppelt und wird erst seit einem Jahr wieder von Zügen angefahren. Wer zuvor aus der Bier-Stadt mit der Bahn reisen wollte, musste sich mit dem Auto oder dem Rad zu dem fünf Kilometer entfernten Bahnhof Salzderhelden begeben. Dort halten die Regionalzüge auf ihrem Weg nach Hannover oder Göttingen. Die Verbindung von Salzderhelden zum Bahnhof Einbeck-Mitte wird jetzt von der privaten Ilmebahn bedient.

Am Sonntag tuckert ein festlich geschmückter „Adventszug“ durch die Region, und in diesem Rahmen wird in Einbeck ein weiterer Bahnhofhaltepunkt offiziell eingeweiht. Das ist natürlich ganz im Sinne der neuen Strategie der Deutschen Bahn, und dieses Mal muss sie nicht einmal dafür bezahlen. Die neue Haltestelle „Einbeck Otto-Hahn-Straße“ liegt im Gewerbegebiet der Stadt – und nur wenige Schritte entfernt vom Hauptsitz des Saatgutkonzerns KWS.

Das Unternehmen ist ein ganz großer Player der Branche, nach Umsatz weltweit die Nummer vier, und war im Geschäftsjahr 2018/19 mit rund 5.500 Beschäftigten in mehr als 70 Ländern aktiv. Wegen seiner seit 1993 vorgenommenen Freiland-Veruche mit gentechnisch veränderten Zuckerrüben wurde der Konzern heftig von Umweltschützern kritisiert.

Gleichzeitig zählt KWS zu den großen Kultursponsoren der Region. Der Konzern bezieht Ausstellungen und Museen wie den „PS-Speicher“ in Einbeck. Auch das in der Insolvenz stehende Einbecker Krankenhaus konnte nur dank KWS-Millionen überleben. Die neue Bahn-Haltestelle hat das Unternehmen zu mehr als zwei Dritteln finanziert, den Rest steuert die Ilmebahn-Gesellschaft bei. Die Gesamtkosten für die Inbetriebnahme, Ausstattung und Beschilderung belaufen sich auf rund 350.000 Euro.

Pendler aus Göttingen könnten nun „in direkter Nähe des Firmengeländes aussteigen“, sagt Georg Folttmann, bei KWS zuständig für das Baumanagement. Dienstreisende des Unternehmens wiederum könnten ihren Wagen auf dem Firmengelände abstellen und ihre Reise an der Haltestelle Otto-Hahn-Straße antreten. Allein in Einbeck beschäftigt KWS rund 1.500 Mitarbeiter, jährlich werden dort etwa 7.000 Besucher empfangen. *Reimar Paul*

Das kommt auch

Nachsicht in Hannover

Es ist anzunehmen, dass die Causa Lies den Bemühungen um ein niedersächsisches Karenzzeitgesetz noch einmal Schwung verliehen hat. Nachdem der Umweltminister (SPD) über ein Angebot des Bundesverbands der Energie- und Wasserwirtschaft (BDEW) meditierte, dort als Geschäftsführer anzuheuern, war im Land die Debatte über die Beziehung zwischen MinisterInnen und potenziellen späteren Arbeitgebern in der freien Wirtschaft wieder aufgeflammt. Mit Ex-Ministerpräsident und Ex-Kanzler Gerhard Schröder (SPD) hat man ohnehin ein anschauliches Beispiel für die Zugkraft

Für den Fall, dass Abwandernde ihre Tätigkeit nicht anzeigen, drohen keine Sanktionen

von Lobbyismus-Posten.

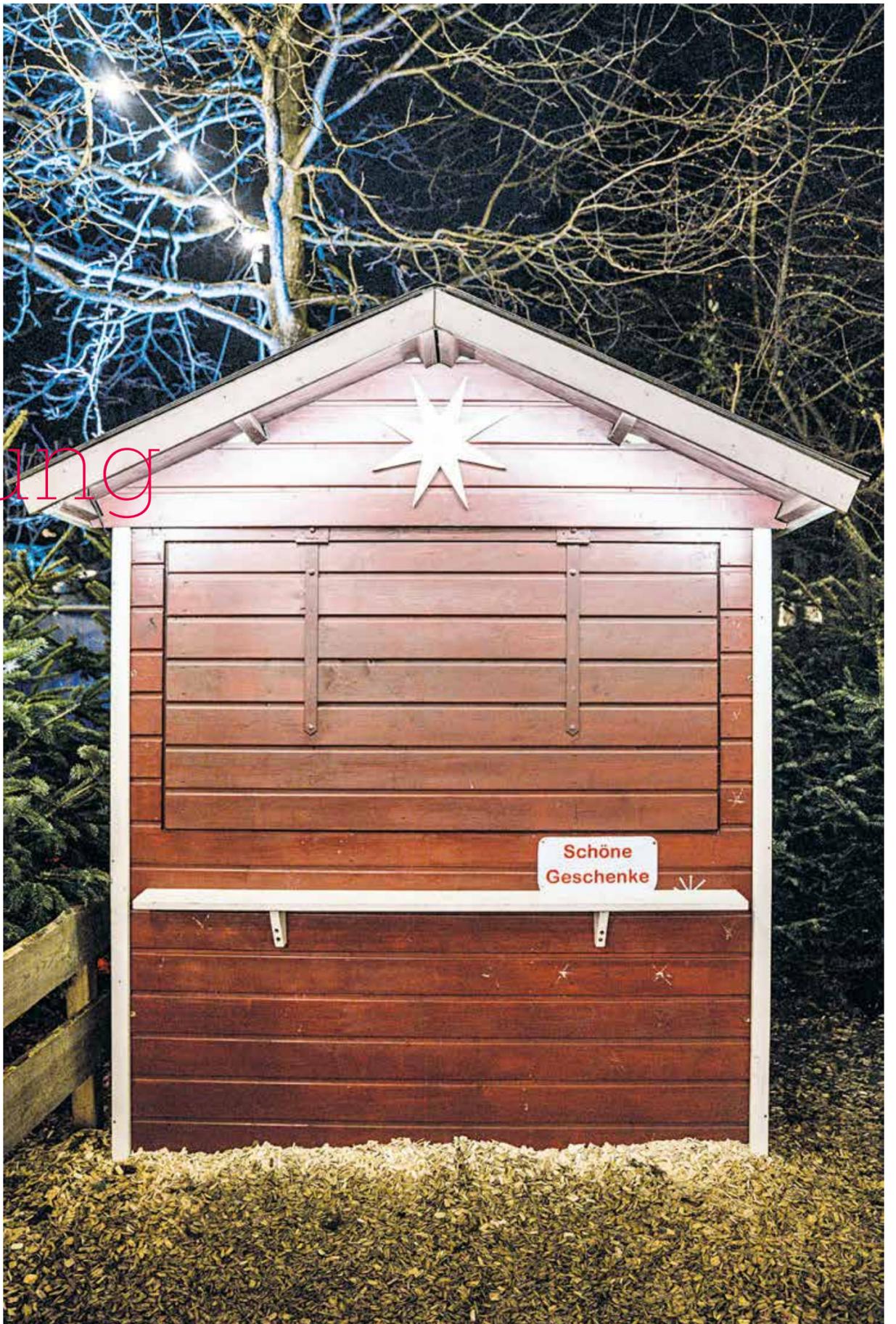
Die Mehrheit der Bundesländer hat bereits ein solches Gesetz, das Interessenskonflikte früherer Kabinettsmitglieder verhindern soll – am Montag berät der niedersächsische Landtag abschließend über die drei Vorlagen dazu. Dabei wird sich absehbar der Entwurf der großkoalitionären Landesregierung durchsetzen, ungeachtet der Kritik von Opposition und Anti-Lobbyismus-Organisationen. Für Norman Loeckel von Transparency Deutschland hätte Niedersachsen dann das „bundesweit schwächste Karenzzeitgesetz“.

Die Kritik von Initiativen wie Transparency, Lobby Control und den oppositionellen Grünen richtet sich vor allem auf drei Punkte: die in ihren Augen zu kurze Frist von 18 Monaten innerhalb derer frühere MinisterInnen Tätigkeiten in der freien Wirtschaft der Regierung anzeigen müssen. In Bremen, Hamburg und Schleswig-Holstein liegt die Frist bei 24 Monaten. Geht es nach Transparency und Lobby Control sollte sie 36 Monate währen.

Zum anderen will das Kabinett ohne ein beratendes Gremium entscheiden. Da dann aber potenziell PolitikerInnen über Beschäftigungen ihrer früherer Kollegen entscheiden, dränge sich die Befürchtung auf, sagt Loeckel, dass „eine Krähe der anderen kein Auge aushackt“. Und schließlich: Für den Fall, dass in die freie Wirtschaft Abwandernde die neue Tätigkeit nicht anzeigen, drohen ihnen keine Sanktionen.

Die Landesregierung zeigt sich von der Kritik unbeeindruckt. 18 Monaten seien eine „angemessene“ Frist, heißt es aus der Staatskanzlei. Man habe bewusst auf ein beratendes Gremium verzichtet, um selbst „die volle rechtliche wie politische Verantwortung für diese Entscheidungen zu übernehmen“. Und die fehlenden Sanktionen? Es genüge der öffentliche Druck, um der Anzeigepflicht Nachdruck zu verleihen, glaubt die Landesregierung. *Friederike Gräff*

Raum für
Fantasie: Bude
auf einem
Hamburger
Weihnachtsmarkt
Foto: Miguel
Ferraz



„Begrenzung ist nicht gleich Verzicht“

Der Postwachstumsökonom Niko Paech möchte sich an Weihnachten lieber auf das Wesentliche konzentrieren, statt dem alljährlichen Konsumrausch zu erliegen. So ließe sich Weihnachten mit einem ökologisch bewussten Leben verbinden

Interview David Siegmund-Schultze

taz: Herr Paech, machen Sie überhaupt Geschenke zu Weihnachten?

Niko Paech: Ich beschränke mich auf sehr wenige, mir nahestehende Personen, die wirklich etwas brauchen.

Jedes Jahr werden zu Weihnachten neue Konsumrekorde gebrochen. Wie problematisch ist das?

Nicht nur die Rekorde der Konsumausgaben werden fortlaufend gebrochen. Obendrein erfolgt dies auf stetig höheren Niveaus der bereits vorhandenen Güterausstattung. Hinzu kommen die Weltreisen, um Weihnachten oder den Jahreswechsel unter Palmen zu verbringen. Gleichzeitig könnte der Furor um Nachhaltigkeit und Klimaschutz, insbesondere die sich daraus ableitenden Vorwürfe an eine untätige Politik nicht dröhnender sein. Dies erlaubt einen tiefen Blick in den mentalen Zustand einer sich modern gerierenden Gesellschaft, die an ihrer Doppelmoral zu scheitern droht.

Können Sie Weihnachten auch etwas Gutes abgewinnen?

Ach, wenn wenigstens die durchschnittliche Qualität des Glühweins auf den Weih-

nachtsmärkten zugenommen hätte ... Außerdem war früher mehr Lametta. Mal im Ernst: Wenn ich an Weihnachten Familienmitglieder treffe, die ich sonst nicht so häufig sehe, ist das großartig für mich.

Wie sähe ein Fest in der Postwachstumsökonomie aus?

Ein plastikfreies, suffizientes und substanzreiches Weihnachtsfest hieße überhaupt nicht, keinen Spaß zu haben oder das Schenken per se abzuschaffen. Aber denen, die Mann/Frau meint, unbedingt beglücken zu müssen, grundsätzlich nur ein einziges Geschenk zu geben, wäre ein erster Schritt. Zweitens zu versuchen, gebrauchte, selbst gestaltete oder künstlerische Dinge in den Fokus zu nehmen, könnte zu einer weiteren Entlastung führen.

Wie lässt sich Verzicht zur Weihnachtszeit schmackhaft machen?

Praktiken des Weglassens oder der Begrenzung auf das Wesentliche sind nicht mit Verzicht gleichzusetzen, sondern lassen sich gerade an Weihnachten als doppelte Befreiung empfinden. Erstens habe ich weniger Stress, spare Zeit und Geld, wenn ich nicht so viel

beschaffen muss. Zweitens muss ich nicht irgendeine Konsumfreude vorspielen, die angesichts des ökologischen Zustandes nur noch aufzubringen vermag, wer seinen Verstand betäubt. Vereinfachen ließe sich das, indem mit möglichst vielen Menschen die Vereinbarung getroffen wird, sich gar nichts mehr oder nur eine Kleinigkeit zu schenken. Durch das Einführen und Etablieren derartiger Regeln fällt es auch jenen leichter, sich zu enthalten, die andernfalls Schamgefühle entwickeln könnten, weil sie meinen, irgendeiner Norm nicht zu genügen.

Was essen Sie zu Weihnachten?

Vegetarische Dinge.

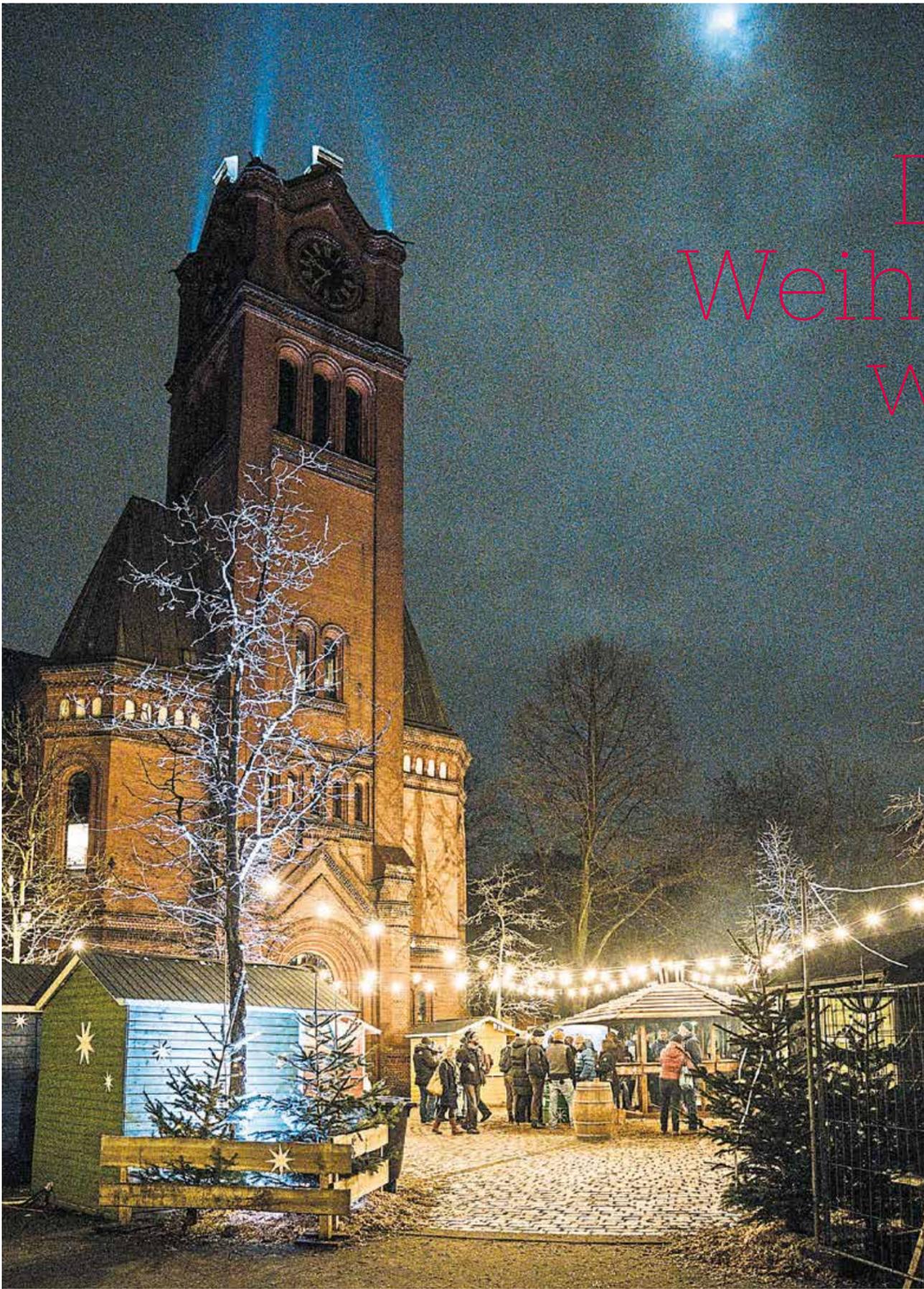
Was mit den Menschen machen, die an Weihnachten einfach mal jegliches Umweltbewusstsein ausblenden wollen?

Die friedlichste und zugleich wirksamste Form, damit umzugehen, besteht in der Konfrontation mit konsequent vorgelebten Gegenbeispielen. Wir können es uns nicht mehr erlauben, jeden noch so kuscheligen Wahnsinn damit zu rechtfertigen, dass seine Vermeidung ja hieße, irgendwem auf die Füße zu treten.



Niko Paech, 59, ist Volkswirt und hat an der Universität Siegen eine außerplanmäßige Professur im Bereich der Pluralen Ökonomik inne. Er hat die Idee der Postwachstumsökonomie geprägt und ist ein konsequenter Kritiker eines auf Wachstum basierenden Wirtschaftsmodells.

Das letzte Weihnachten, wie wir es kannten



Fpr die einen
Idylle, für die
anderen
abschre-
ckend:
Weihnachts-
markt in
Hamburg
Fotos (2):
Miguel Ferraz

Oh Tannenbaum

Von **Andrea Maestro**

Millionen Weihnachtsbäume dünnen pestizidbelastet in Wohnzimmern aus. Der Nabu rät zu Öko-Weihnachtsbäumen. Dazu passt auch nachhaltiger Schmuck

Schon dieser Geruch! Wenn die Tanne, in den dritten Stock gewuchtet, endlich in der warmen Stube steht, sich die grünen Zweige langsam senken und den Duft nach Weihnachten verströmen. Die Geister scheiden sich zwar bei der Frage, ob neomodische, bequeme Nordmantanne oder traditionelle, pieksige Blaufichte, für die meisten Familien aber gehört ein Weihnachtsbaum zum Fest dazu.

Laut dem Portal Statista gab es im vergangenen Jahr in Deutschland 29,8 Millionen Stück. Der Absatz klettert langsam, aber immer weiter nach oben. Im Jahr 2000 waren es noch rund 24 Millionen Bäume. Die meisten davon werden in Monokulturen hochgezogen und dort intensiv mit Insektiziden, Herbiziden und Mineräldünger behandelt. Diese Tannenbaumfelder schaden den Böden, Gewässern und Ökosystemen.

Das Bundesumweltministerium warnt sogar: „Nicht zuletzt kann es auch die menschliche Gesundheit belasten, wenn der mit Chemikalien behandelte Weihnachtsbaum mitten im Wohnzimmer steht.“

Ein konventioneller Tannenbaum ist also nicht wirklich ökologisch vertretbar – von dem vielen Müll, der durch den Schmuck entsteht, noch gar nicht gesprochen. Und nun?

Eine Plastikanne, die Jahr für Jahr aus dem Keller geholt wird? Zumindest fiele dann der Transport weg und er nadeln nicht den Teppich voll. Laut Schutzgemeinschaft Deutscher Wald (SDW) sind inzwischen „die Weihnachtsbäume zu etwa zwölf Prozent künstlich“.

Die Pressesprecherin des Naturschutzbundes Nabu, Kathrin Klinkusch, rät entschieden davon ab: „Aus ökologisch recyceltem Kunststoff habe ich solche Bäume noch nicht gesehen.“ Die Plastikannen würden günstig produziert, über weite Strecken transportiert und „halten am Ende doch nicht lange“, sagt Klinkusch.

Der Nabu schlägt vor, stattdessen die Tanne in einem Wald in der Region selbst zu schlagen. „Viele Förster bieten das an“, sagt sie. „Der ist dann vielleicht nicht der gerade, vielleicht hat man aber sogar mehr Freude daran.“

Außerdem gibt es vielerorts auch Öko-Tannenbaumanbau – ohne Pestizide. Laut Nabu sorgen Schafe dafür, dass die Gräser zwischen den Bäumen kurz bleiben und düngen die Fläche, nun ja, natürlich. Die Schutzgemeinschaft Deutscher Wald rät dazu, auf die Zertifikate FSC, PEFC, Naturland oder Bioland zu achten. Im Gegensatz zur Plastikanne muss der echte Tannenbaum nach dem Rauswurf auch nicht verbrannt werden. Laut der Hamburger Stadtreinigung werden sie geschreddert und als „Strukturmaterial für die Kompostierung im Biogas- und Kompostwerk Bützberg und als Feuerungsmaterial in Biomassewerken genutzt.“ Sie sind also am Ende ihre Lebens noch nützlich.

Doch so weit sind wir noch nicht: Zunächst steht die Bio-Tanne perfekt im Ständer austariert mit der Wandseite zum Schrank hin in der Stube und kann geschmückt werden. Jetzt bloß beim Schmuck keinen Fehler machen: Dass Lametta in den Baum gehängter Müll ist, versteht sich von selbst. Wer Glitzer- oder Schneespray benutzt, macht den Baum zudem unkompostierbar.

Strohsterne und Holzschmuck sind klassische Alternativen. Mit Pappkugeln und altem Notenpapier lassen sich hübsche Kugeln selbst basteln. Und wer auf neue, bunte Kugeln in seinem Baum nicht verzichten möchte, sollte darüber nachdenken, sie gebraucht zu kaufen. Jedes Jahr sind die Geschäfte voll mit schrillen Einhorn-, schwarzen FC-St.-Pauli- oder unförmigen Burgerkugeln. Aber braucht es die wirklich? Wer einen kunterbunten Tannenbaum haben möchte, sollte auf dem Dachboden der Eltern, Nachbarn oder Freunde auf die Suche gehen. Die dort gelagerten blau-silbernen Kugeln aus den 90ern, die rosa Kugeln aus den 2000ern, die roten, die goldenen, die mit Glitzer verzierten, die aus Glas und die mit der Aufschrift Bernhard oder Brigitte kann man mischen. Ist alles da.

Nur für die Lichterkette, das meint auch der Nabu, sollte der gemeine Tannenbaumliebhaber doch noch mal in den Laden strazen. Denn LED-Lämpchen sind weit stromsparender als die alten Birnen. Manche kann man sogar dimmen, damit es noch gemütlicher wird. Dann kann Heiligabend endlich kommen – und die Geschenke unter dem Baum.

Liebes Christkind,

im Familienrat haben wir lange überlegen können, wegen Fridays for Future, Art Schwester auf die Idee, es noch einmal wird. Die Kohle auf dem Familienkonto was draufzahlen müssen. Wir haben eigentlich überhaupt gar nicht geht –

Der Plan ist folgender: Papa verschrotte SUV. Damit erledigen wir die Einkäufe Billigtickets nach New York – natürlich ter hat eh keine Checkung. Meine Freundin Mareike darf auch kompensieren, kommt natürlich nicht produktiv. Im Gegenteil: Wir haben abge Streuobstwiese anzusagen: Ein feiner dass es gleich einer merkt. (Hihi!)

Auf der Fifth Avenue, New York – du hippe Sneakers – aber nur von Firma gegeben haben. Es müssen Schuhe weltanschaulich hergestellt werden. Arbeiter mindesten 16 Stunden am Woche in der Werkshalle übernachten Tag verdienen. Das ist absolutes Lin Papa hat versprochen, dass wir alle danken darüber machen müssen, alten Telefone kommen wie der üb Nasenhaartrimmer und der Staubs Recycling den Markt für seltene Erdzerne daran hindern, unter weiträ Von denen kaufen wir Aktien, sola

Papa will Mama auch mal wieder S begnügt. Der ist für Glas zwar auch die Tüte. Für die Brillis fliegen wir ten Blutdiamanten geben. Wenn i in den Bergwerken schufteten, wird

Zu Hause gehen wir dann zum Al rantiert mit Soja aus dem brasilian wird gar nicht so einfach sein; a Schlagsahne von Kühen kommen 40 Kilo Milch sollte so eine Kuh s als zum Abdecker zu gehen, ha der Schule aufgepasst hat. Um di sei Dank“ noch eine gute Woche gut bekannt. (Hihi!)

Wenn wir fertig sind mit Essen, g ein bisschen Stoff aus Kolumbie porno rein. Aber da gehe ich wal

Liebes Christkind, du siehst, wo sehr, dass auch du unsere Wüns einen draufzusetzen. Ich baue

Vertrauensvoll, deine G.

Hach ja, Weihnachten. Für viele bloß noch Fest des Konsums, der Verschwendungssucht und des Ach-einmal-im-Jahr-geht-das-doch! Dabei ist es an der Zeit, sich neue Rituale draufzuschaffen, die ohne Gänse, ohne Geschenkehaufen und nies verseuchte Bäume auskommen. Oder?



egt, ob wir dieses Jahr überhaupt Weihnachten feiern. Die Flucht vor den Fluchtungskrise und so. Dann kam meine so richtig krachen zu lassen, bevor uns alles verboten bringt eh keine Zinsen, demnächst werden wir sogar also entschieden, alles abzuheben, und das zu tun, was ein letztes Mal!

ttet unseren Kombi, Baujahr 2018, und kauft dafür ein vor Ort. Für das dritte Adventswochenende kauft Mama ch online. Der Heinz vom Reisebüro zwei Straßen wei-

itkommen. Die Flüge durch CO₂-Ausgleichszertifikate zu t in die Tüte. Das wäre bei unserem Ansatz ja kontrapremacht, in der Heiligen Nacht die Bäume auf Nachbars r kreisrunder Anschnitt ringsum und sie gehen ein, ohne

kennst dich ja mit dem Shoppen aus – kaufen wir dann en, die sich keine Corporate-Social-Responsibility-Regeln sein, die unter Missachtung sämtlicher Arbeits- und Umworden sind. Sie müssen aus einer Fabrik kommen, wo die Tag schufteten, nicht aufs Klo dürfen und sechs Tage die ten müssen. Und sie dürfen nicht mehr als zwei Dollar am mit!

zwei aktuelle iPhones kriegen, damit wir uns keine Geobb mal eines auf den Küchenboden oder ins Klo fällt. Die brige Elektroschrott in den Restmüll: die alte X-Box, Papas auager, sobald der Beutel voll ist. Wir wollen ja nicht durch en kaputt machen. Schon gar nicht wollen wir unsere Konumiger Zerstörung der Umwelt Erz aus der Erde zu graben. nge sie noch was abwerfen!

chmuck kaufen. Bisher hat sie sich mit Strass von Swarovski h ziemlich teurer, kommt diesmal aber überhaupt nicht in auf dem Rückweg über Antwerpen. Dort soll es die schönsch mir die großen traurigen Augen der Kinder vorstelle, die l mir ganz warm ums Herz!

di und kaufen uns ein paar Kilo Fleisch von Rindern, die ganischen Regenwald gemästet wurden. Das rauszukriegen uch nicht, wie wir sicherstellen, dass die H-Milch und die n, die tonnenschwere Euter haben.

chon geben. „Wenn sie am Ende ihre Lebens für mehr taugt, ben wir was falsch gemacht“, sagt meine Schwester, die in ie entsprechenden Höfe zu recherchieren, haben wir ja „Gott e Zeit. Vielleicht gibst du uns ja einen Tipp! Mit Gott bist ja

gibt es mit Glyphosat behandelten Kaffee. Danach koksen wir n und zum Schluss ziehen wir uns noch einen echten Gewalthrscheinlich schon ist Bett. Das interessiert mich noch nicht so.

auf es Weihnachten bei uns in diesem Jahr rausläuft. Ich hoffe sche berücksichtigt. Ich bin gespannt, ob du es schaffst, noch auf dich!

Der Nussbraten

Von Marco Carini

Weihnachten ohne Fisch, Fleisch, Geflügel und Käse. Das ist möglich, kann aber schwer im Magen liegen

Kein Gänsebraten! Kein Karpfen! Keine Entenkeule! Nicht einmal Würstchen mit Kartoffelsalat. Seit einem Jahr war unsere Tochter – ich nenne sie hier Maike – Veganerin. Vergangenes Weihnachtsfest war sie noch vegetarisch unterwegs. Wir waren deshalb auf Raclette umgestiegen. Jede*r von uns viere sollte so veggie essen, wie er oder sie wollte. Meine Frau Brigitte, unser elfjähriger Sohn Tibor und ich packten uns kleine Fleischhäppchen auf die Grillplatte, und Maike belegte in ihren Pfännchen bunt gemischte Gemüwestückchen mit Käsescheiben.

Doch Käse war nun auch tabu, und damit auch Raclette. „Ich koche vegan für euch“, hatte Maike verkündet. Maike hatte in ihrem ganzen Leben noch nie gekocht, jedenfalls nicht für uns. Brigitte, Tibor und ich wechselten fragende Blicke und unterdrückten dabei ein Achselzucken. Okay, Begeisterung sieht anders aus. Aber wir hatten auch keine Alternative anzubieten. Also: veganes Heiligabendmenü, kredenz von der Tochter. Warum eigentlich nicht?

Schnell näherte sich der Heiligabend. Maike hatte, das Kochbuch vor der Nase, im Bioladen eingekauft. Während der Rest der Familie noch den Weihnachtsbaum schmückte, breitete Maike ihre Utensilien in der Küche aus. Hasel- und Walnüsse, Haferflocken, Cashewkerne, ein Paar Zwiebeln, Karotten, ein Glas Bio-Brühe und Bündel frischer Kräuter kamen zum Vorschein.

Maike begann mit den Vorbereitungen. Zwei Stunden Zeit, so hatte ihr das Kochbuch verraten, würde sie benötigen, um das, was auf dem Küchentisch ausgebreitet war, in einen Braten zu

verwandeln. Doch diese Prognose galt für geübte Köchinnen. Maike aber war Debütantin. Hackbraten-Debütantin.

Wir hatten beschlossen, erst zu essen, dann zu beschenken. Spätestens um acht Uhr sollte es den Braten geben. Da rührte Maike die Bioladenbeute noch zu einem Bratenteig zusammen. Also schauten wir, Vater, Mutter, Sohn, einen Weihnachtsfilm. Brigitte und ich machten abwechselnd Ausflüge in die Küche, um Maike Hilfe anzubieten. Doch Maike wollte keine Hilfe. Das würde sie alleine schaffen.

Es war halb zehn und der quaderförmige Nussklotz befand sich zumin-

immer nicht aus wie sein Hochglanzvorbild im Kochbuch. Brigitte meinte, er müsse dringend aus dem Ofen. Maike meinte, er sei noch nicht gar. Tibor wartete inzwischen mit Bauchschmerzen vor Hunger und einer vorpubertären Heiligabend-Depression auf.

Dann war es endlich so weit. Ich nahm den Braten aus dem Ofen. Er war schwer wie ein Pflasterstein. Er war hart wie ein Pflasterstein. Er war dunkel wie ein Pflasterstein. Wie würde er wohl schmecken?

Vielleicht war er doch ein wenig zu lang im Ofen geblieben. Jetzt, kurz nach Mitternacht, war der Hackbraten eine doch ziemlich zähe, sehr trockene Masse, die einem beim Kauen wie ein Schwamm den Speichel aus dem Gaumen saugte. Ein Bissen, drei Schlucke Wasser. Anders ging das nicht. Tibor, der sich ansonsten nur von Chicken Wings und Currywurst ernährt, biss mit Todesverachtung in seine Bratenscheibe.

Wir kauten und kauten. Maike sah uns erwartungsvoll an. „Wirklich lecker“, sagte Brigitte. „Doch, ganz vorzüglich“, assistierte ich. „Echt super“, ergänzte Tibor, der schon seit sechs Minuten seinen letzten Bissen zermahlte. Tibor liebt seine Schwester und ist bereit, für sie zu leiden.

Beste Zutaten. Ölige Nüsse. Etwas Gehaltvolleres hatte keiner von uns viere je gegessen. Mehr als eine Scheibe pro Person war nicht drin. Drei Menschen träumten von krossem Geflügel und fluffigen Knödeln. Um halb eins waren wir fertig. Mit letzter Kraft brachten wir die Bescherung hinter uns. Und hörten noch ein wenig Weihnachtsmusik. An Schlafen war nicht zu denken. Zu schwer lag der Braten im Magen.

Inzwischen ist Maike nur noch Vegetarierin. Käse ist wieder erlaubt. Raclette ist wieder möglich. Heiligabend kann kommen. Den Gänsebraten für dieses Jahr, den habe ich schon bei Freunden verputzt.

Veganes Heiligabendmenü, kredenz von der Tochter. Warum eigentlich nicht?

dest schon mal im Ofen, den Maike leider vergessen hatte vorzuheizen. Aber wir hatten ja Zeit. Und durchaus etwas Hunger inzwischen. Die Schale mit dem Lebkuchen und den Weihnachtsplätzen blieb tabu. Wir durften uns ja nicht den Appetit verderben.

Inzwischen war es kurz nach zehn Uhr. Mein Magen knurrte. Tibor wollte endlich seine Geschenke. Brigitte war eingeschlafen. Ungewohnte Gerüche drangen aus der Küche ins Wohnzimmer. Kein Bratenduft, kein Rotkohlaroma. Stattdessen roch es nach gerösteten Mandeln, leicht süßlich, etwas zimtig, sehr undefinierbar.

Glitt da eine Träne über die Wange von Maike, die angespannt, ein wenig verzweifelt und vor allem komplett unansprechbar wirkte? Inzwischen war es elf Uhr. Noch immer lag nichts auf dem Teller und nichts unter dem Baum. Wir halfen Maike beim Aufdecken. Der Nussbraten sah noch

Geschenkeverknappung

Von Ilka Kreuzträger

Wenn etwas keinen Spaß mehr macht, sollte man es lassen. Oder wenigstens soweit einschränken, bis es wieder Freude bereitet

Unter dem Baum lagen immer hohe Geschenkstapel, Oles hier vorn, Neeles da beim Kamin, Antjes, Opas, Omas und so weiter. Und im Laufe der Jahre sind diese Haufen immer größer geworden. Und die zu beschenkenden Menschen wurden ja auch immer mehr, weil so eine Familie wächst. Leider schrumpft sie natürlich auch wieder. Einen Stapel für Uroma brauchen wir nicht mehr. Aber das ist ein anderes Thema. Jedenfalls ist uns diese Sache entglitten.

Es lief immer so ab: Nach dem Essen stürzten sich alle auf die jeweiligen Geschenkstapel, rissen das Papier ab, pfefferten es irgendwo hin, riefen irgendwas wie „Oh, schön ein Dingsbums!“ und das immer weiter, bis alles ausgepackt war. Das hat aus drei Gründen irgendwann einfach keinen mehr Spaß gemacht.

1. Diese Art des Geschenkeauspackens endet zwangsläufig mit einer Enttäuschung, weil: Oh nein! Der ganze Haufen! Ist weg! Wühl! Such! Nein, wirklich! Es ist nichts mehr da, um es aufzureißen, och menno.

2. Der Wohnzimmerboden liegt binnen Minuten voller Müll. Das meiste ist Papier. Papier, Papier, Papier. Papier, das ein wirklich kurzes Leben hatte und nun zerknüllt und zerfetzt herumliegt und ins Altpapier wan-

dert (wenn es nicht beschichtet ist, denn dann darf es da nicht rein, sondern gehört in den Restmüll). Und die Uroma, die ihre Geschenke immer in gebrauchtes Papier einschlug und niemals Tesafilm benutzte, ist leider nicht mehr da. Sie schrieb auch nichts in Grußkarten hinein, denn dann hätte man die nicht weiterverwenden können. Wenn sie was zu sagen hatte, legte sie zu dem Geldschein, den wir zu Weihnachten und zum Geburtstag bekamen, einen Zettel hinein, den sie beschrieb.

Karten sind bei uns eher selten, vielleicht, wenn es einen Gutschein

So konnte es nicht weitergehen. Darum haben wir Regeln eingeführt

gibt, aber Gutscheine sind nur erlaubt, wenn es konkret wird. Also nicht: „Lieber Papa, wir schenken dir eine E-Roller-Fahrt.“ So was gilt nur mit Termin und Ort. Auf jeden Fall blieb bei unserem selbst verschuldeten Aufreißferno gar keine Zeit, um das Geschenkpapier in Ruhe von Klebestreifen zu befreien, um es nach dem Auspacken ordentlich falten und weglegen zu können – fürs nächste Jahr.

3. Der beste Moment des Schenkens geht verloren. Denn man möchte doch wissen, wie ein Geschenk bei der oder dem Beschenkten ankommt, möchte

das gemeinsam erleben. Bei der wilden und irgendwie einsamen Aufreißerei verpasste man aber in der Regel genau diesen Moment, kramte später in den Papierhaufen herum und fragte vielleicht: „Hier schau, hast du dieses Dingsbums auch gesehen? Wie findest du das?“ Das ist aber nicht dasselbe. Dieser eine und besondere Moment des Beschenktwerdens ist dann lange schon verfliegen.

So konnte es nicht weitergehen. Weihnachten ohne Geschenke war für uns aber nicht denkbar. Darum haben wir erst die Regel eingeführt, dass nur eine oder einer auspackt und alle anderen halten still und gucken zu. Blöd ist das, wenn das Geschenk gar nicht gut ankommt. Aber nun, das passiert, ist nicht schlimm. Später haben wir diese Regel erweitert: Jeder*r nur ein Geschenk. Ein Geschenk kaufen und eines bekommen und kosten darf es 20 Euro. Das ist prima und gerecht.

Wer wen beschenkt, entscheidet das geheime Los. Die Beschenkten müssen nach dem Auspacken raten, von wem das Geschenk kommt. Man muss also schon beim Einpacken aufpassen, sich nicht durch die eigene typische Verpackung verraten. Und damit die Geschenkezeremonie nicht so schnell zu Ende ist, würfeln wir. Wer eine eins hat, darf auspacken. Wer scheiße würfelt, muss eben ewig warten.

Seitdem wir uns diese Geschenkebegrenzung ausgedacht haben, ist Weihnachten noch besser. Angefangen damit, dass wir vorher versuchen, uns zu treffen, um die Lose zu ziehen. Und, weil Regeln ja eher nerven, werden überzählige (oder zu teure) Geschenke nicht in den Kamin geworfen.

Vom Urknall bis zum Großhirn

Die Welt als Datenstrom: Für seine erste eigene Ausstellung lädt Wolfsburgs neuer Kunstmuseum-Direktor Andreas Beitin den japanischen Sound- und Medienkünstler Ryoji Ikeda ein. Der präsentiert zwei überwältigende Visualisierungen binärer Informationen

Von **Bettina Maria Brosowsky**

Nur eine Handvoll Monate Zeit hatte Andreas Beitin, seit April dieses Jahres Direktor des Kunstmuseums Wolfsburg, um seine erste eigene Ausstellung auf die Beine zu stellen. Zur Erinnerung: Weihnachten 2018 überraschte der spektakuläre Rauswurf des vorherigen Direktors, dessen kuratorische Systemkritik der Volkswagen AG, einem wichtigen Geldgeber des Hauses, missfiel. Zwar kann Andreas Beitin auf dessen gute Vorarbeiten aufbauen, die bis weit ins kommende Jahr reichen, aber für Ende 2019 ergab sich aufgrund einer verschobenen Themenschau eben doch ein Vakuum.

Sicher auch, um mit einer unverwechselbar eigenen Handschrift zu starten, holte Beitin nun den japanischen Sound- und Medienkünstler Ryoji Ikeda nach Wolfsburg. Dessen zwei monumentale, audiovisuelle „Daten-Symphonien“ feiern hier zugleich deutsche Premiere. Derartig technikgestützte Kunst möchte Beitin verstärkt im Hause zeigen, neben einer professionellen Vorliebe auch eine Referenz an die durch Forschung, Wissenschaft und Technologie geprägte Region.

Beitin und Ikeda kennen und vertrauen sich seit vielen Jahren, eine Vor-

aussetzung, die den publikumsscheuen Japaner zu der kurzfristig anberaumten Präsentation bewegte. In einer früheren Wirkungsstätte Beitins, dem Karlsruher Zentrum für Kunst und Medien (ZKM), waren bereits 2015 zwei Realisate von Ikeda zu sehen, „the planck universe [micro]“ und „the planck universe [macro]“, die ähnlich den beiden nun in Wolfsburg gezeigten multimedialen Großinstallationen „data-verse 1“ und „data-verse 2“ durch den Dialog des Künstlers mit Forscher*innen verschiedenster naturwissenschaftlicher Disziplinen generiert wurden.

Für die neuen Arbeiten, zwei Teile einer anvisierten Trilogie, lieferten so unterschiedliche Quellen wie das Cern, die Europäische Organisation für Kernforschung nahe Genf, das weltweit größte Labor für Teilchenphysik, in dem der Aufbau der Materie erforscht wird, die Nasa oder auch Codes aus dem Humangenomprojekt zur Entschlüsselung der menschlichen DNA die Daten. Hinzu kommt teils frei verfügbares Material, etwa zu weltweiten Flugbewegungen, Lichtemissionen der Metropolen, Schaltchemata von Platinen und ähnlichem.

Diese Daten, allesamt Binärcodes, die in direkter Übersetzung nur grauenvolle Klang- und Bildmassen ergeben würden, transformiert Ikeda in hoch ästhetische und schnell getak-

tete, perfekt miteinander synchronisierte Bewegtbildsequenzen. Anschließend unterlegt er diese optischen Choreografien mit elektronischen Sounds aus minimalistischem Reservoir. Rhythmische Sinustöne, die an Sonargeräte, Echolote oder auch Apparate der Intensivmedizin erinnern mögen, sorgen für eine technisch nüchterne Atmosphäre. White Noise, ein undefinierbares Dauerrauschen, oder auch kräftigere Impulse entfalten durchaus körperlich erfahrbare Reaktionen bei den Betrachter*innen.

Es braucht wohl mehrere Durchläufe, um wieder Herr der eigenen Sinne zu werden, sich nicht dem Bild- und Soundrausch zu ergeben

Dominant aber sind die visuell zu verarbeitenden Bildfolgen der 12-minütigen Loops, die auf 16 mal 10 Meter großen Projektionswänden mittels Hochleistungsbeamern realisiert werden. Es braucht wohl mehrere Durchläufe, um wieder Herr der eigenen Sinne zu werden, sich nicht dem Bild- und Soundrausch zu ergeben.

Bei „Data-verse“, der Titel deutet es bereits an, geht es um so etwas wie eine Phänomenologie des Universums, von der kleinsten physikalisch bekannten Einheit bis zur Unendlichkeit dessen,

was wir als Weltall bezeichnen. Unsere eigene Existenz wird so auf ein höheres Niveau der Unerklärbarkeit und damit Bedeutungslosigkeit gehoben, das alte christliche Bildverbot des gottgleichen Blickes von oben auf die Welt durch multiple Perspektiven vom molekularen bis galaktischen Maßstab final infrage negiert.

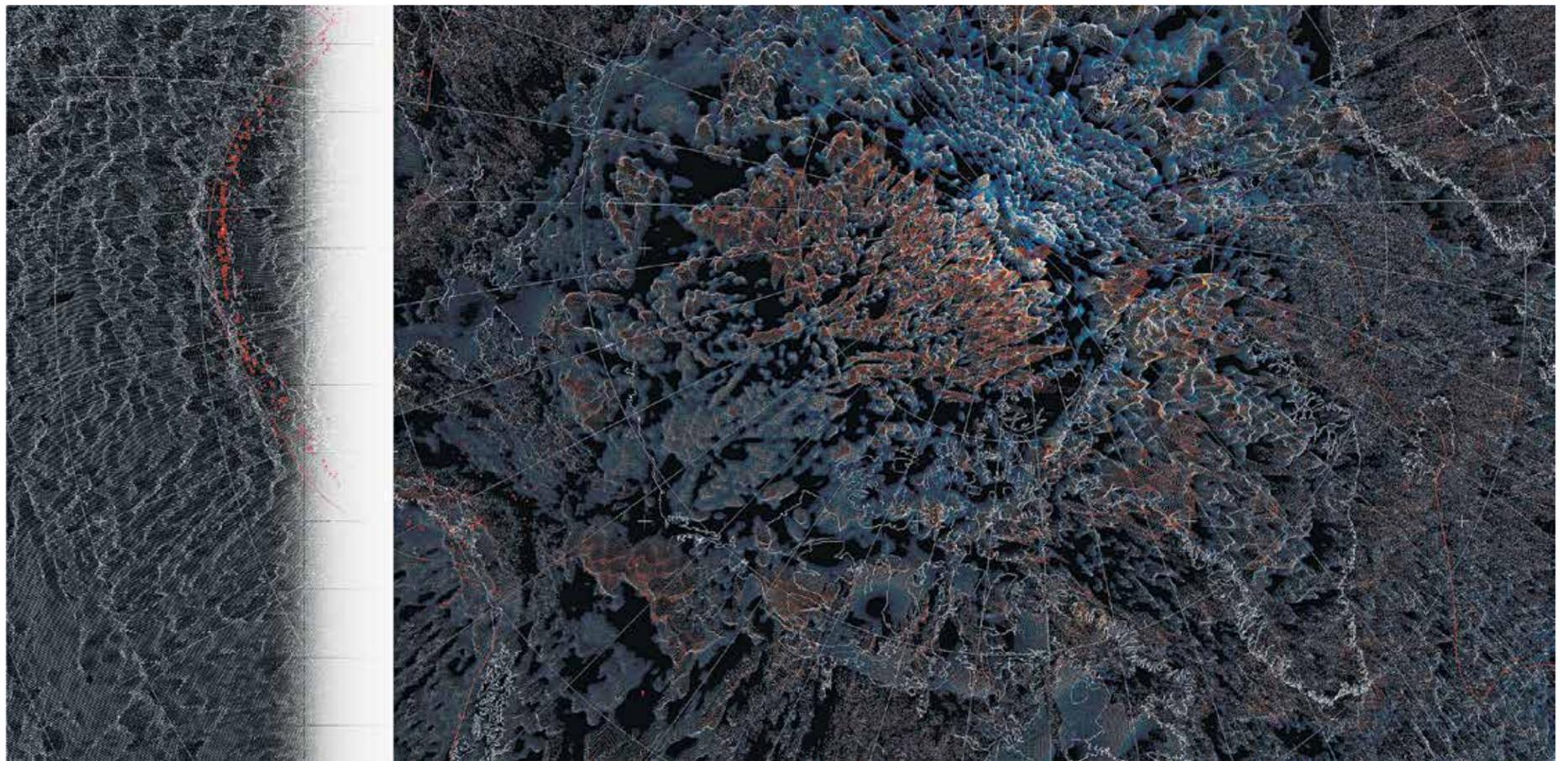
Dieser Ermächtigung folgend werden nach dem optisch eindrucksvollen Urknall nun Zellteilungen mit Datenströmen in Schaltkreisen parallelisiert, anschließend der menschliche Körper

machten Städten, die sich ähnlich einer Zellteilung in rasanter Schnelle vermehren. Überformte Kontinente, Oberflächen von Erde oder auch Mond scheinen auf, bis sich zum Abschluss alles in glühender Materie, wohl der Sonne, verliert.

Ryoji Ikeda, 1966 im japanischen Gifu geboren, in Paris und Kyoto ansässig, gab schließlich doch ein paar Worte zu Arbeit und Intention preis. Dabei stapelte er für einen Künstler, dessen Werk gerade weltweit von Museen und Kunstschauen gefeiert werden, extrem tief. Er habe nie irgendetwas gelernt, sagte er, fand seine künstlerische Initiation als DJ in der Klubszene der 1990er-Jahre und sieht sich als Komponist. Er schätzt die Freiheit, ohne die akademische Kategorisierung künstlerisch genau definierter Sparten zu arbeiten, und als adäquates, kunsthistorisch nicht vorbelastete Medien folglich die Daten, den Binärcode, die Pixel des Lichts.

Warum sollte die Kunst denn von dieser omnipräsenten Sprache getrennt werden? Jede*r Rezipient*in möge sich also ein eigenes Urteil über seine Arbeit machen, die Werke sprechen für sich. Und an die Journalist*innen gewandt: Schreibt darüber, was ihr wollt!

Ryoji Ikeda: „data-verse“: bis 29. 3. 20, Wolfsburg, Kunstmuseum



Szene aus Ryoji Ikedas „data-verse 2“ (2019), Grafik und Programmierung: Norimichi Hirakawa, Tomonaga, Tokuyama, Satoshi Hama, Ryo Shiraki, beauftragt durch Audemars Piguet Foto: Ryoji Ikeda Studio

das ding, das kommt

Feuer und Flamme für die Wurst

Weiter im Südwesten ist man sprachmalerischer näher dran am Thema Feuer. Da startete die Aktion einer großen Supermarktkette und eines großen Fleischkonzerns zur Unterstützung der lokalen Jugendfeuerwehren kurz vor der Grill-saison im April. Die dann an Fleischtheken, im Rahmen von Fahrzeugpräsentationen oder an Spielstraßen der Jugendfeuerwehr erhältliche „Feuerwehr-Bockwurst“ war folgerichtig „geräuchert“ und das „Feuerwehr-Steak“ mit einer feurigen

Paprikasoße mariniert. Und beides war fürs Grillfeuer bestimmt.

Im Norden wiederum startet die Aktion erst jetzt und carnivore Jugendfeuerwehr-unterstützer*innen müssen vorlieb nehmen mit einer Mettwurst, die man sich dann, so empfehlen es entsprechende Fotos, kalt in Scheiben auf ein Brot legt – und nicht mal auf das in Hessen erhältliche „Feuerwehr-Brot“. Auch das gibt es Norden nicht.

Fragen des Brandschutzes tauchen da gar nicht erst auf.

Fraglich also, wie gut die in den ersten Jahren der Aktion mit deren Erlösen finanzierte „bundesweit bisher einmalige Kongressveranstaltung“ war, „die Führungskräfte mit den Instrumenten des modernen Marketings vertraut machte“.

Denn tatsächlich tut die Unterstützung ja bitter Not. Nicht erst seit der Aussetzung der Wehrpflicht kämpfen die Jugendfeuerwehren mit sinkenden Mitgliederzahlen; auch, weil eine Mitgliedschaft, so berichten Fabian und Nico von einer hessischen Jugendfeuer-



Mit einer Mettwurst werden auch in diesem Jahr die norddeutschen Jugendfeuerwehren unterstützt Foto: Landesfeuerwehrverband Schleswig-Holstein

wehr (beide zwölf), in der infrage kommenden Kohorte überwiegend als „uncool“ gilt.

Und dann Mettwurst? Gilt nicht, wie beispielsweise die Ex-Vegetarierin Claudia Scholz vor zwei Jahren in der *Neuen Osnabrücker Zeitung* zu bedenken gab, gerade unter jungen Leuten Fleischessen heute als „fast so schlimm und uncool wie Trump oder Autofahren gut zu finden“? Nun mag man einwenden, dass da ja doch etwas angerufen wird, das auch bei jungen Leuten derzeit wieder „cool“ wird: Die gute alte Mettwurst ist

doch ein „Stück Heimat“ – wie die lokale Jugendfeuerwehr!

Aber auch da ließe sich sicher ein Nahrungsmittel finden, dass einer herbivoren Fridays-for-Firewehr-Bewegung anders Feuer unterm Hintern machen könnte. Vielleicht in diesem „coolen Kochbuch“ (so eine Rezension des Friedenskulturzentrums Schloss Rudolfshausen) des Ex-Feuerwehrmanns Rip Esselstyn: „Stärker als Fleisch – Wie ein Feuerwehrmann aus Texas den Fleischhunger mit einer pflanzenstarken Ernährung löscht.“ Robert Matthias



Minimalistische Bilder und einfache Requisiten genügen, um die finstere Saga ergreifend zu erzählen
Foto: Studio Fabian Hammerl



Hajo Schiff
Hamburger Kunsträume

Kunstendspurt mit Seepferdchen

Das Jahr geht zu Ende und überall wird Bilanz gezogen und gefeiert. Während in Berlin die Galerien klagen, manche gar schließen und die Kunstmesse Art Berlin im Flughafen Tempelhof für 2020 abgesagt wurde, sieht es in Hamburg – im üblich kleineren Maßstab – nicht so schlecht aus. Zuwendungen werden eher erhöht als gestrichen und die kaum kommerziellen Initiativen finden gelegentlich sogar neue Räume.

An diesem Samstag feiert Oelfrüh im neuen Quartier in der Markmannstraße 32 seinen insgesamt 14. Geburtstag. Es soll eine lange Nacht werden mit den schrägen Performances von „Poison Idea“ (Balduur Burwitz und Christof Zwiener) und den Seepferdchen-All-Stars. Alternativ lockt die Clique um das Hinterconti zur Feier. Dieser schon 20 Jahre alte Kunstort wurde aus der Marktstraße rausgeschmissen, hat nun auf St. Pauli neue Räume gefunden. Geleitet aber wird mit Aktion und Ausstellung im Westwerk. Auch ein letzter Besuch in der Schubertstraße 3 wäre möglich: Die „Kleine Gesellschaft“ begehrt die Finissage einer Installation von Nir Alon, wird diesen geschätzten Raum danach allerdings aufgeben müssen.

Ganz weltläufig geht es im Karoiviertel zu, besonders, wenn die internationalen Kunststudierenden, die im Rahmen der Art School Alliance ein Semester an der HfbK verbringen, dieses Wochenende ihre Kunst zeigen. Zusammen mit denen, die dann von hier an die Partnerhochschulen in aller Welt gehen werden, gestalten sie eine Ausstellung in den Gaststudios in der Karolinenstraße 2a.

An der HfbK ist sie seit 2010 Professorin, am Montag erhält sie einen von Hamburgs wichtigsten Kunstpreisen: Der 1956 in München geborenen Medienkünstlerin Michaela Melián wird im Rathaus der mit 15.000 Euro dotierte Edwin-Scharff-Preis für 2018 verliehen. In Feierlaune ist auch das Galeriehaus am Klosterwall: Am Sonntagnachmittag sind alle dortigen Galerien geöffnet, begleitet wird das von Improvisationen des Jazzgitarristen Alex Florin.

Und zuletzt: „Last Minute“ nennen die Künstler*innen der Frise ihre Accrochage eigener Arbeiten und von Freundeswerken, sodass dieses Wochenende schon allein in der Arnoldstraße Zeichnungen, Bilder, Editionen, Multiples und Objekte von 50 verschiedenen Akteuren der Hamburger Szene in dichter Petersburger Hängung zu begutachten sind. Es gibt Verpflegung und eine Tombola. Angesichts des kommenden Schenkefestes wird hier noch einmal daran erinnert: Kunst sollte nicht käuflich sein, aber sie ist auch zu erwerben.

Was die Wellen uns bringen

Auf der Suche nach Frauen im Opernbetrieb stieß Kerstin Steeb auf die vergessene britische Komponistin Ethel Smyth und ihre Oper „Strandrecht“. Ein Jahr lang arbeitet Steeb an deren Neubelebung. Das Ergebnis ist ein grandios-ergreifendes Klangerlebnis

Von **Katrin Ullmann**

Durch eine zufällige Begegnung im Zug sei sie auf die Komponistin aufmerksam geworden, erzählt Kerstin Steeb im anschließenden Publikumsgespräch. Auf der Rückfahrt von einem Netzwerktreffen weiblicher Theaterschaffender. Da war ihr Blick erneut geschärft worden für die Unterrepräsentanz von Frauen im Opernbetrieb. Da hatte Steeb erneut feststellen müssen, wie wenige Frauen als Dirigentinnen, Komponistinnen, Bühnenbildnerinnen im Musiktheaterbetrieb arbeiten. Und wie wenige als Regisseurinnen – wie sie selbst.

Nach der Begegnung im Zug, bei der sie zum ersten Mal den Namen der zu Lebzeiten regelmäßig aufgeführten, mittlerweile vergessenen britischen Komponistin Ethel Smyth (1858–1944) hörte, machte sich Steeb auf die Suche nach einer Oper von ihr. Und fand: „Strandrecht“. Im englischen Original: „The Wreckers“.

Ein Feuer am Strand

1906 in Leipzig uraufgeführt, gilt diese große romantische Oper bis heute als Smyths wichtigstes Bühnenwerk. Darin verarbeitet die Komponistin den Mythos über ein Küstendorf und seine Bewohner. Von Zeit zu Zeit löschen diese das Licht des Leuchtturms, um sich am Gut der an den Felsen havarierten Schiffe zu bereichern. Denn, nach dem Strandrecht, das die Besitz- und Rechtsverhältnisse bei Schiffbruch regelte, fiel das Strandgut dem Finder nur dann zu, wenn es keine Überlebenden gab. Dafür sorgten die Finder – wie in Smyths Oper geschildert – mitunter auch selbst.

Im Musiktheaterstück aber initiiert eine Frau den Aufstand. Als Warnung für die Schiffe zündet sie am Strand ein Feuer an.

Mit ihrer Zivilcourage verstoßen sie und ihr Verbündeter gegen geltendes Recht und die Moralvorstellungen der vorherrschenden Gesellschaft – und bezahlen am Ende mit ihrem Leben.

Mit einem durchweg weiblichen Team hat Kerstin Steeb eine Neufassung dieser Oper am Lichthof-Theater (wieder) aufgeführt. Sie hat sie übertragen, gekürzt, um Texte ergänzt und neu besetzt. Die Klavierpartitur, in die Hanne Franzen (musikalische Leitung) die orchest-

Man wünscht, das Lichthof-Theater wäre ein Opernhaus, das diesem grandiosen Klangerlebnis noch gerechter würde

rale Fassung gegossen hat, wird angereichert durch die elektronischen Kompositionen und durch experimentelles Live-Sampling von Dong Zhou.

Die vielstimmige Opernbesetzung mit Chor wird von vier Sänger*innen getragen, die Erzählung, mit Texten von Ivana Sokola angereichert, wird entsprechend auf vier Hauptfiguren zusammengestrichen. Das sind: die Rebellin Thirza (Lisa Florentine Schmalz, Sopran)

und ihr Mitstreiter Marc (Ferdinand Keller, Tenor) sowie Avis (Isabel Reinhard, Sopran) und Pasko (Mathias Tönges, Bass-Bariton) auf der Gegenseite. Sie alle singen auf hohem Niveau: differenziert und ausdrucksstark. Man wünscht, das Lichthof-Theater wäre ein Opernhaus, das diesem grandiosen Klangerlebnis noch gerechter würde.

Über ein Jahr hat das Team allein an der Opernfassung gearbeitet, ein enormer Angang und Arbeitsaufwand, den – neben den Mitwirkenden und Eingeweihten – vermutlich nur Musikwissenschaftler ausreichend wertschätzen können. Ein Angang, der aber auch allen Außenstehenden von der Ernsthaftigkeit dieses Vorhabens erzählt. Und von der Professionalität, die dann auf der Bühne auch zu sehen – und zu hören – ist.

Die Ausstattung ist mit einem Wasserbecken, das reflektierend Wellen wirft, einem Gaze-Vorhang, der mal den Raum trennt, mal ein Segel, mal ein Fischernetz simuliert, so markant wie schlicht. Die Sänger*innen treten darin alle in Gummistiefeln auf, mit dicken, dunklen Daunjacken und winddichten Wollmützen. Klug und minimalistisch erzählt Martina Mahlknecht (Bühne und Kostüme) von der rauen Küste, und wenn es noch rauer wird und stürmt, halten sich die Darsteller*innen einfach mal ein paar Ventilatoren vors Gesicht.

Die Bedingungslosigkeit der Protagonistin Thirza ist von Anfang an klar: „Und kommen wir zum Schluss, und atmen wir mal durch, dann kommt die Erkenntnis: Ich würde es wieder tun.“ Ruhig auf einer Tischkante sitzend, spricht Lisa Florentine Schmalz die Sätze. Später, am Ende des Stücks, wenn sie gegen den gottesfürchtigen Pasko gewütet hat „Deine Taten leuchten rot vom Blut“, wenn sie sich abgewendet hat vom gängigen Strandrecht, vom vermeint-

lichen Recht auf das, „was die Wellen uns bringen“.

Dann, wenn sie mit einer Rettungsdecke Feuer gemacht hat, dann wiederholt sie diese Sätze. „Ich tat’s und ich bereue es nicht. Ich würde es wieder tun.“ Barfuß steht sie dann vor dem runden Wasserbassin, tritt ruhig hinein. Mit ihr ihr Mitspieler Ferdinand Keller. Im Wasser rollen sie sich ein wie zu groß geratene Seepferdchen. Sie tauchen unter und ihre Figuren sterben einen reuelosen Märtyrer-Bühnentod.

Szenen voller Düsternis

Die meist ruhigen, minimalistischen Szenen werden von den großartigen Stimmen gefüllt, die mal lachend, mal stotternd, meist leidenschaftlich den Ton ergreifen. Glockenläuten, Windgeräusche und donnernde Sounds bereichern die Szenen mit Düsternis an. Es ist ein gewaltiger und ergreifender Abend, der von einer finsternen Sage erzählt. Der allerdings, auch wenn es die Regie beabsichtigte, keine aktuellen Bezüge schafft zu zivilem Ungehorsam, zu Widerstand oder Seenotrettung. Der Abend verweilt ganz in seinem eigenen, legitimen Pathos. Die Wiederentdeckung und Neubelebung des Werks und der Komponistin ist Daseinsberechtigung genug.

Und das reicht vollkommen aus als künstlerischer Ansatz, als feministischer Appell. „Ich möchte, dass Frauen sich großen und schwierigen Aufgaben zuwenden“, schrieb Ethel Smyth in ihren autobiografischen Aufzeichnungen: „Sie sollen nicht dauernd an der Küste herumlungern, aus Angst davor, in See zu stechen.“ Kerstin Steeb und Team handeln ganz im Sinne Smyths. Mit einer großen und schwierigen Aufgabe sind sie in See gestochen und befinden sich künstlerisch mitten im Ozean.

„Strandrecht“: Sa, 14. 12., 18 Uhr, Lichthof-Theater

ANZEIGE

GROSSE FREIHEIT 36

SA 21.12. – 22 UHR

90'S RELOADED

ALLES AUS DEN 90ERN
MIT MATT (E.O.T.) & DJ STONECOLD

WWW.GROSSEFREIHEIT36.DE

was tun in hamburg?

Sa, 14. 12., und So, 15. 12., 20 Uhr, Werkstatt 3
Alte Männer in Nicaragua

Es ist total verwirrend. Was ist da los in diesem kleinen zentralamerikanischen Land? Als in Nicaragua Anfang 2018 die Menschen auf die Straßen gingen, es Tote gab und das Land genauso schnell aus der medialen Berichterstattung verschwand, wie es dort aufgetaucht war? Das fragten sich auch Schauspielerkollegen und Reisepartner Michael Leye und Andreas Peckelsen und reisten dorthin. Was die „alten Männer“ dort vier Wochen lang erlebten, verarbeiten sie in einem multimedialen Theaterstück. Mit Ton, Film und Spiel wollen sie irgendwie gegen Besserwisser, Propaganda, Behauptungen, die es über Nicaragua gibt, angehen. Kann das funktionieren? Die Schauspieler wollen nichts versprechen, nur der Wahrheit vielleicht ein kleines Stückchen näherkommen. *Juliane Preiß*

Di, 17. 12., 20 Uhr, Kampnagel
Alte Entschädigungsforderung

Bis heute gab es weder eine offizielle Entschuldigung Deutschlands noch eine Entschädigung für die Opfer des deutschen Genozids an den Ovaherero und Nama im heutigen Namibia. Warum sie ihnen zusteht, wie sie in den vergangenen Jahren dafür gekämpft haben und wie der Genozid neben widerständigen Männern vor allem Frauen und Kinder betraf, die in der Wüste verdursteten und in deutschen Konzentrationslagern ermordet wurden, erzählen am Dienstag Esther Utjua Muinjangu, Vorsitzende der Ovaherero Genocide Foundation und Präsidentin der namibischen Partei National Unity Democratic Organisation, sowie die Menschenrechtsaktivistin Sima Deidre Luipert, Vizevorsitzende des Genocide Technical Committee der Nama Traditional Leaders Association. *(matt)*

gewonnen

Nur zahlen reicht nicht

Menschen mit Behinderung haben das Recht auf Arbeit. Das beinhaltet auch das „Recht auf die Möglichkeit, den Lebensunterhalt durch Arbeit zu verdienen, die in einem offenen, integrativen und für Menschen mit Behinderungen zugänglichen Arbeitsmarkt und Arbeitsumfeld frei gewählt oder angenommen wird“. So steht es in Artikel 27 der UN-Behindertenrechtskonvention, die schon 2008 in Kraft getreten ist. Manchmal ist das mit dem Recht haben und Recht bekommen ja aber nicht so einfach, wie ein Beispiel aus Hamburg zeigt.

Da hatte die Deutsche Rentenversicherung schon vor Jahren entschieden, dass Raymond Wittmann aus Hamburg voll erwerbsgemindert ist. Er bekommt eine Erwerbsminderungsrente. Der heute 36-Jährige hat seit seiner Geburt eine geistige Behinderung. Arbeiten möchte er trotzdem, warum auch nicht. Mit dem Status, den ihm die Rentenversicherung verpasst hat, könnte er in einer Behindertenwerkstatt arbeiten – für deutlich weniger als den Mindestlohn, versteht sich.

Wittmann hatte 2016 beantragt, am Arbeitsleben teilhaben zu dürfen, sagt Sozialrechtssprecher Peter Winter. Wittmann will nämlich eine

Ausbildung zum Fachlageristen beginnen, hat auch schon Praktika in dem Bereich gemacht. Die Rentenversicherung lehnte seinen Antrag aber ab. Man sah keine Erfolgschancen, ihn in den Arbeitsmarkt zu integrieren, so Winter. Wittmann sah und sieht das anders und reichte Klage ein – schon 2017.

Am Donnerstag kam es nun endlich zum Prozess und der ging für ihn gut aus. Nachdem Gutachten erstellt und Zeugen angehört wurden, machte das Gericht klar, dass es durchaus der Meinung sei, dass Wittmann ein Recht auf Teilhabe am Arbeitsleben hat. Und dann plötzlich kam die Rentenversicherung einem entsprechenden Urteil zuvor, kam zu derselben Erkenntnis wie das Gericht.

Anerkenntnis nennt sich das. Heißt: Wittmann bekommt erst einmal weiter seine Rente, wie Gerichtssprecher Winter erklärt. Die Rentenversicherung muss nun aber prüfen, welche Fähigkeiten er hat. Und dann müssen sie Maßnahmen ergreifen, um Wittmann so zu fördern, dass er am Arbeitsleben teilhaben kann. Coaching, Training. So etwas. So kann er nach Jahren des Wartens vielleicht irgendwann sogar seine gewünschte Ausbildung beginnen.

Marthe Ruddat

nachrichten

Auto attackiert

Das Auto von Innensenator Andy Grote (SPD) ist am Freitag mit Steinen und Farbbehältern beworfen worden. Wie die Polizei mitteilte, hatte sich eine Gruppe Maskierter Grottes Auto genähert und dieses angegriffen, als es an einer Kreuzung in St. Pauli halten musste. Das Landeskriminalamt hat die Ermittlungen aufgenommen. Die Polizei sucht Zeugen, die etwas zu dem Angriff sagen können. (dpa)

Jahrestag schlecht besucht

Nur wenig Demonstrierende haben sich am Freitag an der Jubiläumskundgebung von „Fridays for Future“ beteiligt. Nach Polizeiangaben fanden sich rund 80 Menschen auf dem Hansaplatz in St. Georg ein. Sie forderten von der Bundesregierung, mehr für den Klimaschutz zu tun. Vor einem Jahr gingen in Hamburg zum ersten Mal Schülerinnen und Schüler auf die Straße. (dpa)

Parteien anerkannt

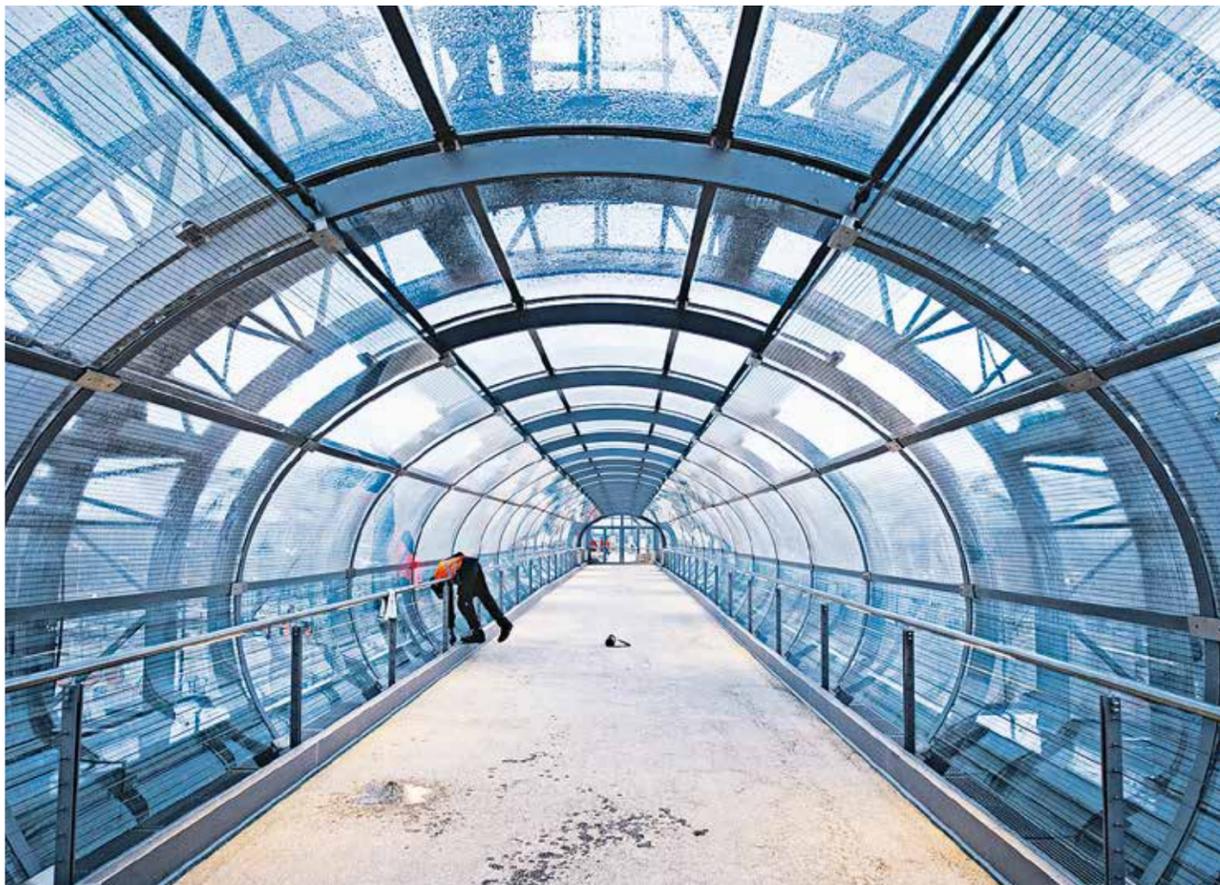
Der Landesausschuss hat drei Vereinigungen als Parteien anerkannt und zur Bürgerschaftswahl am 23.

Februar zugelassen. Dabei handelte es sich um Tiererschutz hier! Hamburg, die Friedenspartei und Volt Hamburg, wie Landeswahlleiter Oliver Rudolf mitteilte. Eine vierte Vereinigung, Hamburger für Hamburg, sei hingegen nicht anerkannt worden, da die Frist zur Einreichung versäumt worden sei. Alle Parteien, die noch nicht im Bundestag oder einem Landtag vertreten sind oder deren Parteieigenschaft nicht zur letzten Bundestagswahl vom Bundesausschuss festgestellt wurde, müssen dieses Zulassungsverfahren durchlaufen. (dpa)

Landungsbrücken wieder am Start

Nach rund sieben Monaten Unterbrechung wird die U-Bahn-Linie U3 ab Montag wieder an den Landungsbrücken halten. Die Sanierungsarbeiten an der mehr als 100 Jahre alten Haltestelle seien so weit vorangeschritten, dass die Station wieder für die rund 29.000 Fahrgäste täglich geöffnet werden könne, teilte die Hochbahn mit. Restliche Arbeiten könnten nun im laufenden Betrieb angepackt werden. (dpa)

Bild der Woche Weg ist nun frei



Hier werden noch die letzten Arbeiten am gläsernen Fußgängertunnel, der die U- und S-Bahn-Station Elbrücken miteinander verbindet, erledigt: Mit einem Jahr Verspätung wird nun am Samstag auch die S-Bahn-Station, die also fortan zwischen den Stationen Hammerbrook und Veddel liegen wird, symbolisch freigegeben. Foto: Christian Charisius/dpa

Beim Verkehr wollen Grüne mit sozialer Ader punkten

Nach der Nahverkehrsinitiative ist vor der Nahverkehrsinitiative: Hamburgs Grüne schlagen Alternative zum Auto vor – und das nicht nur klima- sondern auch sozial gerecht

Von Alexander Diehl

Man möchte so was natürlich nicht überinterpretieren. Aber zunächst hatte Hamburgs Grünen-Spitze ja ins Rathaus geladen. Präsentieren wollte man eine Idee für einen besseren Nahverkehr, genauer: ein neues Tarifsystem für den Hamburger Verkehrsverbund (HVV). Das taten Katharina Fegebank, Zweite Bürgermeisterin mit der erklärten Ambition auf Höhen, und Fraktionschef Anjes Tjarks dann am späten Freitagvormittag auch – aber in der Geschäftsstelle der Partei, ein paar Minuten entfernt vom Rathaus; ein paar Minuten zu Fuß, um ganz genau zu sein. Bedeutsam wirkte diese Raumänderung, weil auch das, was dann vorgestellt wurde, Sachpolitik nur unter anderem gewesen sein könnte – und umso mehr das Unterstreichen grüner Unverwechselbarkeit: Es stehen ja Wahlen an, früh im neuen Jahr.

Wie es aber um den Nahverkehr bestellt ist und wie er besser werden könnte in einer wachsenden Stadt, dieses Thema hatte gerade erst der Koalitionspartner zu besetzen versucht: mit der Vorstellung eines kommenden „Hamburg-Takts“ und allerlei anderen ÖPNV-Verbesserungen am Mittwoch. Eigentlich war's natürlich der ganze Senat, der dazu eingeladen hatte, bloß: Wer war da neben den Vertretern der Verkehrsunternehmen vor die Journalist*innen getreten? Der Erste Bürgermeister, Peter Tschentscher (SPD).

Waren es am Mittwoch irgendwie auch grüne Pläne, galt es die am Freitag nun als umso grüner zu verkaufen. Und war es da um Ausbau und Erweiterung und tech-

nische Innovation gegangen, setzten die Grünen nun auf eine gern als rot wahrgenommene Schlüsselkompetenz: das Soziale. Denn das neue Tarifsystem sei, klar, auch „klimafreundlich“, so eröffnete Fegebank am Freitag. Zum Erreichen der Klimaziele sei es nötig, dass etwa ein Drittel aller Wege in der Stadt zum Ende des Jahrzehnts mit dem ÖPNV zurückgelegt würden. „Klima hat viel mit Verkehr zu tun“, so Fegebank.

Genutzt werden Busse und Bahnen besonders stark von Menschen der unteren Einkommensgruppen; Menschen, die sich kein Auto leisten könnten, sagte Tjarks. Habe

Andere kursierende Konzepte sind griffiger, sei's die Kostenfreiheit für Jüngere oder die 365-Euro-Jahreskarte

stets gegolten: „Mehr Köpfe, mehr Kosten“, sage man mit dem neuen Konzept: „Mehr Köpfe, weniger Kosten.“ Fünf Bausteine wollen die Grünen einführen, um bei immer mehr Einwohner*innen und wachsenden Mobilitätsbedürfnissen trotzdem den Anteil des Autoverkehrs zu senken – gerichtet an Schüler*innen, Familien, jungen Erwachsene sowie Senior*innen, also solche Gruppen, die entweder weniger Budget haben oder besondere Lasten schultern müssen.

Herzstück ist ein neues Familienticket, denn Familien haben derzeit noch zu einem besonders hohen Anteil ein Auto – oder gleich mehrere davon: Sobald mindestens ein Kind im Haushalt lebt, sinkt im

neuen Tarifsystem der Preis: So zahlen zwei Erwachsene und ein Kind ab zehn Jahre zusammen monatlich 150 Euro für ein Abonnement-Ticket – derzeit sind es gut 220 Euro Gesamtkosten. Bei drei oder mehr Kindern würden insgesamt 190 Euro anfallen statt der 290 Euro, die es derzeit sind. Kinder unter zehn Jahren würden grundsätzlich kostenlos fahren, derzeit gilt das für Kinder bis sechs Jahre. Dabei wollen die Grünen keine allzu überkommenen Definitionen davon zugrunde legen, was eine Familie ist – es können auch Enkelkinder sein oder adoptierte (und dass es Vater, Mutter, Kind sein müssen, das dichtete die dpa dem Konzept ohne Not an).

Kinder sind in diesem Zusammenhang Menschen bis zum 21. Lebensjahr. Daran schließt sich eine preisreduzierte Monatskarte für junge Erwachsene bis 30 Jahre an: Sie würden statt wie derzeit 90 Euro nur 60 Euro zahlen. Für Schüler*innen und Auszubildende gäbe es eine Jahreskarte zum Preis von 360 Euro, und während sich bei den Senior*innen der Preis nicht ändern soll, entfielen geltende Nutzungsbeschränkungen. Es gäbe also immerhin mehr ÖPNV fürs Geld.

Apropos Geld: Andere kursierende Nahverkehrs-Innovationskonzepte sind griffiger, passen wenn nötig in einen Tweet, sei's die Kostenfreiheit für Jüngere oder die 365-Euro-Jahreskarte. Tjarks nun unterstrich, dass das eigene Konzept solide durchgerechnet sei und also zukunftstauglich – und das sei der Schlüssel zur Akzeptanz. Eine Sichtweise, der sich etwa die Linksfraktion – zu deren Markenkern das Soziale ja mindestens so sehr gehört wie bei der SPD – nicht anschließt: Sie bemängelte am Grünen-Konzept, es sei „seltsam mutlos“.

Anzeige

TUTEN UND BLASEN spielt zum **Stummfilm**
DER HIMMELAUFRERDEN

METROPOLIS KINO - www.metropolis-hamburg.de
Fr 27.12. + Sa 28.12. + So 29.12.2019 - 20h - 15/10 €

Ich hat Angst

Dunkel, kalt und verzeichnet ist die Welt, die Regisseur Alexander Riemenschneider aus Ödön von Horváths „Jugend ohne Gott“ herausliest: In ihr herrschen Kälte und Schrecken



Das Casting ist fast zu naheliegend: Alexander Swoboda im Brauhaus Foto: Jörg Landsberg/Theater Bremen

Von **Benno Schirrmeyer**

Sind finstere Zeiten. In Nachtschwarz ist die Brauhaus-Bühne gehüllt, mit funzeligem Licht macht David Hohmann ihre Dunkelheit noch dunkler. Kolorierte Wochenschaubilder zucken über die Wand aus wie Butzenscheiben gewölbten Glasquadraten, Meter mal Meter jedes, immer drei übereinander in einem Holzrahmen, verzerrte Filmaufnahmen also, aber erkennbar der Reichsparteitag: die optischen Effekte, die sich mit diesem Aufbau erzeugen lassen, die chaotischen Brechungen und die Verzeichnung der Gesichter wirkt bedrohlich. Und die hysterische Stimme aus dem Volksempfänger auch noch überdreht.

Aus der Schwärze stoßen immer wieder DarstellerInnen mit rauem Kreischen, wie im Hitchcock-Film, spitz, als hätten sie Schnäbel, immer einzeln, zu schnell um zu erkennen: war

das jetzt jemand vom Moks-Ensemble, Meret Mundwiler oder Fabian Eyer, war es Judith Goldberg, oder war es Gast Philipp Kronenberg?

„Wie ein Raubvogel zieht die Schuld ihre Kreise“, heißt es im Roman „Jugend ohne Gott“, den der österreich-ungarische Autor Ödön von Horváth 1937 geschrieben hat: ein Zeitroman kurz vor dem Anschluss und in genauer Kenntnis der Zustände in Deutschland, wo er hauptsächlich gelebt hatte. Den einprägsamen, aber schwer zu deutenden Raubvogel-Vergleich hat Alexander Riemenschneider für seine beklemmende Inszenierung dieser messerscharfen Analyse des Lebens im Autoritäten als Ausgangsbild gewählt. Im Zentrum von Buch und Dramatisierung steht ein Knabenschulenlehrer, nicht alt, nicht mehr jung, eben „nel mezzo del cammin“. Er ist lieb wie von Erich Kästner erfunden, nennt sich Ich und hat Angst: Ich hat Angst vor der Schuld, vor der Gegenwart, Angst davor, dass

die Zukunft die Hölle wird, Angst, seine Pension zu verlieren, Angst vor der Schule, vor seinem Zimmer und davor, die Hausaufgaben seiner Schüler zu korrigieren. Klingt para, ist es aber nicht: Die Angst ist begründet.

Eine beklemmende Inszenierung dieser messerscharfen Analyse des Lebens im Autoritäten

Sobald der Lehrer bei der Rückgabe des Schulaufsatzes dem herausragend blöden Bäckermeistersohn N. wenigstens mündlich kritisches Feedback gibt und versucht, ihm zu erzählen, dass Schwarze doch auch Menschen sind, setzt die Repression ein. Greift ihn an. Versucht ihn zu zerschlagen, zu beseitigen, ihn und sein Gutmenschen, würde man

heute sagen. Humanitätsduselei ist das Wort der 1930er-Jahre. Es ist unnötig, den lakonischen Text näher an die Gegenwart anzuschmiegen, einen schön choreografierten Disco-Ausflug erlaubt Riemenschneider hier, mit rotem Licht und perfektem Lip-sing von Fabian Eyer zu K-Pop, einen Suizid gibt's schließlich am Ende auch, aber das war's auch schon: Der Text lebt ohnehin noch, und auf der Bühne wirkt er stark.

Das Casting ist dabei fast zu naheliegend. Niemand könnte diesen einfach netten, so menschlich feigen, moralisch fehlerhaften Typen – ein Spanner ist er auch! – besser auf die Bühne bringen als Alexander Swoboda. Er sitzt auf dem Sofa mit tumbem Savannen-Dekor – ach Afrika! – und macht dicke Backen. Er barmt über die Dummheit seiner Schüler, er hardert mit seiner eigenen Schissrigkeit und beklagt das Elend der Zeit: Swoboda gelingt es, dieses tiefe Gefühl verzweifelter Ohnmacht nicht nur darzustellen. Er spielt es in die Köpfe und Herzen hinein, verstärkt durch aufblitzende Komik, kokette Selbstironie, ja was bin ich für ein Versager!, das ist genau richtig temperiert.

Ihn umflattern die anderen als Schüler oder eher: als Gedanken an die Schüler. Hacken auf ihn ein, quälen ihn: Auch Erinnen, die mythologischen Rachegöttinnen, haben Flügel. Während der Lehrer in Normalo-Klamotten durch die Welt schlurft, hat Emir Medić diesen Chor in schwarze Mattlederbeinkleider gehüllt, ihre Fingernägel schwarz lackiert und ihnen schwarze Flokati-Ober-teile mit weitem Ausschnitt geschnitten, eine beängstigende Bande, rücksichtslos, mörderisch. Eiskalt. Was bleibt, ist, sich einen Gott zurechtzuglauben und die Ausreise an den exotischen Ort, wo noch Menschen leben. Eine Flucht, keine Lösung, nur ein Ende.

Wieder ab 17. 1. 20, 19 Uhr, Theater Bremen, Brauhaus

Abstraktion bis nichts mehr bleibt

Im Künstlerhaus hat Daniel Neubacher ein Modell der Kunst errichtet: ein Werk ohne Eigenschaften

Von **Radek Krolczyk**

So muss man sich wohl eine Kunst ohne Eigenschaften vorstellen: als Lehrstühle für Kunst, als ihr Modell. Der Bremer Künstler Daniel Neubacher hat zum Abschluss seines Atelierstipendiums in die Galerie des Künstlerhauses so eine Lehrstühle erarbeitet. Doch wie kann man sich ein solches Kunstmodell vorstellen? Modelle abstrahieren schließlich vom Konkreten und Beson-

deren, sie verallgemeinern, reduzieren auf das Nötigste. Nun aber sind Kunstwerke immer individuell, sie verfügen über besondere Eigenschaften, die sonst nichts und niemand anderes besitzt.

Und worauf sollte man sie reduzieren, wenn ihre zentralen Momente gleichzeitig die überflüssigsten sind? Wie also ein Modell von Kunst aussehen könnte, ist weit schwieriger vorstellbar, als jedes andere Modell. Von was auch immer.

Kunstwerke nämlich zeichnet gegenüber allen anderen Dingen dieser Welt aus, dass sie keine richtigen Gebrauchsgegenstände sind, dass sie zumindest nicht darin aufgehen. Daniel Neubacher hat sich nun kein möglichst abstraktes Modell für Kunst ausgedacht, sondern ein bereits existierendes in den Ausstellungsraum übertragen. Es ist ein durchsichtiger Kasten, in dem zwei lebensgroße Pappfiguren in Rückenansicht vor violettfarbenen Leinwänden stehen.

Um den Modellcharakter komplett zu machen, ist eine der Rückenfiguren männlich, die andere weiblich; eine der Leinwände hängt vertikal, die andere horizontal. Für die wohl einzige andere denkbare Kunstform, welche unbedingt die Kleinplastik sein wird, steht eine Gruppe leerer weißer Sockel bereit. Tatsächlich sind Modelle für Kunst überhaupt nicht neu. In Einrichtungshäusern hängt in den simulierten Zimmern stets stellvertretend für Kunst ein Plakat von Andy Warhol; in Micky-Maus-Heften stehen stets kubistische Plastiken als Modelle für moderne Kunst in den Museen herum.

Neubacher wurde 1985 in Nürnberg geboren und schloss sein Kunststudium als Meisterschüler von Jean-François Guiton 2016 ab. Immer wieder beschäftigte er sich in seinen künstlerischen Arbeiten mit der Ästhetik des Digitalen. Hier hat auch die Installation, die er im Künstlerhaus zeigt, ihre Herkunft. Denn dieses Modell

hat tatsächlich sehr viel mit einer Stockfotografie zu tun, wie man sie bei Onlineagenturen wie Shutterstock findet.

In der Galerie dehnt es sich zwar räumlich aus, durch die umgebenden Scheiben sind die möglichen Ansichten jedoch reduziert und vorbestimmt. Ein Störmoment allerdings hat Neubacher in seine Arbeit eingebaut, und dieses ist bezeichnenderweise künstlerisch, konkret malerisch: an den Scheiben klebt der Markenname Shutterstock, der als digitales Wasserzeichen die angebotenen Bilder unbrauchbar macht. Neubacher hat jedoch die hellblaue Klebefolie dahinter hängen lassen, wodurch sich tatsächlich eine malerische Geste ergibt.

All diese Eigenschaften und Probleme eines Kunstmodells werden zum Thema, indem Neubacher es nun in einem Kunstkontext ausstellt – in den es bezeichnenderweise überhaupt nicht hineingehört.

Bis 19. 1. 20, Künstlerhaus

termine vorschau

Werben Sie in unserem Terminkasten! ☎ 0421 - 9 60 26 443

THEATER BREMEN ☎ 0421-365 33 33

Sa., 14. Dezember	19.30 20.00	Vögel Chorkonzert: (Premiere) Weihnachtsliederreise
So., 15. Dezember	18.00 18.30	Alcina In Bed with Madonna
Mi., 18. Dezember	18.30 20.30	Chorkonzert: Weihnachtsliederreise Chorkonzert: Weihnachtsliederreise
Do., 19. Dezember	19.30	Lazarus

Der gesamte Spielplan auf www.theaterbremen.de

Städtische Galerie Delmenhorst | Haus Coburg ☎ 04221-14132

bis 05. Januar 2020	hespos. das auge im ohr
bis 15. März 2020	Pia Pollmanns. Die Wege der Elisa

www.staedtische-galerie-delmhorst.de

sch w a n k h a l l e ☎ 0421 - 5 20 80 70

Sa., 14. Dezember	21.00	The KutiMangoes. Afrotropism Tour
-------------------	-------	-----------------------------------

Das gesamte Programm auf: www.schwankhalle.de

Sendesaal Bremen ☎ 0421-330 057 67

Sa., 14. Dezember	20.00	Roy Frank Orchestra. Nicht nur Weihnachtliches
So., 15. Dezember	18.00	ECM50 recital: Avishai Cohen & Yonathan Avishai
Mi., 18. Dezember	20.00	residenz(at)sendesaal: Martin Helmchen & Marie-E. Hecker

Weitere Konzerte auf: www.sendesaal-bremen.de

bremer philharmoniker ☎ 0421-62 673 21

So., 15. Dezember	11.00	Winterzauber 4.Philharmonisches Konzert
Mo., 16. Dezember	19.30	Winterzauber 4.Philharmonisches Konzert
Di., 17. Dezember	19.30	Winterzauber 4.Philharmonisches Konzert
Mi., 18. Dezember	18.05	Nussknacker & Wunderknabe 5nachsechs Afterwork-Konzert

Weitere Konzerte auf: www.bremerphilharmoniker.de

Das Blaumeier-Atelier Bremen ist Heimat für unkonventionelle Kunst und gelebte Inklusion

BLAUMEIERATELIER

braucht Ihre Unterstützung!

Spenden Sie oder werden Sie Fördermitglied, damit Blaumeier weiterhin die Pinsel, Theaterbeine und Stimmbänder schwingen kann.

Spendenkonto IBAN: DE91 2905 0101 0011 8872 05
Sparkasse Bremen www.blaumeier.de Tel. 0421-395340

durchgehend geöffnet

NATURKOST

ABAKUS

DIE SICH RECHNET

DIE EINKAUFSGEMEINSCHAFT IM STEINTOR

WIEDER PLÄTZE FREI

Bremen, Brunnenstr. 15 - 16
Telefon: 0421 - 794 93 51

SCHAUSPIEL

LAZARUS

Musical von David Bowie und Enda Walsh

NUR NOCH DREI MAL!

Wiederaufnahme Do 19. Dezember
Sa 4. Januar und Sa 8. Februar, jeweils 19:30 Uhr
im Theater am Goetheplatz

THEATER BREMEN

Die Fleischfreunde von der Jungen Union kritisieren die Studi-Vollversammlung für den Plan, in der Mensa nur Vegetarisches anzubieten. Das könne jeder selbst entscheiden, findet Paul-Theodor „Wer noch mal?“. Der Schweinegott zürnt – bei 5 Grad und Sturmböen.

www.taz.de, redaktion@taz-bremen.de, Tel. 960 260, Trägerdienst Tel. 36 71 66 77

sonnabend/sonntag, 14./15. dezember 2019 taz am wochenende

nachrichten

Landtag für Schutz von Uiguren in China

Der Landtag hat am Donnerstag mit den Stimmen von CDU, FDP, SPD, Grünen und Linken die Internierung und Zwangsassimilation von Uiguren in China verurteilt. Zugleich forderte er die Bundesregierung und deutsche, in China tätige Unternehmen dazu auf, sich aktiv für die Beendigung der Menschenrechtsverletzungen an den Uiguren einzusetzen. „Die systematische Verfolgung der Uiguren und die Zerstörung ihrer Kultur ist ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit“, sagte eine Sprecherin der Grünen-Fraktion. Und: „Die Menschenrechtsfrage in China geht uns direkt an. Angesichts von rund 500 Unternehmenskontakten zwischen Bremen und China sowie gut 30 Hochschulkoperationen müssen wir unsere Verantwortung wahrnehmen, die willkürliche Internierung, Umerziehung und Zwangsarbeit von Uiguren anzuprangern.“ (taz)

Interimsteam führt Schwankhalle

Die kaufmännische Geschäftsführerin Marta Hewelt und der Dramaturg Florian Ackermann leiten von September 2020 bis Januar 2022 interimistisch die Schwankhalle. Das hat die Mitgliederversammlung des Trägervereins so entschieden. Grund für die Übergangslösung ist der außerplanmäßige Rückzug von Pirkko Husemann: Die jetzige Leiterin der Spiel- und Produktionsstätte für Performing Arts verlässt das Haus in der Neustadt zum 31. August aus familiären Gründen. Anfang des kommenden Jahres wird die Leitungsposition neu ausgeschrieben, bis Ende des Jahres soll eine Findungskommission dem Aufsichtsrat und den Mitgliedern des Trägervereins Neugier e. V. geeignete BewerberInnen empfehlen. (taz)

Mitglied im RB-Verwaltungsrat gesucht

Der Radio-Bremen-Rundfunkrat sucht ein neues Mitglied für den Verwaltungsrat, wie er am Donnerstagabend mitteilte. Der- oder diejenige müsse über einen betriebswirtschaftlichen Hochschulabschluss verfügen. Die Wahlperiode für den derzeitigen Verwaltungsrat endet am 20. Oktober 2020. (taz)

heute in bremen

„Wir lassen Rojava nicht allein“

Interview Eiken Bruhn

taz: Herr Aktas, warum sollten sich Menschen der Menschenkette anschließen?

Lütfi Aktas: Ich finde es wichtig, den Menschen in der Region zu zeigen, dass sie nicht allein gelassen werden. Der Krieg dort geht ja weiter, jeden Tag. Es ist unsere Verantwortung, darauf hinzuweisen, was dort passiert, während die Bundesregierung weiter Waffen an die Türkei liefert.

Ist das „Bündnis Bremen für Rojava“ ein rein kurdisches?

Nein, überhaupt nicht, deshalb finde ich das auch so toll. Dem Bündnis haben sich alle möglichen Menschen angeschlossen, denen Menschenrechte ein Anliegen sind, aus ganz verschiedenen Ländern. Ich möchte auch dazu sagen, dass sich die kurdische Bewegung in den letzten Jahren weiterentwickelt hat und sehr viel weniger nationalistisch auftritt.

Dennoch wird die Region Rojava von deutschen Linken häufig sehr verklärt, als würde dort das Paradies auf Erden geschaffen.

Aber Rojava kann tatsächlich ein Modell für ein friedliches und geschlechtergerechtes Zusammenleben verschiedener Ethnien sein. Und vor allem haben sich die Menschen dort selbst organisiert.

Haben Sie Familie in der Region?

Ja, ich komme aus dem türkischen Teil nahe der Grenze. Alle, die dort leben, sind sehr ängstlich, es gibt jeden Tag Festnahmen.

Wann waren Sie das letzte Mal dort?

Das war 2014. Ich habe mich seitdem wegen der politischen Situation einfach nicht mehr getraut.

„Auf Spurensuche von Jever nach Sachsenhausen“: Dokumentarfilm; Stedinger Straße 45a, Oldenburg, So, 15. 12., 18 Uhr

Gedenkfeier in Bremerhaven mit Roberto Larze und Stadtrat Michael Frost; Erinnerungstafel an der Hochschule, Karlsburg 1, Mo, 16. 12., 14 Uhr

„Ein Grab als Denkmal“: Gespräch mit Hans Hesse, Giano Weiß; Kulturhaus, Brodelpott, Mo, 16. 12., 19 Uhr

Menschenkette: 14 Uhr, vom Hauptbahnhof bis zum Domshof



Lütfi Aktas, 38, engagiert sich seit Beginn der türkischen Angriffe Anfang Oktober im Bündnis Bremen für Rojava.

Gedenken ist Privatsache

Dank eines Bremer Vorschlags erinnert Deutschland seit 1994 am 16. Dezember an die Ermordung der Sinti und Roma. Aber eigentlich nur, wenn sich private InitiatorInnen finden

Von Mahé Crüsemann

Seit 25 Jahren ist der 16. Dezember in Deutschland nationaler Gedenktag der Sinti und Roma auf Bremer Initiative hin: Erinnert wird an den Porajmos, so heißt der Völkermord in ihrer Sprache, Romanes: das Verschlingen. Es ist bis heute nicht erforscht, wie viele Menschen ihm zum Opfer fielen, die Rede ist von mehreren 100.000 bei einer Gesamtgruppe von weniger als einer Million. Die Ampelkoalition und der damals amtierende Bürgermeister Bremens, Klaus Wedemeier (SPD), hatten zusammen mit dem Zentralrat Deutscher Sinti und Roma 1993 einen Entwurf zur Einführung des Gedenktages in den Bundesrat eingebracht.

Die Idee dazu hatte Helmut Hafner gehabt. Seit 1983 war Hafner in der Senatskanzlei zuständig für Kirche, Religionen, politische Philosophie und zivilgesellschaftliche Projekte. Studiert hatte er in Saarbrücken Philosophie, Geschichte, Psychologie und Theologie und promovierte in Philosophie und Theologie. Seit seinem Amtsantritt '83 brachte er viele Projekte auf den Weg, darunter auch die „Nacht der Jugend“, die seit 1998 jährlich am 9. November, zum Gedenken an die Opfer der Reichspogromnacht, im Bremer Rathaus stattfindet. Und eben den Porajmos-Gedenktag.

Das Datum ist einschlägig: Am 16. Dezember 1942 unterschreibt SS-Reichsführer Heinrich Himmler den sogenannten „Auschwitz-Erlass“. Damit beginnt die letzte Phase des Völkermords. Alle innerhalb des Deutschen Reichs lebenden Sinti und Roma sollen ab dem Zeitpunkt vernichtet werden. Im März des darauffolgenden Jahres werden am Bremer Schlachthof 275 Sinti und Roma aus Bremen, Bremerhaven und dem Weser-Ems-Gebiet zusammengetrieben und dann in drei Transporten in das „Zigeunerfamilienlager“ in Auschwitz-Birkenau B IIe deportiert. Die meisten sterben dort.

„Der Begriff ‚Zigeuner‘ ist für mich ein heiliges Wort“, sagt Helmut Hafner. Als Kind sei er einmal mit seinem Bruder an den See gegangen, um zu schwimmen. Seine Mutter hatte ihn gewarnt, dort seien „Zigeuner“, die würden Kinder klauen. Der kleine Helmut fiel an diesem Tag in den See und wäre fast ertrunken. „Ein Zigeuner hat mir das Leben gerettet“, sagt er. „Seitdem war Zigeuner ein heiliges Wort in unserer Familie.“

Seit 1995 erinnert eine Gedenktafel am heutigen Kulturzentrum Schlachthof an den Porajmos, den Völkermord an den europäischen Sinti und Roma zur Zeit des Nationalsozialismus. Die Aufarbeitung des Porajmos kam nach dem Krieg allerdings nur langsam in Gang. Zunächst wurde die systematische Vernichtung der Sinti und Roma gelehnet.

Im Januar 1956 entschied der Bundesgerichtshof dann,

Sinti und Roma seien bis 1943 rechtswidrig, unmenschlich und grausam behandelt worden. Eine Entschädigung gab es trotzdem nicht. Dafür fehlte ein wichtiges Eingeständnis. Der Bundesgerichtshof vertrat damals die obszöne Meinung, die Morde an den Angehörigen der Minderheit wären „nicht rassenideologisch motiviert“ gewesen. Erst 1982 kam es zur offiziellen Anerkennung der Verfolgung von Sinti und Roma als Völkermord.

Während seiner Arbeit im Rathaus stellte Hafner fest, dass es für die Verbrechen, die an den Sinti und Roma begangen wurden, keinen eigenen Gedenktag gab. Der 27. Januar sei zwar ein Tag, an dem aller Opfer des Nationalsozialismus gedacht werden sollte, aber Hafner wollte sich dafür einsetzen, dass die Sinti und Roma auch einen eigenen Gedenktag bekamen. Gemeinsam mit dem Vorsitzenden des Zentralrats Deutscher Sinti und Roma, Romani Rose, stellte er seine Ideen dem damaligen Bürgermeister Klaus Wedemeier (SPD) vor.

„Er war begeistert“, sagt Hafner. Klaus Wedemeier hatte



Familiengrab und Porajmos-Mahnmal auf dem Waller Friedhof
Foto: Abou Mohammed Osman

von 1. November 1993 bis zum 31. Oktober 1994 außerdem das Amt des Bundesratspräsidenten inne: die Chance, den Gedenktag durchzusetzen. „Widerstand gegen unsere Idee kam vor al-

lem von Nordrhein-Westfalen, also besonders von Wolfgang Clement“, sagt Hafner. Clement, damals Chef der Staatskanzlei des Landes Nordrhein-Westfalen, sei der Ansicht gewesen, man solle den Sinti und Roma die Organisation von Gedenkveranstaltungen selbst überlassen, erzählt Hafner.

Mit Unterstützung des damaligen stellvertretenden Vorsitzenden der CDU/CSU-Bundestagsfraktion, Heiner Geissler, sei es aber dann gelungen, auch die neuen Bundesländer für die Idee zu gewinnen. Mit großer Mehrheit wurde der Vorschlag zum Gedenktag für Sinti und Roma 1993 beschlossen.

Die sind Opfer zweiter Klasse geblieben: Antizigane Vorurteile sind deutlich weiter verbreitet als antisemitische, offizielle Veranstaltungen zum Porajmos fehlen. In Bremerhaven beteiligt sich wenigstens ein Stadtrat, aber in Bremen, das doch die Initiative einst ergriffen hatte, ist das Gedenken wieder ganz zur Privatsache geraten: kein Termin, keine Kranzniederlegung im Plan. „Es ist leider immer noch kein bekannter Gedenktag“, bestätigt Hafner.

Anzeige

Starker Auftritt

Bühne frei für's »Nordlicht«

Mehr Komfort, mehr Platz, mehr Sicherheit.
Mehr Bahn für Bremen ab 2020.

BSAG Bremen bewegen.

Mehr erfahren:
www.mobil-dialog.de/nordlicht

Partner im **VBN**



Manche Weihnachtswünsche bleiben unerfüllt
Foto: Patrick Seeger/dpa

Spendengeschenke zu Weihnachten

Der Deutsche Spendenrat verzeichnet jährlich eine erhöhte Spendenbereitschaft an Weihnachten. Dabei geben die meisten Menschen lieber Geld für Kinder- und Jugendprojekte als etwa für die Wohnungslosenhilfe. Hilfreich sind auch freiwillige Dienste

Von Mahé Crüsemann

Bald ist Weihnachten und das heißt: Die Bereitschaft zu spenden steigt enorm, wie der deutsche Spendenrat jedes Jahr auf neue feststellt. Der Spendenrat erhebt jährlich sehr genaue Daten über das Spendenverhalten der Deutschen. 75,3 Prozent der Spenden gingen danach 2019 an eine humanitäre Hilfe. 20,7 Prozent aller Spenden gehen an die Kinder- und Jugendhilfe, die im Bericht des deutschen Spendenrats auch unter humanitäre Hilfe fällt.

Gibt es eine akute Not oder Katastrophe, dann steigen sowohl die Höhe der Spendenbeiträge als auch die Anzahl der

Spender*innen meist kurzzeitig an. In der Statistik des Spendenrats lassen sich beispielsweise Ausreißer in der Höhe der Spenden erkennen in den Jahren 2005 (Tsunami-Katastrophe) oder 2015 (Geflüchtete). Bei den Erhebungen des deutschen Spendenrats werden allerdings nur Geldspenden erfasst. Aber auch mit freiwilliger Arbeit kann man helfen – man spendet Zeit.

Die Freiwilligenagentur Bremen vermittelt Freiwillige an Organisationen, die helfende Hände brauchen. Jeder, der freiwillig helfen möchte, kann sich hier beraten oder fortbilden lassen und so die richtige Organisation oder den Verein fin-

den, in dem er oder sie helfen möchte. „Wir schauen, wo das Herz der Menschen schlägt, wo sie sich einbringen wollen und dann versuchen wir, das möglich zu machen“, sagt Lena Blum. Sie ist seit Anfang 2019 Leiterin der Freiwilligenagentur Bre-

„Wir versuchen keine Sparte zu bevorzugen“

Lena Blum, Freiwilligenagentur

men. Hier werden Freiwillige an sehr viele unterschiedliche Stellen vermittelt. Von Organisationen aus dem Bereich „Migration/Zusammenleben“ über „Leben im Alter“, „Kultur“, „Umwelt/Tierschutz“, „Behinderung/Teilhabe“, „Demokratie/Bürgerrechte“ bis „Kinder/Jugend/Familie“ ist alles dabei.

„Wir versuchen, allen gerecht zu werden und nicht eine Sparte zu bevorzugen“, sagt Blum. Die Arbeit mit ehemals Inhaftierten oder Obdachlosen sei leider nicht so gefragt, sagt sie, obwohl hier viel Hilfe gebraucht würde. „Wir beobachten eine Veränderung in der Art des Engagements“, sagt Blum. „Das Engagement wird kurzfristiger und oft politischer.“ Mit Kindern und Jugendlichen würden nach wie vor viele arbeiten wollen.

Ein Verein, der sich für Kinder und Jugendliche einsetzt ist Trauerland e. V., das Zentrum für trauernde Kinder und Jugendliche in Bremen. Seit 1999 arbeitet der Verein, als deutschland-

weit erste Einrichtung seiner Art, nach Vorbild eines amerikanischen Modells. Hier werden Kinder, die einen Trauerfall erlebt haben, betreut und unterstützt. Trauerland arbeitet am Aufbau eines „bundesweiten Netzwerkes mit niederschwelligen Hilfsangeboten und Anlaufstellen für trauernde Kinder und ihre Familien“, wie es auf ihrer Website heißt.

In Zusammenarbeit mit verschiedenen Institutionen der Kinder- und Jugendhilfe bietet der gemeinnützige Verein Beratungs- und Betreuungsangebote. Auch mit der Freiwilligenagentur ist Trauerland vernetzt. Freiwillige können den Verein durch Hilfe in der Öffentlichkeitsarbeit unterstützen oder bei Trauergruppen helfen. Trauerland e. V. finanziert sich fast ausschließlich über Spenden. „Die Vorweihnachtszeit ist die Hauptspendenzeit“, sagt Yvonne Ritzmann, Leiterin des Fundraisings von Trauerland. Jeder Spender sei unterschiedlich, sagt sie. „Viele Menschen spenden, weil sie selbst einen Schicksalsschlag erlebt haben und wissen, wie wichtig es ist, Hilfe zu bekommen.“

Trauerland ist seit 2012 Teil eines Netzwerkes für Leben, Krankheit, Sterben, Tod, Trauer. In diesem Netzwerk haben sich Einrichtungen zusammengeschlossen, um Kinder und Jugendliche aus Bremen und dem Bremer Umland, die mit Tod, Trauer und Krankheit konfrontiert sind, zu unterstützen. Eine der Einrichtungen, die in diesem Netzwerk sind, ist das Kin-

derhospiz Löwenherz in Syke. Auch das Kinderhospiz Löwenherz ist auf Spenden angewiesen.

Zu Weihnachten kämen auch hier etwas mehr Spenden an als im Rest des Jahres, sagt Nicole Schmidt, Pressesprecherin von Löwenherz. „Manchmal verzichten Firmen auf Weihnachtsgeschenke für ihre Mitarbeiter und spenden stattdessen an uns.“ Sie wollen keine zu offensive Spendenakquise betreiben. „Öffentlichkeitsarbeit ist uns wichtig, aber immer mit Augenmaß“, sagt sie. Über das ganze Jahr unterlägen die Spenden ans Löwenherz-Hospiz keinen großen Schwankungen. Die Weihnachtszeit sei aber natürlich spürbar.

Yvonne Ritzmann von Trauerland bemerkt eine Veränderung in der Spendenbereitschaft allgemein: „Der Trend zum Spenden wird weniger.“ Mit ihrer Beobachtung liegt Yvonne Ritzmann richtig. Auch Max Mälzer, Geschäftsführer des deutschen Spendenrats, stellt fest: „Der Trend der letzten Jahre, dass immer weniger Menschen spenden, bleibt leider ungebro-

chen.“ Das gesamte Spendenvolumen bliebe nahezu stabil. Weniger Menschen spendeten also jeweils mehr als im Vorjahr.

Freiwilligenprojekt: Mogli sucht Balu

„Balu und Du“ heißt ein Projekt der Bremer Freiwilligenagentur.

Dabei finden jedes Jahr etwa sechzig Kinder in schwierigen Lebenssituationen, die eine weitere Bindungspersonen gut gebrauchen können, Mentorinnen und Mentoren.

Eine der ersten war die heute in Hamburg lebende Schauspielerin Anna-Lena Schwing. „Als überzeugte Balu weiß ich, dass die gemeinsame Zeit mit meinem Mogli für uns beide ein Geschenk ist“, sagt Schwing, die heute noch Kontakt zu dem Mädchen hat, das sie als 17-Jährige betreute.

In dem Programm „Balu und Du“ fördern Menschen im Alter von bis zu 30 Jahren Bremer Grundschulkinder. Einmal in der Woche treffen sie sich und unternehmen gemeinsam etwas. Durch die Freundschaft zu einem Balu entwickeln sie ihre Fähigkeiten weiter.

Wer ein Balu werden möchte, kann sich bei der Bremer Freiwilligenagentur melden.

Mehr Informationen: www.freiwilligen-agentur-bremen.de

 STIFTUNG
NATURSCHUTZ
Schleswig-Holstein

Natürlich hier.



Bitte blecht.
Für den Specht.

www.spechtretter.de
Spendenkonto
DE16 4306 0967 1007 0070 00

Foto: Anja Schuber

Mit 60* noch ins Gefängnis?

Kein Ehrenamt wie jedes andere.

Infos: www.hamburger-fuersorgeverein.de oder
Tel. 040 - 300 33 75 20

*mit Tagesfreizeit und Lebenserfahrung auch ab 25J.

Kind und Kegel**Für einen Euro ins Freibad**

In Bremen können Kinder und Jugendliche bis 16 Jahre ab dem kommenden Sommer die Freibäder für einen Eintritt von nur einem Euro nutzen. Das hat der Bremer Senat beschlossen. Bisher mussten die Kinder und Jugendlichen je nach Bädertyp immerhin zwischen 2,80 und 3,20 Euro für den Eintritt bezahlen. Die Freibadsaison 2020 soll ein Testlauf sein, ob geringere Eintrittspreise mehr Kinder und Jugendliche fürs Schwimmen begeistern.

Regenbogenfamilien

Der Bremer Senat hat eine Broschüre zu Regenbogenfamilien veröffentlicht. Laut Senat soll die Broschüre das Ziel erfüllen, den „stetig wachsenden Informationsbedarf in verschiedenen Bereichen der Gesellschaft zum Thema Regenbogenfamilien aufzugreifen und die unterschiedlichsten Familienkonstellationen und ihre Bedarfe sichtbar werden zu lassen“. Unter anderem werden Fragen zur Gründung von Regenbogenfamilien beantwortet. Zum Beispiel: Wie werden gleichgeschlechtliche Paare Eltern? Können Kinderwunschkliniken die Behandlung lesbischer Paare verweigern und was bedeutet eine private Samenspende für die rechtliche Stellung des Samenspenders gegenüber dem Kind?

Bei Trennung und Scheidung ist es schwierig, ein Modell zu finden, das den Bedürfnissen der Kinder nach Sicherheit gerecht wird
Foto: Andreas Gebert/dpa

**Babys Sprachentwicklung**

Mit einer von Göttinger Forschern mitentwickelten App können Eltern die Sprachentwicklung ihrer Kleinkinder verfolgen. Die Anwendung Babylex schätze die Anzahl der Wörter, die ein Kind kennt, und einen Prozentwert, der den Wortschatz mit dem Sprachvermögen anderer Kinder gleichen Alters und Geschlechts vergleicht, teilte die Universität Göttingen jetzt mit. Leistungsdruck solle die App aber nicht machen. Sie ersetze auch keine klinische Beurteilung. Die kostenlose App nutzt die Wortdatenbank der Universität Stanford.

„Eltern müssen Kinder freispre

Der Psychologe Stefan Rücker von der Universität Bremen untersucht im Auftrag des Bundesfamilienministeriums die Auswirkungen von elterlichen Trennung auf Kinder. Eltern sollten klar stellen,

Interview **Jens Fischer**

taz: Herr Rücker, geht es Kindern in einer kriselnden Beziehung eigentlich schlechter, als wenn sich ihre Eltern trennen würden?

Stefan Rücker: Problematisch ist, dass nach der Trennung die Probleme gar nicht weniger werden, sondern nur andere sind. Elternteile porträtieren sich nach der Trennung oder Scheidung negativ: Die Mutter sagt, „Papa ist so blöd“, der Vater: „Mama ist so dumm.“ Wenn das Kind dann das Gefühl hat, es stammt von einem blöden und einem dummen Elternteil, dann leidet das Selbstwertgefühl des Kindes. Und dazu gibt es Loyalitätskonflikte: Wo möchtest du denn eigentlich leben, wen magst du lieber? Das heißt, es kommt eigentlich nur zu einer Symptomverschiebung.

Wie können Eltern verhindern, dass ihre Kinder unter einer Trennung leiden?

Sie sollten Kinder freisprechen und sagen: „Es ist nicht deine Schuld.“ Und: „Wir bleiben beide in deinem Leben erhalten.“ Das muss man versprechen und halten. Wir sehen in verschiedenen Studien, dass die gesundheitsbezogene Lebensqualität am höchsten ist, wo gewährleistet ist, dass Kinder zu beiden Elternteilen Kontakt haben können, und zwar regelmäßig. Gerade in Trennungsphasen sehen Kinder ein Elternteil, oft den Vater, ja über Wochen nicht, und das sorgt dafür, dass Kinder hochgradig beunruhigt sind. Auch ein Problem: Es ist ja nicht allein so, dass sich Eltern trennen, sondern Kinder werden häufig auch von den Großeltern getrennt. Diese haben allerdings eine stabilisierende Wirkung, sie können Kindern Halt geben in einer Lebensphase, in der es die Eltern gerade nicht können. Aber ihnen wird der Kontakt zu den Enkeln genommen.

Hinzu kommen ja dann die Schuldgefühle von Trennungseltern ihren Kindern gegenüber.

Dann werden Kompensationsstrategien angewandt. Eltern überbieten sich manchmal wechselseitig mit attraktiven Freizeitprogrammen. Oder dadurch, dass sie Erziehung ausfallen lassen. Wir haben manch-

mal Eltern, die sagen, dass sie Erziehungsprobleme haben. Aber da müsste Erziehung überhaupt erst mal stattfinden. Aber das fällt vielen Trennungseltern schwer. Es ist wichtig für Kinder, dass sie auch mal Wünsche aufschreiben, abwarten können, dass man Kinder frustriert. Das wäre entwicklungsfördernd.

Kinder nehmen immer Schaden bei einer Trennung?

Nein, nicht immer, wenn wir Kinder haben, die seelisch sehr widerstandsfähig sind, und die gute familiäre und soziale Unterstützung bekommen, wenn die Eltern zugewandt sind, wenn sie behutsam und warmherzig mit dem Kind umgehen, sodass das Kind sich davon überzeugen kann, dass die Eltern wirklich erhalten bleiben, dann sind die Folgen relativ milde.

Wie können Eltern mit ihrem Schuldgefühl den Kindern gegenüber umgehen?

Was uns fehlt, ist Emotionsregulation. Wir haben keine Angebote, um Eltern aufzufangen. Eltern haben neben Schuldgefühlen ja häufig auch Angst. Angst vor Perspektivlosigkeit, Angst davor, das Kind zu verlieren. Was uns auch fehlt, ist so etwas wie Trauerbegleitung: Wenn ich abgelehnt, verlassen werde, tut das weh. Wir wissen aus verschiedenen Studien, dass Liebeskummer der schlimmste psychische Schmerz ist. Das sind genau die Stellschrauben, die wir bedienen müssen.

In welchen Modellen leben Kinder getrennter Eltern in Deutschland?

Man spricht schon vom Wechselmodell, wenn das Kind zu 30 Prozent bei einem Elternteil ist, viele Eltern würden da aber sagen, dass es das Residenzmodell ist. Umgekehrt gibt es das auch. Außerdem verändert sich der Umgang ja auch dynamisch durch die Bedürfnisse der Kinder. Vorschulkinder sind weniger wechselaffin, wenn sie dann in die Schule kommen, sieht das ganz anders aus, in der Pubertät wird dann wiederum das Residenzmodell bevorzugt, weil die Jugendlichen eine feste Peer-

group haben wollen und nicht zwei halbe. Es gibt aber Schätzungen, dass wir das wirkliche Wechselmodell, also die paritätische Doppelresidenz, vermutlich in fünf Prozent der Fälle haben. Zwischen dreißig und siebenzig Prozent bei einem Elternteil leben noch mal zehn Prozent – also 15 Prozent im Wechselmodell.

Also 85 Prozent leben im Residenzmodell. Das ist ja auch eines, das von Jugendämtern und Gerichten heutzutage bevorzugt wird. Oder?

Es ist das tradierte Modell. Aber wir haben seit dem 1. Februar 2017 das Urteil des Bundesgerichtshofs, wonach das Wechselmodell gegen den Wunsch eines Elternteils angeordnet werden kann. Davon wird aber kaum Gebrauch gemacht. Es gibt auch eine Schwierigkeit: In Absatz 2 heißt es, dass Konflikte zwischen den Eltern nicht im wohlverstandenen Interesse des Kindes sind. Man stelle sich vor – einen wechselmodellaffinen Elternteil und einer möchte das nicht. Es ist eine Einladung zum Streit. Momentan haben wir vor Gericht so viele Fälle wie kaum zuvor.

Worum geht es in den meisten Fällen?

Häufig geht es natürlich um Umgangsanteile, aber es sind auch Unterhaltsfragen. Es gibt eine relativ große Gruppe von Vätern, die nicht zahlt.

Es ist ja selbstverständlich, dass man für sein Kind zahlt.

Ja. Aber es gibt natürlich auch Väter, die sagen, ich betreue mein Kind zu 40 Prozent, zahle aber trotzdem den vollen Unterhalt, ist denn meine Betreuungsleistung nichts wert? Das verstehe ich auch.

Aber es gibt doch gerade politische Bestrebungen, das Wechselmodell zum Standard zu machen.

Das ist vom Tisch. Wir hatten im März dazu im Bundestag eine Anhörung auf Antrag der FDP, die für das verpflichtende Wechselmodell ist. Aber alle anderen Parteien haben dagegen gestimmt. Im Bundesministe-



SterniPark
Kinderhäuser & Jugendhilfe
Hamburg • Schleswig-Holstein
www.sternipark.de




Wir suchen für unser Mutter/Vater-Kind-Haus in Satrup und für die Jugendhilfeeinrichtungen

Erzieher (m/w/d)
Sozialpädagogen (m/w/d)
Heimerzieher (m/w/d)

Unser Team freut sich auf Dich.
bewerbung@sternipark.de
Jetzt bewerben!

follow us on Instagram



WACKELPETER
Ökologisches Essen für Kinder

Der Lieferservice für Kindergärten



Tel. 040-644 00 312
www.wackelpeter-service.com
info@wackelpeter-service.com

bugenhagenschulen

evangelisch inklusiv reformpädagogisch

Wir fördern und fordern!

Jedem Kind wird ermöglicht, seine Stärken und Leistungen voll entwickeln zu können.

Gross Flottbek
Grundschule bei der Flottbeker Mühle 28c
Tel.: 81 99 42 89

Ottensen
Grundschule bei der Osterkirche 17
Tel.: 28 80 29 33

jetzt anmelden

www.bugenhagenschulen.de

Im Verbund der Evangelischen Stiftung Alsterdorf



chen“

ienministeriums, wie sich die verschiedenen dass sie sich weiter kümmern werden

rium für Justiz hat seit einem Jahr eine Arbeitsgruppe getagt und Reformvorschläge erarbeitet für Sorge- und Umgangsrechtsfragen. Vätern kann man nun nicht mehr a priori das Sorgerecht entziehen, auch nicht den unverheirateten. Wer ein Kind zeugt, hat das Sorgerecht, das kommt so. Ich halte das für ein Trostpflaster dafür, dass das Wechselmodell nicht durchgekommen ist.

Jetzt bleibt das Residenzmodell Standard und wenn ein Vater mehr will, muss er klagen?
Ja. Vielleicht tut sich aber mit dem Generationswechsel noch

Anzeige

**malschule
Volksdorf**

- Malkurse für Kinder, Jugendl. + Erwachsene
- Kinder-Ferien-Malkurse im Juli und August 2019

Tannenkamp 33 / Volksdorf
Telefon 040 - 644 7 644
www.malschule-volksdorf.de

etwas. Wer jetzt eine Richterin hat, Anfang 30, hat schon mal eher die Chance auf ein Wechselmodell. Richter, männlich, vielleicht 50 und älter, haben noch ein anderes gesellschaftliches Rollenverständnis: Das Kind gehört zur Mutter.

Gibt es Forschungsergebnisse, welches Modell für Kinder das beste ist?

Wir haben weltweit 2.000 Studien durchgearbeitet, 1.950 waren wissenschaftlich mangelhaft, 50 konnten wir ernst nehmen, wir finden eine überwiegende Zahl von Studien, die sagen, dass das Wechselmodell besser ist, da so aufgewachsene Kinder psychisch weniger belastet und kognitiv besser entwickelt sein sollen. Es gibt Gelingensbedingungen für das Wechselmodell, die Eltern sollten etwa nicht zu weit voneinander entfernt leben, auch nicht zu stark miteinander im Konflikt liegen, eine relativ gute materielle Lage sollte bestehen.

Das sind fromme Wünsche ...

... aber auch die gleichen Kriterien, die dem Residenzmodell zugrunde liegen. In solch idealen Bedingungen geht es Kindern gut. Wenn dann noch ein positiver, zugewandter Erziehungsstil praktiziert wird, ist es eigentlich egal, in welchem Modell die Kinder aufwachsen. Ich muss ganz klar sagen, diesen hohen Suggestiongehalt, den die Modelle haben, den erfüllen sie nicht.

Aber man kann doch das Kind nicht fragen, möchtest du das Wechsel- oder das Residenzmodell?

Man kann Kinder im Alter von vier oder fünf Jahren fragen, was sie wollen. Natürlich kindgerecht. Mich interessiert der Kindeswille dabei eigentlich gar nicht primär, sondern wie er zustande gekommen ist, denn man muss ja Manipulation und Instrumentalisierung durch die Eltern ausschließen können. Ich brauche altersspezifische Kommunikationstechniken, um rausfinden zu können, was das Kind wirklich möchte. Da haben wir einen wahnsinnigen Entwicklungsbedarf im Bereich der Verfahrensbeistände, im Bereich der Fachanwälte für Familienrecht, im Bereich der psychologischen Gutachter, im Bereich der Richter und Richterinnen.



Stefan Rücker 47, leitet die Forschungsgruppe Petra, ein Verbundsystem von Einrichtungen und Diensten der Kinder- und Jugendhilfe, und die Arbeitsgruppe „Kindeswohl“ des Instituts für Klinische Psychologie und Psychotherapie an der Universität Bremen. Im Auftrag des Bundesfamilienministeriums hat er die Studie „Kindeswohl und Umgangsrecht“ erstellt. Rücker ist auch Autor und psychologischer Berater.



Birte Müller Die schwer mehrfach normale Familie

Mein alter, weißer Mann hat alle Macht über die Geräte

Ich habe einen Mann. Er ist ein weißer Mann. Da kann er nichts für, so ist er nun einmal. Außerdem ist er aus Sicht einer Pubertierenden möglicherweise sogar ein alter weißer Mann. Da kann er auch nichts für. Ich weiß nicht, wie es passiert ist, aber plötzlich ist er zu einem Feindbild geworden.

Er selber hat es übrigens noch gar nicht bemerkt, weil er sich überhaupt nicht alt findet und bei allem, was nur ein kleines bisschen nach Feminismus riecht, ganz schnell seine E-Mails abrufen geht oder etwas ähnlich Sinnvolles macht. Matthias hat Angst vor Feministinnen, sie sind ihm, sagt er, irgendwie zu aggressiv.

Er ist nämlich sehr harmonielliebig und friedlich. Er bekleidet übrigens auch keinerlei Ämter oder irgendwel-

Ich weiß nicht, wie es passiert ist, aber plötzlich ist er ein Feindbild

che Machtpositionen, die er gnadenlos ausnutzen könnte. Deswegen ist er wenigstens kein „mächtiger, alter, weißer Mann“, das ist immerhin auch schon etwas. Hier, zu Hause, hat Matthias allerdings eine Menge Macht, nämlich die über alle technischen Geräte. Die hören nämlich ausschließlich auf ihn.

Unser Blue-Ray-Player, die NAS-Dateiserver und mein Drucker spüren, dass vor ihnen eine alte, ohnmächtige Frau sitzt – auch ziemlich weiß übrigens – und sie funktionieren dann absichtlich nicht so, wie ich das will. Darum muss ich andauernd zu meinem Mann rennen und ihn darum bitten, mir zu helfen. Und dann übt mein Mann gnadenlos seine Machtposition aus und unterdrückt mich schamlos, indem er seufzend sagt: Ja, ich schau mir das später mal an. Dabei will ich doch jetzt sofort etwas ausdrucken!

Ich wundere mich wirklich, wie mein alter, weißer Mann das immer so hinbekommt mit der Technik. Er lötet sogar auf Platinen herum und so. Das bewundere ich schon ein bisschen, ich kann mir nicht helfen. Andererseits, alles bekommt er auch nicht hin. Wenn man ihn doch mal aggressiv sehen möchte, dann möge man vorbeikommen, nachdem er drei Stunden lang versucht hat, die gerade einmal zwei Jahre und zwei Monate alte Bluetooth-Box unserer Tochter zu reparieren.

Beim Einbau des neuen Akku ruft er ganz aufgeregt alle paar Minuten, um Olivia und mir begeistert das Innere des Gerätes und seine eigenen Fortschritte zu zeigen. Die Box funktioniert dann auch wieder, aber nach dem Zusammensetzen plötzlich doch nicht mehr.

Dann bekommt Matthias sein berechtigtes Heimwerker-Tourette. Und gegen Geräte wird er dann sogar gewalttätig.

Ich selber leide dagegen unter einem sehr ausgeprägten allgemeinen Technik-Tourette,

welches mich aber schon ab 20 Minuten erfolgloser Versuche, mir von meinem neuen Mac die Zwischenablage anzeigen zu lassen, handgreiflich gegen meine Maus werden lässt.

Wenn ich ehrlich bin, fühle ich mich von meinen technischen Geräten viel mehr versklavt als von meinem Mann. Sie sind es, die die Macht über mich besitzen! Deswegen würde ich auch niemals ein Smart-House haben wollen. Ein Schlaumeier Haus – nein, danke! Dann wirklich lieber Matthias, der hinter mir Fenster und Kühlschränke schließt und alle Geräte ausschaltet. Dankbar bin ich ihm dafür aber trotzdem nicht.

Mein Problem ist, dass ich mich sehr schnell bevormundet fühle. Vielleicht möchte ich ja gleich zurück ins Wohnzimmer gehen und dann weiter Radio hören? Woher will mein Mann denn das wissen? Aber er fragt auch nicht mehr, denn das nervt mich noch viel mehr, wenn er mit den Worten „Kann ich unten in der Küche die Lichter und den leeren Backofen wieder ausmachen?“ an die Tür meines Arbeitszimmers klopft. Ist ja auch wirklich eine beknackte Frage!

Apropos beknackte Frage: Wer erinnert sich noch an Karl Klammer? Diesen Microsoft-Office-Assistenten in Form einer Büroklammer mit Augen, der – nachdem man auch nur ein einziges Wort geschrieben hatte – plötzlich hervorsprang und einen mit der ewig gleichen Frage nervte: „Anschließend möchten Sie einen Brief schreiben. Brauchen Sie Hilfe?“

Ich habe Karl Klammer übrigens oft angeschrien, beschimpft, mit dem Cursor verknopft und brutal aus dem Bild geschleudert. Also all das, was ich bei schlechter Laune versuche, mit meinem Mann nicht zu machen. Er tut mir ein bisschen leid, dass er nun ein alter, weißer Mann ist – und somit irgendwie böse –, obwohl er wirklich keine Schuld trägt an Jahrhunderten von männlich-weißer Unterdrückung und Machtausübung oder meinen Computerproblemen.

Im Sportunterricht werden

Ich fühle mich von meinen technischen Geräten versklavt

die Grundschüler sicher bald „Wer hat Angst vorm weißen Mann“ spielen und halten das dann für politisch korrekt. Und ich werde mich weiter wundern, warum die Menschen oft so ungerecht werden, um Ungerechtigkeit zu bekämpfen, und ob es denn wirklich nicht möglich ist, bei Apple mehr als ein Element in die Zwischenablage zu kopieren.

Birte Müller, 45, ist Bilderbuchillustratorin, Autorin und Mutter zweier Kinder: Willi (12) mit Downsyndrom und Olivia (10) mit Normalsyndrom. Mehr Informationen auf www.iluland.de.

Ballett in Lesum, Bremen Nord, immer freitags:
Früh - Ballett – ab 3,5 J.
Kinder Ballett – ab 7 J.
Ballett + Spitzenschuhe – ab 12 J. - mit Tanzerfahrung!

Ballettschule Pirouette
Virginia Antonescu
Tel. 01711006008
Pirouette.bremen@web.de
www.pirouette-bremen.de

Kinderladen Maimouna in Hamburg

Wir arbeiten inklusiv, rassistischkritisch, Gender reflektiert und nachhaltig!

neugierig geworden? komm' ins Team!



www.maimounakila.de
oder 040 388 783

SterniPark
Kinderhäuser & Jugendhilfe
Hamburg • Schleswig-Holstein
www.sternipark.de



Wir suchen für unsere Kindertagesstätten im Hamburger Stadtgebiet

Erzieher (m/w/d)
SPA (m/w/d)
Heilerzieher (m/w/d)
Quereinsteiger (m/w/d)

Unser Team freut sich auf Dich.
bewerbung@sternipark.de
Jetzt bewerben!

follow us on Instagram

Spiel- & Bewegungsgeräte

Hengstenberg®
Pikler®
Bausteine
Möbel

Katalog kostenlos auf Anfrage

Basissgemeinde Wulfshagenerhütten eG
www.basissgemeinde.de
04346 368010

offiziell lizenzierter Hersteller
PIKLER woodworks

SCHWANGER, WIE ICH ES WILL!

MIT MamaPLUS BESTENS VERSORGT.

500 Euro Extra-Budget!

Mit MamaPLUS gibt's für Schwangere 500 Euro zusätzlich: für Hebammenrufbereitschaft, Geburtsvorbereitungskurs mit dem Partner, Untersuchungen und mehr. Bei uns informieren und wählen, was Sie wollen!

WWW.DAK.DE/SCHWANGER

DAK-Gesundheit
Ottenser Hauptstr. 10
22765 Hamburg

Tel.: 040 86 69 053-0
Fax: 040 86 69 053-70 50
service715400@dak.de

DAK Gesundheit
Ein Leben Lang

wohnungsmarkt

ABELANTE

UMZUGSKOLLEKTIV

Tel./Fax:
040/43 25 16 17
Bernstorffstr. 117
22767 Hamburg

zapf umzüge

- Unverbindliche Beratung
- Nah – Fern – Übersee
- Bahnversand
- Kartonverkauf
- Lagerservice

040 – 85 33 39 0

Mo - Fr 8 - 18 Uhr · Sa 8 - 12 Uhr
hamburg@zapf.de www.zapf.de
Großmannstr. 129, 20539 Hamburg

wohnen bietet

5er-WG (m 63, m 60, w 57, w 50, m 12) in Altbauvilla mit Garten in Altona sucht ab 1.02.20 ein neues Mitglied: verantwortungsbewusst, berufstätig, NR, 40 - 65, gerne Pendlerin. Helles, ruhiges Zimmer 22 qm, 500,- incl. NK. w 30@gmx.de

wohnen suche

Projekt, Gemeinschaft, Zusammenleben in Altona und umzu in Loft, Haus, WG, Fabriktag zur Miete oder zum Kauf gesucht von Frau mit Lust auf Gemeinschaft und andere Lebensformen. Mail to futureofliving@t-online.de

BLACK-STAR-EXPRESS

Umzüge
Kurierfahrten
Kleintransporte Nah und Fern
Entrümpelung / Haushaltsauflösung
Tel: 0172 / 5401928

Wohlwillstr. 22 20359 Hamburg

taz.de/ bewegung

PLATTFORM FÜR VERÄNDERUNG

stellenmarkt

Wir suchen zum nächstmöglichen Zeitpunkt für unsere Geschäftsstelle in Wustrow eine:



Fachkraft Finanzen (w/m/d)
(Teilzeit 25h/Woche)

Aufgaben: Finanzplanung und -verwaltung sowie Controlling öffentlich geförderter Projekte (Ziviler Friedensdienst)

Koordination Internationale Trainingsarbeit (w/m/d)
(Teilzeit 25h/Woche)

Aufgaben: Trainingskoordination mit Schwerpunkt Finanzadministration inkl. Beantragung und Abrechnung von Zuschüssen

Eine detaillierte Stellenausschreibung mit Anforderungsprofil finden Sie unter www.kurwewustrow.org in der Rubrik „Aktuelles“.

KURVE Wustrow, Kirchstr. 14, 29462 Wustrow; Tel: 05843-9871-0, info@kurwewustrow.org

nordwiese

Kleinanzeigen schalten

Erscheinungsweise: jedes Wochenende

Private Kleinanzeigen: 5 Zeilen mit ca. 40 Zeichen pro Zeile kosten pro Erscheinen 6 €, jede weitere Zeile 1,20 €

Gewerbliche Kleinanzeigen: 5 Zeilen mit ca. 40 Zeichen pro Zeile kosten pro Erscheinen 21 €, jede weitere Zeile 4,20 €

Chiffregebühr: 5 € zusätzlich

Annahmeschluss: Dienstag 24.00 Uhr

Bezahlung per Abbuchung (IBAN, Vor- und Nachnamen angeben) oder Vorkasse. Rechnungsstellung nur für gewerbliche Kleinanzeigen möglich.

Kleinanzeigenannahme unter www.taz.de oder per E-Mail, Fax, Brief.

Hamburger Annahme:

kleinanzeigen@taz-hamburg.de

Fax (040) 38 90 17 - 10

taz hamburg | Kleinanzeigen, Stresemannstraße 23, 22769 Hamburg

Bremer Annahme:

kleinanzeigen@taz-bremen.de

Fax (0421) 960 26 - 60

taz bremen | Kleinanzeigen

Pieperstraße 7, 28195 Bremen

Antworten auf Chiffre-Anzeigen bitte mit Chiffre-Nummer per Post oder E-Mail an eine der angegebenen Adressen senden.

marktplatz

naturkost

Abakus- der Mitgliederladen im Stein- tor Preiswerte Öko-Produkte durch die Mitgliedschaft in unserer Service- Coop. Naturkost, die sich rechnet! **Abakus Naturkost**, Grundstr. 30, 28203 Bremen. ☎0421- 79 49 351

Kleinanzeigen online aufgeben?

www.taz.de

Die Frauen und Kinder des **1. & 3. Hamburger Frauenhauses** freuen sich über Spenden für ihr Weihnachtsfest



Spenden

Hamburger Sparkasse,
IBAN: DE06 2005 0550 1318 1209 93

BIC: HASPDE33

Stichwort: Für mittellose Frauen und Kinder

Frauen helfen Frauen Hamburg e.V.
www.frauenhelfenfrauen-hamburg.de
info@frauenhelfenfrauen-hamburg.de



Heiß geliebt

Geborgenheit und Nähe schenken.
Bitte unterstützen Sie Kinder und Familien in Not mit Ihrer Hilfe. **Danke!**



SOS KINDERDÖRFER WELTWEIT

Tel.: 0800/5030300 (gebührenfrei)
IBAN DE22 4306 0967 2222 2000 00
BIC GENO DE M1 GLS

www.sos-kinderdoerfer.de

2019/1

taz nord thema



Kostprobe

Leidenschaft für genussvolles Essen und Trinken! Der Norden bietet ein breites kulinarisches Spektrum. Wertvolle Anregungen finden Sie in unserem monatlich erscheinenden taz Thema «Kostprobe»

Nutzen Sie das vielfältige redaktionelle Umfeld dieser Seiten, um sich einer motivierten und interessierten Leserschaft sowie zahlreichen Multiplikatoren zu präsentieren.

Anzeigenschluss: Dienstag, 17. Dezember
Erscheinungstermin: Samstag, 21. Dezember

Kontakt für Buchung und weitere Informationen:
taz nord Anzeigenabteilung | anzeigen@taz-nord.de
Telefon: Hamburg (040) 38 90 17-454 | Bremen (0421) 9 60 26-442

taz nord thema



ALLES, WAS RECHT IST

Die aktuelle Rechtsprechung in Norddeutschland wird auf diesen Sonderseiten begleitet, berücksichtigt werden verschiedenste Rechtsgebiete. Abgerundet werden die Seiten mit Kurzmeldungen.

Nutzen Sie das vielfältige redaktionelle Umfeld dieser Seiten, um sich den motivierten und interessierten LeserInnen der taz zu präsentieren, um deren Aufmerksamkeit für Ihre Kanzlei, Ihr Beratungsangebot anzuregen.

Anzeigenschluss: Dienstag 17. Dezember 2019
Erscheinungstermin: Samstag 21. Dezember 2019

Weitere Informationen und Leserschaftsdaten:
taz nord Anzeigenabteilung | anzeigen@taz-nord.de
Telefon: Bremen (0421) 9 60 26 442 | Hamburg (040) 38 90 17 452

taz rad VELOURUTION



10% Rabatt
für taz-AbonentInnen
und GenossInnen*

**Klima-
freundlich**
taz, das Rad
1.500 €

www.taz.de/rad

taz Verlags- und Vertriebs GmbH,
Friedrichstr. 21, 10969 Berlin